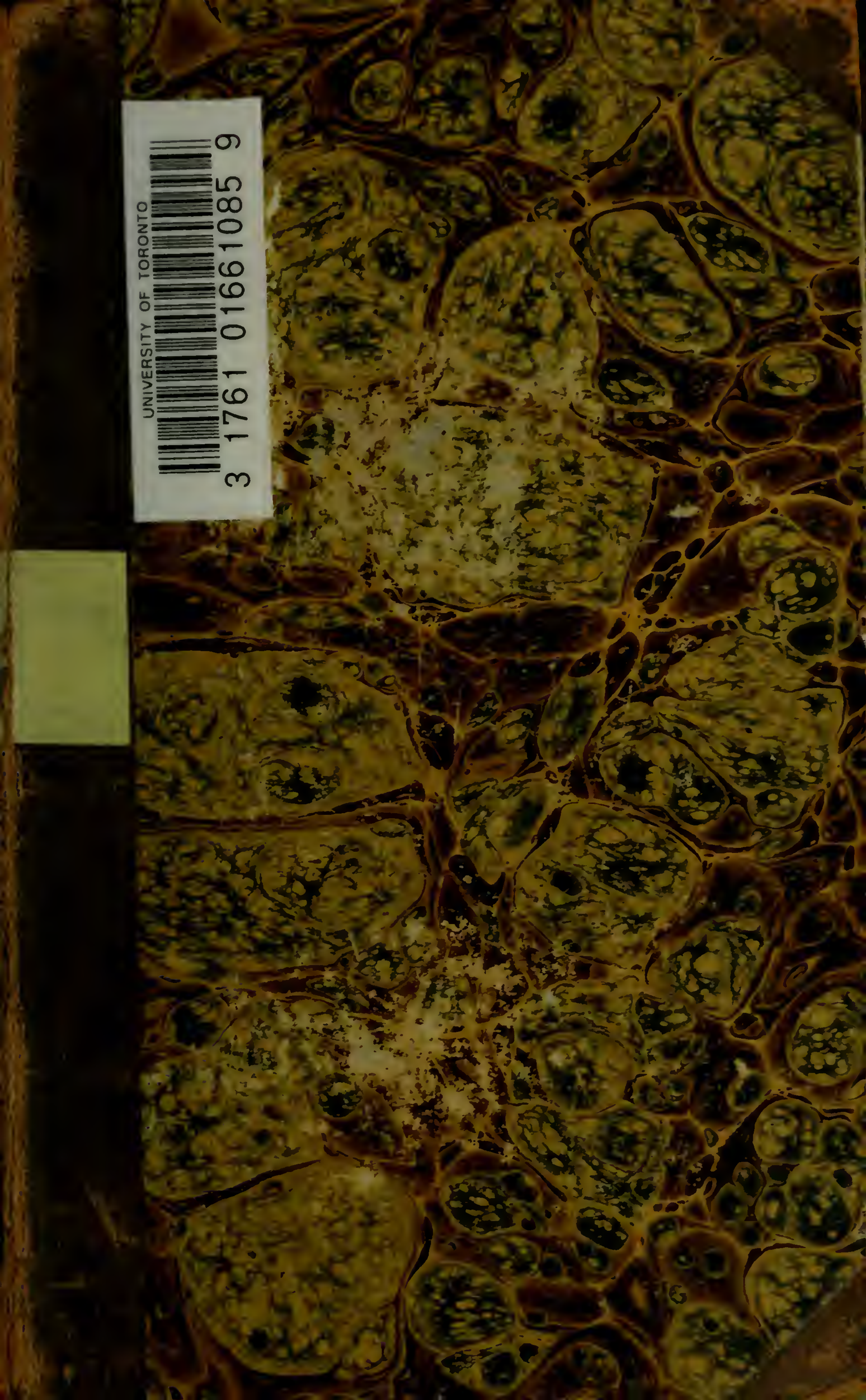






Erinnerungen

aus und an Frankreich.

Von

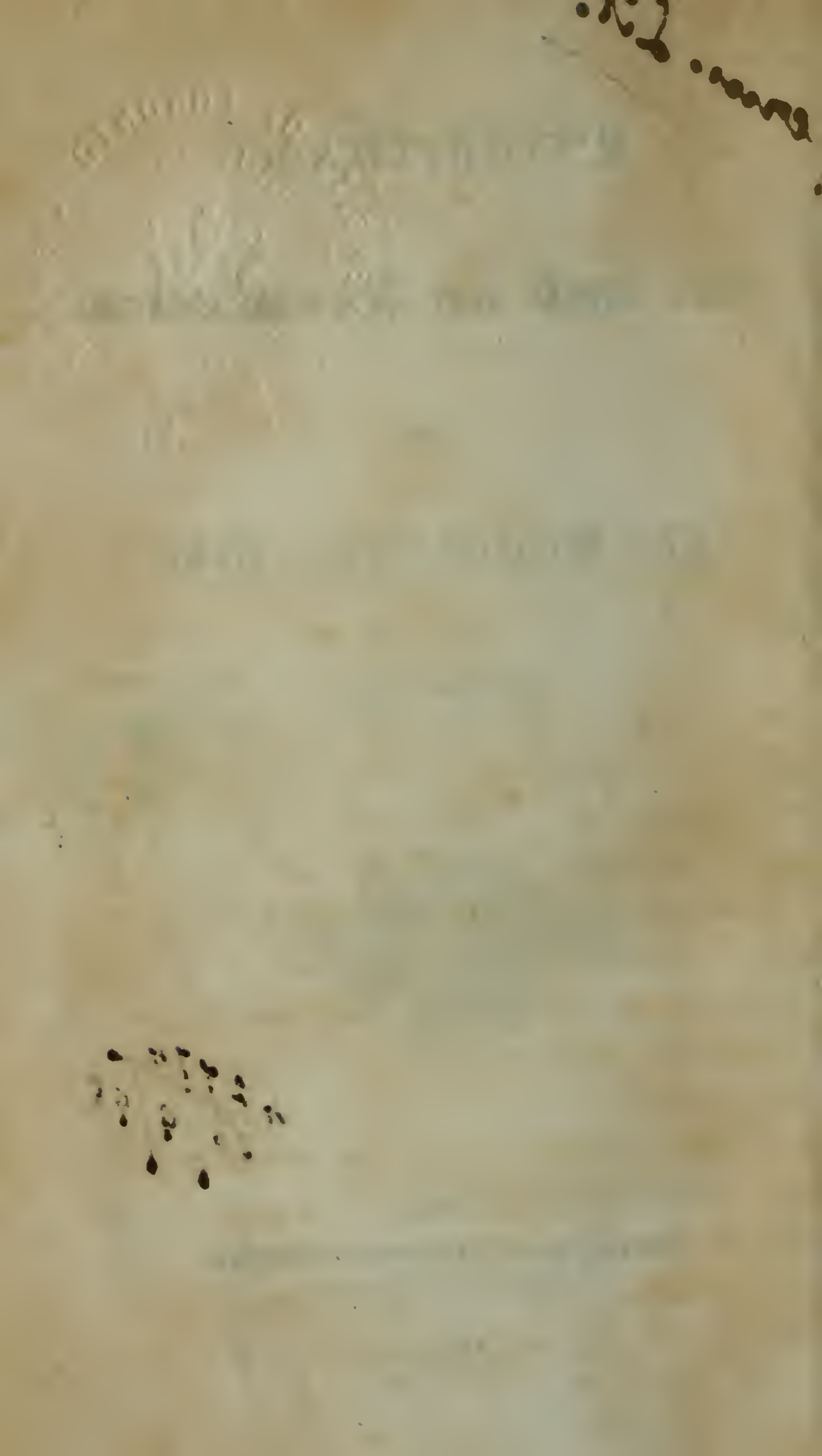
Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zweiter Band.

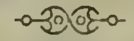


Berlin.
Verlag von Alexander Duncker,
Königl. Hofbuchhändler.

1842.



Das Land an der Loire.



Von Tours bis Amboise pflegt man das Land zu nennen le jardin de la France. Ich würde diesen Namen unbedingt den Ufern der Loire entziehen und denen der Garonne geben. Kann sein, daß das unerträglich regnerische Wetter, welches sich nach einigen Ruhetagen mit erneuerter Gewalt fühlbar machte, den Eindruck des Landes schwächte. Allein davon abgesehen fühlte ich mich zwischen großen grünen Wiesen, Pappelalleen, Obstbäumen, Feldern, Nadelhölzern vollkommen im Norden, im freundlichen, cultivirten, aber im Norden. Es giebt Momente, wo es mir ganz und gar bedauerlich vorkommt, und wie ein herbes Schicksal erscheint fern von den sonnigen Segnungen des Südens leben zu müssen. Dort — gar nicht! Mein Interesse gleichsam für den geistigen Boden, aus welchem so viele

große Menschen, wichtige Momente und ernste Schicksale emporgekeimt waren, überwog das für den materiellen Boden. Hier begann die französische Geschichte einige Consistenz zu gewinnen. Von 1152, wo Heinrich II. sich mit Eleonore von Guyenne vermählte, bis 1451, wo Dunois die Guyenne als die letzte englische Provinz in Frankreich wieder für Carl VII. eroberte, war Macht und Einfluß der englischen Könige sehr störend für die französische Monarchie. Unter Philipp August und seinen Nachfolgern hatten sie zwar keinen Besitz in Frankreich mehr, allein sie warteten immer auf eine Gelegenheit, um zu ihren verlorenen Rechten zu gelangen, und fanden sie, als die directe Linie der Capetinger mit Carl dem Schönen im Jahre 1328 ausstarb. Edward III. behauptete näheres Recht an die Krone zu haben als Enkel Philipps des Schönen durch seine Mutter Isabelle — als Graf Philipp von Valois, welcher dessen Neffe war. Aber die Etats généraux hatten bereits 1316 bei dem söhnelosen Tode Ludwigs X. die Successionsunfähigkeit der Töchter feierlich erklärt; und die Franzosen waren noch nicht, wie hundert Jahre später, durch Faktionen nnd Parteiungen demoralisirt genug, um sich einem fremden Könige zu unterwerfen. Der Graf von Valois bestieg den französischen Thron, und

Edward III. blieb nur der Krieg übrig, wenn er seine Ansprüche nicht aufgeben wollte. Er begann ihn. Die Schlachten von Crécy und von Poitiers gaben ihm die Normandie und Aquitanien; König Johanns Gefangenschaft sicherten sie ihm. Die Valois waren keine Männer der Kraft; schön waren sie, anmuthig, auch schlau und geistreich zum Theil; große Herrschergaben sind immer selten, und ich denke, sie haben deren nicht viel mehr noch viel weniger in ihrer Reihe aufzuweisen, als die meisten Königsfamilien; — aber sie hatten Unglück! Carl der Weise starb in jungen Jahren, Carl VI. lebte in langem Blödsinn, Heinrich II. ward im Turnier von Freundeshand getödtet, Heinrich III. ermordet; sie hatten eben kein Glück! Wollte man sagen, sie wären noch mehr thöricht, unfähig und unverständig gewesen, als unglücklich, so würde das nur meine Meinung bestätigen — denn das Glück macht gut, was die Thorheit verdorben hat. Die englischen Könige wußten sehr gut, Unglück und Unfähigkeit der französischen zu benutzen, und das Wiegenkind Heinrich VI. nahm den Thron von Frankreich ein, während der Dauphin Carl hier im Land an der Loire, in Chinon meistens und in Bourges, ein klägliches, thatloses, von Frauen und Günstlingen abhängiges Leben führte, und während das Volk

die fremde Herrschaft haßte, Parteiführern anheim fiel, und von Freund und Feind maßlos zu leiden hatte. Und aus diesem gemarterten und verwahrlosten Volke, das keinen König hatte und kein Brod, dem die Sicherheit des Lebens fehlte und die des Eigenthums, das jeder Willkür preisgegeben, jeder Bedrängung ausgesetzt, und in dieser Verwilderung ebensowol feig als blutdürstig worden war — ging das junge Mädchen hervor, das Frankreich rettete, um auf dem Scheiterhaufen als Ketzerin zu sterben. Still, fromm, demüthig, auf nichts und auf Niemand sich verlassend als auf den Gott, der im Schwachen mächtig ist, that Jeanne d'Arc Wunder wie keine Heilige sie je gethan. Sie stand nicht unter fremdem Einfluß, sie war kein Werkzeug in andrer Hand, keine Partei dirigirte und kein Priester fanatisirte sie. Wie eine Vertreterin und Repräsentantin des guten Prinzips, das in dem Kampf böser Geister völlig erloschen schien, um sich in ihr desto glanzvoller zu conzentriren, erschien sie wahrhaft von Gott gesendet, und trat unmittelbar unter seiner Hand hervor. Sie war 1409 zu Greux, im Kirchspiel von Domremy in der Champagne geboren. Ihre Eltern waren wohlhabende Bauern, glühende Armagnacs, bitter die englische Herrschaft hassend und Alles was ihr anhing. Ihre drei Brüder

nahmen heftig Theil an den Schlachten, welche die Kinder von Greux den Kindern des benachbarten Dorfes Marey lieferten, das burgundisch gesinnt, und folglich für England war. Oft kehrten die Knaben blutig in ihr Dorf zurück. Mit dieser brennenden, durch Leid jeder Art ins Herz geätzten Liebe für den angestammten König, ward Jeanne von der Wiege an umgeben und mit ihr ernährt. Als sie heranwuchs verbrachte sie Stunden und Tage unter dem arbre des fées, in der Nachbarschaft ihres Dorfes, von dem wunderbare Sagen voll geheimnißvoller Einwirkungen und Visionen seit alten Zeiten im Volk lebten. Wer kann wissen, was da durch ihre Seele gegangen ist? Sie hütete die Heerden ihrer Eltern, sie besorgte häusliche Verrichtungen; aber immer fester und fester ward die Ueberzeugung in ihr: -- sie sei bestimmt, die Belagerung von Orléans, der einzigen wichtigen Festung des Dauphins, aufzuheben, und ihn zur Krönung nach Rheims zu führen. Es giebt Ueberzeugungen, die sich im Menschen mit solcher Kraft und solchem Uebergewicht über alle andern ausbilden, daß man den Grund dazu in ihrer unausbleiblichen Verwirklichung oder in ihrer unerschütterlichen Wahrheit voraussetzen muß. Gewiß ist, daß Jeanne d'Arc unabhängig von menschlichen Einwirkungen zu den

ihren gelangte — beachtenswerth, daß sie gesund und kräftig war, und daß ihr die Entwickelung ihres Geschlechts fehlte. Im Winter von 1429 stellte sie sich unter den Schutz einer kleinen Kriegerschaar, die sich zum Dauphin begab, und zog mit derselben, ganz ihrer Sendung voll, demüthig aber fest und stark, quer durch ganz Frankreich zum Hoflager in Chinon. Aus dem Dorfkirchlein von Fierbois, seitwärts am Wege zwischen Châtellerault und Tours, nahm sie ein Schwert vom Grabmal eines Ritters, und am 24. Februar ward sie dem Dauphin vorgestellt. Das Zimmer, in welchem dies geschah, wird noch im Getrümmer des alten Schlosses zu Chinon gezeigt. Wie begeisternd und kräftigend ihre Erscheinung wirkte, geht aus den einfachen Thatsachen hervor, daß die Engländer am 21. Mai Orléans verließen, und daß der Dauphin am 17. Julius zu Rheims gekrönt wurde. Nun war ihre Mission erfüllt, nun wollte sie heim. Ich weiß nichts, was lieblicher und rührender wäre, als ihr Benehmen nach der Krönung. Während der Ceremonie stand sie in der Kathedrale ganz nah neben dem König und dem Hochaltar, mit ihrer Fahne in der Hand, der weißen liliengestickten Fahne, der die Soldaten von einem Ende Frankreichs zum andern zuversichtlich und siegreich folgten. Später, vor Ge-

richt, böser Zaubermittel angeklagt, suchte man in jeder ihrer Handlungen einen Beleg dafür, und man befragte sie auch um diese. Sie antwortete einfach: „L'étendard avait été à la peine, c'était bien raison qu'il fût à l'honneur." Nach der Krönung umarmte sie mit heißen Thränen die Knie des Königs und sagte weinend: „Gentil roi, ores est exécuté le plaisir de Dieu, qui voulait que vinssiez à Reims recevoir votre signe sacre, en montrant que vous êtes vrai roi, et celui auquel le royaume doit appartenir. J'ai accompli ce que messire m'a commandé, qui était de lever le siège d'Orléans et de faire sacrer le gentil roi; je voudrais bien qu'il voulût me faire ramener auprès mes père et mère, à garder leurs brébis et bétail, et faire ce que voudrai faire." — (Chronique de la Pucelle.) — Aber die Heerführer ließen sie nicht in die Heimath gehen! ihre Einwirkung auf den Sinn der Soldaten war allzu begeisternd, und daher ihr Platz im Heer unersetzlich. Von Bitten und Vorstellungen gerührt, nicht überzeugt, blieb sie, blieb muthig, kräftig, zuversichtlich zum Recht des Königs und zum Gelingen seiner Sache; aber nicht mehr mit dem Gefühl der Nothwendigkeit, daß sie derselben helfen solle und werde. Ist das nicht bewundernswerth und ganz einzig:

so Großes gethan zu haben, so glänzenden Erfolg zu erlangen, in so seltener, unumschränkter Stellung sich zu sehen, umringt von Gehorsam, Andacht, Verehrung, und nicht einen Augenblick zu vergessen, daß sie der Sache nur so lange nothwendig ist, als sie sich ein Werkzeug Gottes zu sein fühlte — und aus dem siegesfreudigen Leben heim zu wollen, um die Heerden des Vaters zu hüten — und als man es verweigerte, sich zu resigniren und treulich fort zu dienen, wenn sie auch nicht mehr helfen kann — ich muß sagen, sie kommt mir wie eine große Heilige vor. Am 24. Mai 1430 wurde sie bei Compiègne gefangen und vor das geistliche Gericht zu Rouen gestellt, dessen Vorsitzer der Vicar der Inquisition und der Bischof von Beauvais waren; denn es lag den englischen Heerführern daran, sie als eine böse Zauberin darzustellen, damit das englische Heer wieder Muth nach ihrem Tode fassen, und glauben möge, es sei nur vor höllischen Mächten erlegen. Sie setzte oft ihre Richter selbst in Erstaunen durch ihren klaren Verstand, ihre Reinheit, ihre Treuherzigkeit. Man fragte sie, ob sie in der Gnade Gottes sei. Sie antwortete nachdenklich: „C'est une grande chose de répondre à une telle question." Einer der Assessoren unterbrach sie; er hieß Jean Fabri und Gott segne ihn, den Ehrenmann! er

sagte: „Oui, c'est une grande question, et l'accusée n'est pas tenue d'y repondre." Da rief ihm der Bischof wüthend zu: er thäte besser zu schweigen, und Jeanne d'Arc sagte: „Si je n'y suis pas, Dieu m'y veuille recevoir, et si j'y suis, Dieu m'y veuille conserver." Dann, als man sie um ihre Fahne fragte: „Je le portais aulieu de lance, pour éviter de tuer quelqu'un, je n'ai jamais tué personne." Dann, als man wissen wollte, welche Kraft sie ihrer Fahne zuschrieb: „Je disais: entrez hardiment parmi les Anglais — et j'y entrais moi-même." Aber ebenso einfach verharrte sie auch bei ihrer Behauptung, von Gott gesendet und durch himmlische Erscheinungen dazu berufen zu sein; und wenn man sie momentan durch Drohungen und Spitzfindigkeiten verwirrt gemacht und zum Widerruf genöthigt hatte, so blieb sie doch nie bei dieser Verleugnung ihrer Ueberzeugung. Sie wollte auch gar nicht gern sterben! unerschrocken war sie mit ihrer Fahne die Erste in der Schlacht gewesen, aber so sterben zu sollen, als Verbrecherin, als Hexe, in gräßlicher Qual und auf dem Scheiterhaufen — davor fürchtete sie sich, und sie hätte gern Alles eingestanden, dessen man sie beschuldigte; doch es kam ihr wie eine Verleugnung Gottes vor. Die Priester lieben nun einmal nicht, wenn Andre

als sie im Namen Gottes sprechen, und sie betrachten sich als das einzig reine Organ, das er annehmen dürfe; so wurde Jeanne d'Arc verdammt, als Ketzerin „transgressant la loi divine et les ordonnances canoniques," und am 30. Mai, 1431, auf dem Markt zu Rouen verbrannt. Sie starb — als es nun doch endlich zum sterben kam — still und gelassen. König Carl VII. bewegte nicht seinen kleinen Finger, um das arme junge Mädchen zu retten, das seine Krone und ihr Leben ihm gab. Aber das Zaubermittel, welches Jeanne d'Arc gegen die Engländer angewendet, wirkte noch mit ihrem Tode fort: die Franzosen behielten das Bewußtsein der Schmach, des Elends und der Zerrissenheit, in die sie durch die fremde Herrschaft gestürzt worden waren, und vereinigten sich mit aller Kraft gegen dieselbe. Die Engländer wichen und wichen. Nach zwanzig Jahren war Carl VII. unbeschränkt König von Frankreich, und sei es, daß die Jahre und die Erfahrung günstig auf ihn gewirkt, oder daß ihm die Zustände mehr Freiheit ließen, seine besondern Talente zu entwickeln — genug er traf Einrichtungen, um die zügellosen Soldaten zu bändigen und um den Uebermuth der Prinzen und der großen Vasallen zu unterdrücken, welche ihm ganz die Liebe seines Volks gewannen. Er errich-

tete regelmäßig besoldete Ordonnanz-Compagnien, deren Führer er für die Verbrechen der Soldaten verantwortlich machte, und die Ueberbleibsel dieser wilden Kriegsleute, die Ecorcheurs, Routiers, Armagnacs genannt wurden, mußte der Dauphin Ludwig auf Begehren Kaiser Friedrichs III. gegen die Schweizer führen, die unter sich und mit ihm um die Toggenburgsche Erbschaft haderten. Frankreich wurde diese Plage los. Der kluge Dauphin sah diese Schweizer in der Schlacht zu St. Jacob an der Birs, er sah sie nicht siegen, nur fallen; aber er beschloß wol damals schon, um jeden Preis dies Volk in sein Interesse zu ziehen — und Gott weiß, wie gut es ihm später gelang! — Carl VII. errichtete außer jenem besoldeten Heere in den Städten die Francs-archers; dadurch wurden die Feudalarmeen unbedeutend und die großen Vasallen verloren ihr Gewicht, denn der König hatte eine von ihnen unabhängige Stütze, und die Monarchie wurde allmälig absolut.

Das Alles that Carl VII., feiner, umsichtiger, als seine erstaunten und mißvergnügten Großen es ihm je zugetraut; und das ging von hier aus, denn er hatte das Land an der Loire gern, zog darin von einem Schloß zum andern, und schenkte Loches der geliebten Agnes Sorel.

Aber nicht wahr? damit kann man schon eine Gegend lebendig machen, und wenn's eine Steppe wäre. Uebrigens hatte fast jede Station ihre Particularität, und war nicht so verdrießlicher Art wie der Ueberfall zu Châtellerault. Bei Les Ormes liegt das Dorf Haie, wo Réné Descartes geboren ist, der aus einem Ingenieuroffizier ein großer Philosoph geworden, der da behauptet hat: die ganze Welt habe sich zusammengewirbelt. Behaupten ist Eines, durchführen ist ein Anderes; und möge es ihm auch gelungen sein — ich bin nun einmal, was Kosmogonien betrifft, aus voller Seele für den alten poetischen Moses. Bei Sainte Maure liegt das vorhin erwähnte Fierbois. Ein einziges Mal hat Jeanne d'Arc das arme Dorf betreten, und es hat seinen unsterblichen Namen. Bei Montbazon liegt eine höchst malerische Schloßruine, und es gehörte einst jener schönen und intriguanten Herzogin, der es den Namen gab. Sie war zur Zeit der Fronde die glühende Feindin der Herzogin von Longueville. Wenn ich in Gedanken dem Laufe der Loire abwärts folgte, so kam ich nach der Trappisten-Abtei Meilleraye, zu dem Orden, in welchen der Herr von Rancé sich flüchtete vor Grausen über das unfehlbare Ende alles Lebens, nachdem er Frau von Montbazon als Leiche gesehen. Damals aber,

1666, war Soligny la Trappe in der Normandie, von Botrou II. Graf von Perche im 12. Jahrhundert gestiftet, das Haus des Ordens, von dem er auch den Namen annahm. Er befolgte die strengste Regel des St. Bruno, der die Karthäuser gestiftet hat. Rancé wurde Abt in la Trappe und reformirte den Orden, der etwas von seiner Strenge nachgelassen. Durch ein Dekret der Nationalversammlung wurden die Trappisten 1790 aus Frankreich verbannt; sie gingen nach England, nach Val-Sainte im Canton Freiburg, und als sie 1817 die Erlaubniß zur Rückkehr bekamen und la Trappe zerstört fanden, etablirten sie sich in der ehemaligen Bernhardiner Abtey Meilleraye, bis sie 1831 geschlossen wurde. Es gab auch Klöster von Trappistinnen, eben so eisern und steinern wie jenes delle Trente tre in Neapel, an das ich gar nicht ohne eine gewisse Erstarrung der Seele denken kann. Nicht weit von Meilleraye ist Palais, wo 1079 Peter Abailard geboren ward — dieser zauberhafte Mensch, der neben den dialektischen Productionen seines scharf- und tiefsinnigen Kopfes die lieblichsten Liebeslieder dichtete; dessen Schule der Philosophie und Theologie zu Paris so besucht war, daß zuweilen mehr Studirende als Bürger dort gewesen sein sollen; der die schönste und geistvollste Frau des Jahrhun-

derts sich nach und ins Kloster zog; und dessen Ruhm dennoch so völlig untergegangen, daß seine größte Glorie ist: von Heloise geliebt worden zu sein. Selten, selten mag das Auge eines Gelehrten über die Blätter hingleiten, welche die Bibliotheken von ihm besitzen, noch seltner mag er daraus eine andere Befriedigung ziehen, als die, welche man empfindet, wenn man eine Curiosität abgefertigt oder eine Pflicht erfüllt hat. Aber Tausende wallfahrten zum Grabmal von Abailard und Heloise, so apokryphisch es auch sein möge, und so störend — wenigstens für mich — die aufgeputzte, herzlose Umgebung des Père la Chaise-Gottesackers zu Paris auch ist; und daß sie es mit Theilnahme thun, zeigen die tausend Kränze, welche jenes Grabmal in ein Blumenbeet verwandeln. Und glauben Sie, daß die Kränze dem Genie Abailards gegolten? oder seiner Liebe? ich denke, neun Zehntheil gehören Heloisen, und mit Recht: Abailard hat sich lieben lassen, Heloise hat geliebt. Uebrigens ist das auch ganz so in der Ordnung! das Beste, was ein Mann für eine Frau thun, das höchste Glück, was er ihr bereiten kann, ist: daß er ihr Gelegenheit giebt, ihr Herz zu offenbaren. Abailard starb 1142 als Benediktinermönch zu Cluny, Heloise zwanzig Jahre später als Abtissin von Argenteuil. Wie er

ihr ganzes Leben bestimmt und gelenkt, einst ihrem Herzen, später ihrem Ordenshause Gesetz und Regel gegeben, und nichts von ihr verlangt hat, als die Quintessenz aller Opfer, aller Ergebenheit, aller Treue — wie sie die Seine war über das Leben hinaus, und nicht mit der banalen Phrase: bis ans Grab — das hat die Sage lieblich aufgefaßt, indem sie erzählt, daß, als man ihre Leiche in sein Grab gebettet, seine Todtenarme sich nach ihr ausgestreckt haben. Ihre Asche noch war sein Eigenthum. Glückselige Heloise! ich sage nicht — glückliche.

Von dem geraden Wege nach Tours bin ich ein wenig abgeirrt. Verzeihen Sie mir's! ich werde über Chinon dahin zurückkommen, das der Geburtsort von Rabelais ist. Ich nenne ihn, weil er auch zum Stolz der Touraine gehört, und wegen seines Witzes und beißenden Humors als der Typus der Satyriker gilt. Mir ist er zu burlesk. Farcen müssen im kleinen Styl, nicht kolossal gehalten werden, und wem's nur gilt sich über Alles lustig zu machen, der braucht dazu vielleicht mehr Frechheit als Witz.

Nun, da ist denn endlich Tours! wenn St. Gregor und St. Martin die Stadt nicht mehr beschirmen sollten, die ehedem ihnen geweiht war, und die in unsern unheiligen Zeiten die Heiligthümer zerstö-

ren und entadeln ließ, welche einst ihr Palladium gewesen: so ist davon wenigstens keine dem Auge sichtbare Spur der Umgebung eingeprägt. Tours liegt sehr anmuthig in einer weiten Ebene zwischen der Loire und dem Cher, an dem Ufer des ersten Flusses, und eine Kette von Hügeln rund umher, wie ein freundlicher Kranz, aus dem ganz ernsthaft, wie dunkle Blumen, Ruinen, alte Thürme, verfallene Abteien hervortreten. Ebenso ist auch die Stadt; zum Theil freundlich und elegant wie die neue — zum Theil ernst und sinnvoll wie die alte Zeit; schöne moderne Häuser, in prächtiger schnurgerader Straße, dazwischen die Kathedrale, die Thürme der Abtei von St. Martin, die Reste des alten Schlosses. Wir fuhren von einer langen Anhöhe hinab; da konnte man so recht das ganze Gemälde überschauen, und es ist wirklich eines langen Blickes werth. St. Martin und St. Gregor waren Bischöfe von Tours. Von dem ersten weiß ich nichts als die Legende von seinem mit dem Bettler getheilten Mantel. St. Gregor ist 539 geboren und 593 gestorben und der älteste Geschichtschreiber der Franzosen. Er erzählte ihre Geschichte von der Zeit an wo die Franken sich in Gallien festsetzten bis auf seine Tage. St. Franciscus de Paula ist freilich auch hier gestorben; aber der ist ein Fremdling

und aus dem fernen Calabrien, und Ludwig XI. ließ ihn in einer seiner Anwandlungen von Devotion zu sich kommen, damit der arme fromme Mann ihm sein Gewissen ruhig mache. Dieser Ludwig XI.! es gingen ihm wirklich Gedanken und Absichten durch den Kopf, die eines Königs würdig sein mogten, aber sein Charakter zog ihre Ausführung immer in eine niedrige Sphäre herab. Die Intrigue und die unauflöslich mit ihr verbundene Heuchelei war sein Element. In ihr war er aufgewachsen, sie hatte ihn mit ihren schlechten Säften genährt; daher war etwas verkrümmtes und mißrathenes in seinem Charakter — so wie Bäume verkrümmt bleiben, die im Walde an zu engen dumpfen Stellen ohne erforderliche frische Luft und helles Licht stehen. Eine Viertelmeile von der Stadt liegt Plessis-les-Tours, jetzt ein Landhaus, früher das Schloß, das Ludwig XI. vorzugsweise zu bewohnen liebte, und in welchem er 1483 starb. Das Haus ist ganz unansehnlich, und lehnt sich an einen Thurm, der im Fundament alt sein mag, aber neu aufgeführt ist. Ein Baumgarten liegt rund umher. Drei Kinder spielten im Grase, und eine alte Wärterin saß daneben, hielt ein viertes auf dem Schooß und kämmte es sehr aufmerksam. So ist der Ort beschaffen, in welchem Ludwig XI.

seine letzten Lebensjahre scheu und wild wie ein Raubthier verbrachte, um welchen zahllose Bogenschützen aufgestellt waren, die unbarmherzig Jeden niederschossen, der eine bestimmte Entfernung überschritt; und um den achtzigtausend Fuchseisen herumlagen für den Fall, daß es Einem gelingen könne, sich durch die Schildwachen unbemerkt zu schleichen. Ganz gewöhnlich ländlich sah es drinnen im Hause aus! der Saal ist verschwunden, in welchem der König Maus-Hetzjagden halten ließ, als seine Gesundheit ihm nicht mehr erlaubte, auf die Jagd zu gehen. Ist das nicht recht charakteristisch für ihn, sich an den Aengsten und Todesqualen eines so armseligen kleinen Thieres zu weiden? Die Römer liebten Gladiatorenkämpfe, die Spanier lieben Stiergefechte: das ist denn doch wenigstens eine aufrichtige Barbarei, eine ehrliche Freude an den Kämpfen der Kraft. Aber, großer Gott! so eine Maus todtgehetzt zu sehen und daran Ergötzen zu finden — das schickt sich doch wahrlich nicht für einen Menschen, sondern nur für eine Katze. Am Hofe Ludwigs XV. machte einmal ein Fremder dadurch ungeheures Aufsehen, daß er behauptete, den Charakter einer jeden, ihm übrigens völlig unbekannten Person, unfehlbar zu ergründen, sobald sie ihm drei Fragen der Wahrheit gemäß beantworte: diese

waren: welche ihre Lieblingsblume, welches ihr Lieblingsbuch sei, und in welcher Epoche sie am liebsten gelebt haben mögte. Die zwei letzten Fragen laß ich gelten; die erste kommt mir wunderlich vor, wenigstens Männern gegenüber. Ich habe nie gedacht, daß ein Mann eine Lieblingsblume haben — wenn aber, daß es eine andere sein könne, als die Rose! — In Wien war Jemand, der aus der ersten besten Handschrift den Charakter des Schreibers bis in die Nüancen hinein enträthselte. Ich glaube, man kann aus den Vergnügungen der Menschen und aus der Art, wie sie sich dabei benehmen, sehr auf ihren Charakter schließen, weil das die Momente sind, in denen sie sich meistens in ihrer Natur gehen lassen. — Unten in dem Keller des Hauses sollen noch Spuren der ehemaligen Gefängnisse existiren. Es wurde nach der Hausfrau gefragt und gesucht, damit sie den Schlüssel bringe oder schicke; aber es geschah nicht, und ich bedauerte es nicht. Wenns nicht etwas ganz Außerordentliches an solchen unterirdischen Orten zu sehen giebt, so bleib' ich lieber oben im Sonnenlicht. Katakomben, Burgverließe, Grabgewölbe machen mir alle ein und denselben traurigen Eindruck, der unabhängig von dem Gedanken an ihre Bestimmung ist; denn z. B. die blaue Grotte auf Capri, von der alle Welt sagt,

sie sei zauberschön, erweckte in mir hauptsächlich das Gefühl, sie sobald als möglich verlassen zu wollen. Daß das Auge rund umher von Steinen und Mauern abprelle, daran ist man gewöhnt, aber eben darum muß es sich aufschlagen und in den Himmel versenken können.

Als wir unsre Promenade durch die Stadt beginnen wollten und einen Lohnlakeyen begehrten, wurde uns wieder so ein dummer Stallbursche geschickt, der nicht einmal den Weg nach Plessis-les-Tours wußte. Den wollt' ich nicht, ein andrer war nicht da; so gingen wir aufs Gerathewol von dannen, und nach der Kathedrale. Es ist in Frankreich die erste gothische Kirche in Form eines lateinischen Kreuzes, welche ich gesehen, und ganz unsäglich schön, und wunderbar künstlich. Der Chor besteht eigentlich nur aus riesenhaften buntgemalten Fenstern, zwischen denen ganz dünne Rippen emporschießen und das Gewölbe tragen. Es sieht unbegreiflich aus! daß von Außen Strebebogen dagegen gelehnt sind, um es zu stützen, bemerkt man drinnen nicht; man denkt auch eben nicht daran, wie es zugehen möge, daß auf diesen wie von Diamanten zusammengeschmolzenen Fenstern, auf diesen Wänden von Glas das Dach ruhen könne; man hat nur jenes Gefühl von ekstatischer Freude, von andächti-

ger Bewunderung, von seligem Erstaunen, welches uns aus einer tiefen Schönheit überwältigend entgegenstralt. Ist dies dann noch die Erde? ist dies ein Gebäude aus Stein und Mörtel, von Menschenhänden zusammengefügt? ist dieser Schmelz von Blumen, von Schmetterlingen, von Sonnenlicht wirklich noch Farbe? Sagen Sie mir, woher hat's der Mensch, daß er solche Schönheit erschaffen kann! welche leuchtende Offenbarungen müssen ihm durch die Seele fluten, welche Geister ihn begrüßen, welche Bilder an ihm vorüber ziehen, welche Kräfte ihn befähigen, bevor solche Wunderschöpfung sich in ihm krystallisirt, Form und Gestalt annimmt, und endlich! endlich! aus ihm heraus und in unsere Welt hineintritt. O, wer in eine solche innere Seelenwerkstatt schauen dürfte! was müssen da für Schätze aufgehäuft sein. Um ein Halsband zu machen, braucht der Juwelier zehnmal so viel Diamanten und Gold und Perlen, damit er zwischen den Kleinodien die Wahl habe, damit er aufs Beste anordnen und zusammenpassen könne. So schön es auch sei — immer hat er noch schöneres, und der edelste Stein, die köstlichste Perle sind ihm vielleicht noch übrig geblieben, weil sie nicht in die Fassung paßten, oder weil er nicht verstand, ihnen die richtige zu geben. So muß das auch mit allen geistigen

und künstlerischen Schöpfungen sein! der Meister verbraucht nicht alle seine Kräfte in ihnen, und wenn er auch meint, es sei deren Blüte — so ist es vielleicht nur ihr Schaum gewesen. Ich glaube, jeder von uns hat in sich eine Schönheitswelt, zu welcher die äußere, möge sie eine selbst- oder eine fremdgeschaffne sein, sich verhält wie die Terz zum Grundton: nur weil er da ist, vermag sie so lieblich zu klingen; ohne ihn würde sie ein dürftiger, kahler Ton, keine Harmonie sein. Haben wir je das verstanden, was uns nur von Außen entgegenflog? Das Verständniß muß in uns seine leuchtenden Augen aufschlagen und uns mit tiefsinnigem Blick ansehen — dann wird's uns klar in der Seele. Haben wir je das schön gefunden, wozu wir weder Analogie noch Sympathie mitgebracht? wenn wir etwas Schönes hören, so meinen wir immer, das hätten wir längst gedacht und gesagt und gefühlt: also muß die Schönheit, die wir bewundern, doch wol weiter nichts als eine Offenbarung derjenigen sein, die in uns lebt — wenn auch schlafend oder träumend nur — und darin besteht hauptsächlich ihre günstige Wirkung auf uns, daß wir gewahr werden, welche Herrlichkeiten im Menschen vergraben liegen. Ach, wol vergraben! auf der Oberfläche unsers Wesens mühen wir uns ab, arbeiten daran

und dafür, und um die Tiefe kümmern wir uns wenig. Es ist so dunkel da unten, daß wir kein rechtes Herz haben, uns da hinein zu wagen, und wenn wirs thun, so führen wir in uns selbst ein armes Bergmannsleben: von Schätzen umringt darben wir. Denn ach! wie wenig fördern wir herauf und ans Tageslicht, und wer weniger giebt als er geben mögte, der fühlt sich arm. Ja, ja! an Material ist sie reich, jene innere Seelenwerkstatt! aber welche Entmuthigungen, welche Trostlosigkeiten in ihr gebrütet haben — das ergründet der fremde Blick nicht, und der meine thäte auch besser, auf dem äußern Erzeugniß haften zu bleiben!... hier besonders, wo es durch und durch glorreich und ohne die Schollen der Beschränkung und Unvollendung oder Zerstörung ist. Zwei zierliche Thürme, zu denen man bequem emporsteigt, überragen schlank und hoch den Bau, wie Mastbäume ein Schiff, und von oben taucht das Auge in die Stadt und die Ebene hinein. Eine Frau führte uns umher — eine wahre Pflegemutter der Kathedrale! wie alte Diener sich dermaßen mit ihrer Herrschaft zu identifiziren pflegen, daß sie bei deren Thun und Treiben „wir" sagen, so hatte sich diese Frau in die Kirche versenkt und sprach von ihr in gleicher Weise, und mit einer Liebe, einem Stolz,

einer Zärtlichkeit, die mich freuten. Ich lobte sie, daß sie so gut die Honneurs ihrer Kathedrale zu machen wisse, und klagte ihr, daß man uns Niemand verschafft habe, der ein Gleiches für die ganze Stadt zu thun verstehe. Sie sagte, sie wolle uns Jemand verschaffen, ging fort und kehrte nach einer Viertelstunde mit einem alten kleinen Herrn zurück — das Ideal eines Cicerone, keine Frage schuldig bleibend, kleine Ueberraschungen vorbereitend, von verbindlichen Manieren, gesprächig aber nicht geschwätzig, dazu 73 Jahre, schneeweißes Haar, ganz gerade Haltung und junge lebhafte Augen. Nun waren wir wohl berathen! — Er führte uns zu einem Gebäude, das unstreitig das merkwürdigste in Tours, und zwar — ein Pferdestall ist. Als die Revolution hier wüthete, verwüstete sie mit vielen andern Kirchen auch die von St. Julien, welche darauf für 30,000 Franken Assignaten — das ist ungefähr, was man in Oestreich so absichtslos witzig „Schein" nennt — an den Ersten Besten zum beliebigen Gebrauch verkauft wurde. Später wollte die Geistlichkeit der Kathedrale sie für 100,000 Franken in baarem Gelde zurückkaufen, allein der Besitzer verlangte mehr, und der Handel zerschlug sich. Darauf fand sich ein Spekulant, der sie für 160,000 Franken an sich brachte, und an einen Gastwirth vermiethete, der

neben ihr das Hotel St. Julien einrichtete, und sie zu Pferdestall, Diligencebüreau, Wagenremise und Heumagazin umschuf. Eine solche Entweihung in so frappanter Gestalt ist mir nie vorgekommen! Eine Ruine sieht immer edel aus, weil sie große Schicksale bezeugt; ein verfallenes und verwahrlostes Gebäude sieht traurig aus, weil es sich selbst und seine Zeit überlebt hat; aber dieses, wohl erhalten wie Eines und schön wie Keines — schöner in den Verhältnissen als die Kathedrale selbst — und nun so erniedrigt im Dienst des gemeinen Lebens, das ist wirklich wie eine Heilige in schlechter Gesellschaft! Dazu ist sie — fast mögt' ich sagen, leider! gar nicht zerstört. Die wunderschönen fliegenden Gewölbe ihrer lateinischen Kreuzform, die zarten Skulpturen ihrer Fenster, die schlanken biegsamen Rippen ihrer Pfeiler sind unangetastet, so daß ihre Schönheit gar nicht gelitten hat. Aber nun stellen Sie Sich eine Diligence vor, die in diese heiligen Räume hinein rasselt, und eine andere, die unter Lärm und Geschrei gepackt wird — die Schiffe der Kirche in eine gepflasterte Straße verwandelt; die Kapellen in Räume für Wagen und Pferde, oder in Büreau's, die Altäre in Schreibtische; den Weihrauch in die Emanationen des Stalles; die andächtige Stille und den Pomp des Gottesdienstes

in das brutale Getümmel der Fuhrleute, der Stallknechte, der Reisenden; ob das nicht unheimlich ist! Ordentlich weh that es mir, daß diese stillen hohen Hallen hören mußten, wie die Leute sich in ihnen zankten, und so fürchterlich schimpften und fluchten. Dafür hat das Volk eine ganz besondre Liebhaberei! es flucht mit der Geläufigkeit eines Trommelwirbels, und zuweilen ohne Zorn, aus lieblicher Gewohnheit, wie man sich wol ein zärtliches oder Schmeichelwort sagt. — Die uralte hochberühmte Abtei von St. Martin hat ein besseres Schicksal gehabt: sie ist durch eine Pulvermine gesprengt, und zwei ihrer mächtigen fünf Thürme sind übrig blieben als Erinnerung an ihre majestätische Pracht, und als malerische Zierde für die Stadt. Es war im Jahr 1793 als ein gewisser Mornand, der noch jetzt lebt, dazumal ein wüthender Jakobiner, am Martinstage sprach: „Je m'en vais donner un bouquet à Martin"; und die Mine anlegte, durch welche die Abtei in die Lüfte flog. Die berühmte oberhalb Tours gelegene Benediktiner-Abtei Marmoutiers zerstörte er auf die nämliche Weise, kaufte dann die Ruine als Nationalgut, und erbaute sich in ihnen ein kleines Haus, das er noch bei 88 Jahren bewohnt. Dies erzählte Alles mein kleiner Cicerone, der jene wilden Tage durchgemacht, aber nicht als

Jakobiner. Dafür sah er denn auch jetzt so comme il faut aus, daß ich mich nicht entschließen kann, ihn in die Classe der Lohnlakayen zu verweisen. Ein kleines unansehnliches Haus, das ein Lederhändler bewohnt, und das ganz von diesem fatalen Gewerbe parfümirt war, gehörte einst dem Tristan l'Ermite, dem famösen Profoß von Ludwig XI. An verschiedenen Stellen hat er sein Wappen angebracht, ein sprechendes und seinem Gewerbe entlehntes. Auf einem flachen Stein an der Treppe, und in der Mauer im Hof, ist ein zierlicher Strick, der sich zu einer Halsschlinge verknüpft, eingehauen. Es scheint also, daß er ganz stolz darauf war, der Hofhenker zu sein. Die Treppe dieses Hauses ist recht originel, eine Wendeltreppe von Backstein und weiter nichts — aber so geschickt gebaut, daß sie so glatt wie von Eisen gegossen aussieht, und daß ihre weichen Wendungen mich an die Form der Calla erinnerten, welche sich auch aus sich selbst heraus zu wickeln scheint. In dem Treppenhause sind allerlei Künstlichkeiten angebracht, Röhren, durch welche man etwas von oben nach unten hinabwerfen kann; und von der Plateforme aus, zu der sie führt, soll Meister Tristan mit Plessis-les-Tours telegraphirt haben. — Ein andres Haus war einst die Kanzlei Ludwigs XI., und gehört jetzt einem reichen Ban-

quier, der es sehr niedlich im modern gothischen Styl ausgebaut hat. Wenn man dem nicht mit ganz besonders feinem Geschmack zu folgen, und der ganzen Umgebung sein Gepräge aufzustempeln versteht, so kommt er mir gar zu sehr wie ein Maskenanzug vor. Kein Jahrhundert hat so gut wie das unsre verstanden zu copiren; aber eben dies Talent macht, daß es seine Fähigkeiten an die Außendinge verschwendet, und daß ihm der Sinn, der innere Zusammenhang mit der äußern Erscheinung, vollkommen verschlossen bleibt. Wundersam gedankenlos erscheinen mir die meisten Productionen seiner Kunstfertigkeit, und zwar in dem Grade, daß ich mich zuweilen ganz heimlich frage: ob dies oder jenes nicht etwa das Erzeugniß der äußerst geschickten Hände .... eines Narren sein dürfte? — Wohlverstanden, liebes Herz, nur in der Kunst, und nicht in den Leistungen des Verstandes und der Berechnung. Das ist wieder die starke Seite des Jahrhunderts! wo die begehrt wird, da kommt es zu sich und zeigt sich, wie z. B. bei der Brücke von Bordeaux; und ich find' es nur unbegreiflich, weshalb es sich mit einer Art von Wuth auf die Kunst wirft. Was in ihr geleistet ist, sollte es sammeln, ordnen, bewahren und erhalten, meinetwegen auch studieren, aber dem Produziren etwas Einhalt thun.

Statt dessen baut, malt, bildhauert es unaufhaltsam, und verdummt uns durch seine Erzeugnisse. Ja ja! das Urtheil läßt sich verdummen! Als das Auge im vorigen Jahrhundert nichts sah als Perrücke, Reifrock und Hackenschuh, verlor der Geschmack dermaßen sein gesundes Urtheil, daß er die Unnatur bezaubernd schön nannte. Mit der Kunst ist es nicht anders! möge sie sein wie sie wolle — allmälig gewöhnt sich das Auge an sie, befreundet sich später mit ihr, und nimmt zuletzt den Geschmack gefangen. Das Jahrhundert macht es in dieser Hinsicht mit uns wie manche Eltern mit ihren Kindern: die Talente und Tugenden, welche die armen Kleinen nicht haben, sollen ihnen angebildet werden. Dadurch werden sie denn recht herzlich verschroben, und leisten doch nichts Tüchtiges; aber freilich, das Uebertünchungsprinzip hat sein Recht behauptet. Ich weiß ein Wort, das regiert das Jahrhundert! verzeihen Sie nur, daß es kein deutsches ist, und daß ich es weder zu übersetzen noch ein gleichbedeutendes zu finden verstehe; es ist quasi. Quasi genial ist die Kunst, quasi tugendhaft die Gesellschaft, quasi fromm die Kirche, quasi liberal die Politik, quasi frei sind die constitutionellen Staaten, quasi sicher die absoluten. Stellen Sie Sich genial, fromm, liberal ohne quasi vor, würden Sie es dann noch

auf die Kunst, die Kirche, die Politik anwenden mögen? Quasi ist ein herrliches Wort, und wol werth, daß man ein deutsches dafür erfinde; denn „als ob" und „man thut so" sind doch nur matte Umschreibungen. — — Also quasi gothisch ist die ehemalige Kanzlei Ludwigs XI. in Tours ausgebaut. Viele und recht hübsche neue Bauten schmücken die Stadt, Gärten und Landhäuser die Umgegend. Wir fielen auch hier wieder in die Juliusfeste hinein, die aber mäßig gefeiert wurden; auf den breiten Trottoirs der schönen rue royale ging man spazieren, und auf der Brücke über die Loire. Da hat man eine liebliche Ansicht des Flusses! auf der einen Seite spiegelt sich die Stadt mit ihren ernsthaften Thürmen in ihm, und auf der andern eine grüne, reichbebaumte Hügelreihe, und kleine freundliche Inseln sind wie Smaragden in eine silberne Fassung mitten in seine Strömung hineingeworfen. Ich war zwei Abende in Tours, und beide verregneten. Am letzten waren einige öffentliche Gebäude illuminirt zum Beschluß der Feste, und das Volk lief mit Regenschirmen neugierig und schaulustig dahin; — ich nicht. Aber wirthschaftliche Studien hab' ich gemacht, und erfahren, daß die gebacknen Pflaumen von Tours die besten in ganz Frankreich und ein wichtiger Handelszweig sind, indem ungeheure Sendun-

gen davon in alle Weltgegenden gemacht werden. Gebackne Pflaumen sind in Deutschland etwas recht Gräßliches, was in den Gasthöfen ohne Widerrede zu einem zähen Kälberbraten gehört; doch hier in ihrer Heimath sind sie von weniger dürrer Natur, und auch die frischen Früchte sind sehr gut — nur litten sie durch den Regen. Ich litt auch durch ihn, und sehr, auf der Fahrt nach Amboise, denn die Ufer der Loire stellten sich gar traurig dar, und die Felsenwohnungen, von denen ich gehört hatte wie von etwas höchst Malerischem, kamen mir abstoßend elend vor. Wenn man sagt, daß zwischen Tours und Amboise die Häuser nicht aufhören, so ist das so zu verstehen, daß sich in dem Kalkfelsen auf dem rechten Ufer der Loire, der sich längs der Chaussee hinzieht, Hölen befinden, vielleicht Steinbrüche, vielleicht absichtlich zu diesem Zweck gemacht, denen man eine gemauerte Façade von einer Thür und einem oder zwei Fenstern gegeben. Zuweilen hat man aus der Felsenwand selbst die Façade heraus gehauen; immer aber sehen diese Wohnungen nicht wie Häuser aus, sondern wie Zigeunerhölen. Darin leben die Besitzer der kleinen Felder, Obst- und Weingärten, welche oben auf dem Felsen liegen. Zwischen den Bäumen und Gesträuchen dieser natürlichen Terasse lauschen die Schornsteine hervor,

und der Rauch ringelt sich um den Rebstock. An einem warmen Sommertag, wo man vor Hitze zerschmilzt, mögen diese Hölen den Eindruck von anmuthigen Grotten, von kühlen Sommerwohnungen machen; aber ich kann versichern, daß sie bei grauem Himmel und Regenwetter, sogar mitten im Sommer, höchst unerfreulich und schauerlich kalt aussehen, und daß die Felsenwohnungen der Touraine an Unbehaglichkeit des Eindruckes keineswegs hinter norddeutschen Lehmhütten zurückstehen. So viel ich aus meinem Wagenwinkel heraus bemerken konnte, wechselten sie ab mit Landhäusern und hübschen Gärten, während die Chaussee immerfort sehr erhöht am Fluß fortlief, um vor dessen Ueberschwemmungen sicher zu sein. Amboise ist nur sechs Lieues von Tours, und ein klein armseliges Nest, mit einer wackelnden hölzernen Brücke; aber mit einem wunderhübschen Schloß. Seine Façade erhebt sich auf einem schroffen Felsen über die Stadt. Carl VII. hat es gebaut. Carl VIII. starb ganz plötzlich beim Ballonspiel in den untern Räumen. Ich interessire mich wenig für diesen kleinen Fanfaron, der die italienischen Kriegszüge so leichtsinnig wie ein Turnier übernahm; allein Philippe de Comines, der kluge Historiker, der durch die Schule seines Vaters Ludwigs XI. gegangen war, sagt ein Wort über ihn,

das gewiß selten von einem Menschen, und noch weit seltner von einem König gesagt wird: „La plus humaine et douce parole d'homme qui jamais fut, était la sienne; car je crois que jamais à homme ne dit chose qui lui dût déplaire." — Das setzt eine ganz wundervolle Seelengüte voraus, eine Nachsicht, eine Milde, eine Humanität ohne Gleichen. Durch Worte nicht zu verletzen ist um so schwerer, je mehr man geneigt ist, sie als etwas Flüchtiges zu betrachten, als einen Ableiter für Zorn, Mißmuth, üble Laune, an welchen der Blitz herunterfährt ohne zu schaden, zu treffen und zu zünden. Aber eben weil es seiner Natur nach flüchtig ist, sollten wir es nicht hart und scharf machen, so daß es sich in die Erinnerung hineinätzt. Was flüchtig ist, sollte nie anders als lieblich sein. Weshalb einem Menschen drei Sekunden weh thun? Sie meinen vielleicht: warum überhaupt? — Ja, wenn's durch unsere Handlungsweise ist, da sind denn doch die Umstände und Verkettungen häufig von der Art, daß man nicht sieht, wie man's hätte ändern sollen — sogar hinterdrein nicht sieht; aber ein bittres Wort oder einen Vorwurf zu unterdrücken, steht immer in unsrer Macht; das ist so wenig, daß wir es immer können, und wenn wir's nicht thun, so gereut es uns jedesmal. Das ist die Probe! es giebt Dinge,

die gewichtiger und nachhaltiger sind, und weher thun als ein Wort, und sie gereuen uns nicht. — Hier war im Jahr 1560 die berühmte Verschwörung der Hugenotten gegen den jungen König Franz II., welchen sie aus den Händen seiner Oheime, der Guisen, heraus und in die ihren bringen wollten. Sie ward entdeckt, und die Veranlassung zu Hinrichtungen und Verfolgungen, an denen sich der Bürgerkrieg endlich entzündete. Jetzt gehört das Schloß an Madame Adelaide, welche es mit dem feinen Geschmack restauriren und arrangiren läßt, der in der Familie Orléans zu Hause zu sein scheint. Es hat nicht den Pomp der Sculpturen und des Schnitzwerkes, wie das Schloß zu Pau, und die innere Einrichtung entspricht dieser Einfachheit, aber eben darum macht es den Eindruck von höchst geschmackvoller Anordnung. Die Plateforme eines Thurmes ist zum Speisesaal umgeschaffen, aus dessen Fenstern man rundum die Gegend wie ein freundliches Panorama übersieht, wenn man sie sieht; an jenem Tage war sie nebelgrau. In einem Salon steht die Büste der Königin. Ich fragte den Kastellan, ob sie ähnlich sei. Vor zehn Jahren sehr, entgegnete er, aber die Königin habe sich seitdem verändert — „car elle n'est pas toujours bien gaie," fügte er hinzu. Das glaub' ich gern! hat je ein

schuldloses Haupt den Druck einer Krone empfunden, so ist es das dieser armen Königin! Immer eine Mörderhand gegen den Gemal, gegen die Söhne gerichtet zu sehen, immer für liebe Leben zittern zu müssen, immer nur zweideutig glückliche Erfolge der größten Anstrengungen zu gewahren, immer wenigstens einen Sohn auf fernen gefahrvollen Expeditionen zu haben — wo wäre das eiserne Herz, das diesen Sorgen und Aengsten still halten könnte ohne zu beben. Sorgen machen so müde, und Aengste so wund: das prägt sich dann im Antlitz aus, und nimmt ihm die Schönheit — nämlich das, was der Künstler und der Gleichgültige Schönheit nennt. Ich bin kein Künstler, und sorgenvollen Augen gegenüber bin ich auch nicht gleichgültig; mir kommt solch ein Antlitz leicht schön vor. Nur wenn ich das bloße Wort Sorgen höre, macht es mir eine Emotion zu Gunsten desjenigen, der sie empfindet, und ich glaube das kommt daher: Als ich ein sehr kleines Kind war, saß ich einmal auf dem Schooß meiner Mutter den Kopf an ihre Brust gelehnt; sie seufzte, und ich fragte sie, warum sie seufze. „Ich habe Sorgen, mein Kind," sagte sie. Nun wußt' ich gar nicht was das war: Sorgen! aber mit einem wundersamen Instinkt fragt' ich nicht darum — denn sie lassen sich ja nur erklären, in-

dem man sie erlebt — und versuchte mir aufzudenken, was das wol sein könne. Natürlich konnt' ich es nicht, und war es Gram über diese meine Unfähigkeit, oder hatte der traurige Seufzer meiner Mutter mein Herzchen erschüttert, genug, mir schlichen zwei Thränchen in die Augen; und wenn ich auch binnen fünf Minuten jenes fremdartige Wort und meine Studien darüber vergaß, so ist mir doch der Eindruck durch so lange Jahre hindurch unauslöschlich geblieben, und tauchte immer lebhafter auf, je besser ich die Bedeutung desselben verstehen lernte. — Die Büste des Königs stand gegenüber und gefiel mir gar nicht: platte Züge und eine gewisse heimliche Klugheit in den zusammengedrückten Augen! — Ein Garten ist rund um's Schloß angelegt; durch hübsche Baumgruppen, über frische Pelousen und reiche Blumenpartien, blickt man theils in die Stadt hinab, theils fernhin ins Land, und gelangt zur Kapelle, die ein wahres Kleinod, eine Perle der Architektur ist. Freilich nur ganz klein, aber die vollkommenste Miniatüre des gothischen Styles, die mir je vorgekommen! Wie der Frost an die Fensterscheiben phantastisch regelmäßige Formen haucht, welche aussehen wie von einem Künstler hingezaubert, wie solch ein Hauch ist dies Kapellchen, zart und rein, klar und fest, lieblich und hoch wie ein Stern. Die

großen Dimensionen muß man bei Seite lassen, muß nicht denken an die Kathedralen von Sevilla, von Barcelona, von Tours; denn diese Kapelle ist nicht viel größer als das Sakramentshäuschen in ihnen; aber das ist eben so schön bei ihr: man denkt gar nicht an jene. Es ist das Kriterium der Vollkommenheit, ob man so ganz von ihr überwältigt und erfüllt wird, daß man die Vergleiche vergißt. So lange ich vergleichen und ganz kühl sagen kann: sehr schön! schöner als dies, nicht so schön als das! — so lange bin ich nicht hingerissen, nicht durchstralt, so lange fehlt mir nichts in meiner Bewunderung als das Eine, das Höchste — daß mein Herz unwillkürlich und unwiderstehlich getroffen werde. Grade wie in der Liebe! man kann sehr lieb haben, man kann sehr gut sein, und achten und ehren nun gar! aber es trifft nicht das Herz und man liebt nicht. Diese Aehnlichkeit muß ganz nothwendig statt finden; denn was uns übermeistert ist immer nur die Offenbarung der Schönheit, und unser Entzücken darüber nennen wir einem Kunstwerk gegenüber Bewunderung — und einem Menschen, Liebe. Könnte man es dahin bringen, im Menschen nur das herrlichste Kunstwerk des Schöpfers zu sehen, so würde man sich viel Leid ersparen. Jetzt meint man immer, weil er unsers

Gleichen sei, unsrer Welt angehöre, unsre Wege gehe, so dürfe man gleichsam die Hand auf ihn legen, und ihn zu unserm Eigenthum machen; und man thut's. Bedächte man dann nur wenigstens, daß jedes Eigenthum in Fesseln schlägt, jeder Besitz seine Last mit sich führt, daß Sonne und Mond ihre Schattenseite haben: so würde man doch einigermaßen à la hauteur der Liebe sein, und das Leid, wenns kommt, gelassen als zu ihrem Gefolge gehörig, annehmen. Liebte man nur die Kunst, oder die ganze Menschheit en bloc, oder die Wissenschaft, oder sonst etwas auf oder über der Erde — von Gott gar nicht zu reden! — was uns immer Farbe und Stand hielte: so würden wir nicht mit solcher Vehemenz unser Individuum im Kriegen und Streben nach seinem ganz persönlichen Ziel isoliren, und hinterdrein lamentiren. Ach, liebes Herz! bei all seinen wundervollen Fähigkeiten wohnt dem Menschen eine unbegreifliche Stupidität inne, die sie alle, alle! neutralisirt, und ihn dumm, elend, schlecht, ganz das Gegentheil von dem, was er sein könnte, macht. Und wenn's allein in der Liebe wäre, so könnte man sich trösten und sagen: es giebt Gottlob noch vernünftige Leute, die sich von dieser bösen Fee kein Leid anthun lassen! Aber nun grade diese verständigen Leute sind ebenso sehr in Verblendung

und Vorurtheilen eingewindelt, und kommen ebenso-
wenig zum luziden Bewußtsein — denn der Ver-
stand ist grade so einseitig als die Leidenschaft.
Sehe ich mir an wie's in der Welt hergeht, die
Schicksale Einzelner und Aller; und überall, im
kleinsten wie im weitesten Kreise, lauter Strudel,
und wie man da kopfüber hineingeht: so wundre ich
mich, wie fest der liebe Gott seine Welt zusammen-
gefugt hat, daß sie nicht auseinanderplatzt wie eine
Pulvermine. Mit nichten! sie hält es aus, und
wir halten es auch aus. Was die Fabel von Pro-
metheus erzählt, der doch ein gewaltiger Titane war,
könnte die Wirklichkeit von vielen Menschen erzäh-
len, die gar keine Titanennatur haben. Aus den
Eingeweiden ihres Lebens, aus ihren innern Schick-
salen entwickelt sich immer neu, immer frisch ein
Element, das allen Schmerzen zur Nahrung dient
und ihnen allen trotzt. Was wurde denn am Ende
aus dem alten Prometheus da oben auf seinem ein-
samen Felsen? Die Ozeaniden kamen zu ihm, und
sangen ihm Lieder, und er klagte ihnen; genug,
auch er hielt es aus. Darauf ist der Mensch, Ti-
tanennatur oder nicht, nun einmal eingerichtet! Er
gleicht darin dem Kinderspielwerk, das man Stehauf
nennt: rundum gekollert kommt es immer wieder
auf seine Füße zu stehen. Oder wenns ein höhe-

rer Geist, ein stärkeres Herz ist, das in den Strudel hinabfährt, so bringt er wol gar wie ein kühner Taucher einige Perlen aus der Tiefe zurück, und die Wellen haben ihm die Augen frisch gewaschen. A propos von Perlen kehre ich zur Kapelle von Amboise zurück! — Die zierlichen Statuetten von Heiligen, welche im Innern wie eine Guirlande unter den Fenstern umherliefen, und unter graziösen Spitzbogenbaldachinen standen, sind alle, bis auf eine einzige verstümmelt gewesen und fortgeschafft. Nach dieser einen will man nun auch die übrigen wieder anfertigen lassen. Ueber den Spitzbogen befindet sich eine Gallerie, ein Fries, mit nichts zu vergleichen, als mit einem Halbschleier von Blonden — Spitzen sind zu hart. Seidenweich, federleicht, meint man dies Gewebe hin und her wehen zu sehen, und vergißt vollkommen, daß ein Steinmetz es gearbeitet hat. Denn dies ist Stein, nicht Lehm wie die Alhambra, nicht Holz wie der Chor in der Kathedrale von Auch — hellgrauer Sandstein! Die Kapelle steht mitten im Garten, ganz frei, als wäre sie auch eine Blume zwischen all den übrigen Blumen. Es thut mir leid, daß Regen und Sturm über dies Wunderwerkchen so rücksichtslos dahinfahren, wie über ein gemeines Ziegeldach; ich mögt' es unter eine Glasglocke stel-

len. Wunderwerke müßten ihre eigene Sonne haben, ihren eigenen Himmel, Schutz gegen die Unbilden unsrer groben Welt, in der sie lieblich und vereinzelt dastehen, wie Genien zwischen Menschen. Ohn' eine kleine Wehmuth kann ich sie nicht betrachten, noch weniger ihrer gedenken. Mir ist als wären gar keine rechte Anstalten gemacht, um sie zu beherbergen; gar, als könne unser an die derbe Alltäglichkeit gewöhntes Auge die feine und subtile Essenz ihres Wesens nicht erfassen. Wenn sie sind groß wie eine Kathedrale, hoch wie eine Pyramide, reich wie der Vatikan — ja, dann imponirt uns die Masse, und wir staunen mehr die Menge der Schönheiten an, als daß wir ihre Essenz bewunderten. Aber wenn ein Schmetterling an uns vorüberfliegt, das lassen wir ganz gleichgültig geschehen.

Chenonceaux liegt vier Lieues von Amboise. Es ist das Schloß, welches Franz I. mitten im Cher von Philibert Delorme bauen ließ. Darauf schenkte Heinrich II. es an Diane de Poitiers, und nach seinem Tode mußte sie es gegen Schloß Chaumont an Catharine von Medici vertauschen. Dann gehörte es der Gemalin Heinrichs III., welché ihr Trauerjahr darin verlebte, kam an die Herzoge von Vendôme, und zu Anfang des vorigen Jahrhunderts an Herrn Dupin, einen fermier général, dessen geistreiche und liebenswürdige

Frau die Sommitäten ihrer Zeit bei sich versammelte, und durch ihre beständige Anwesenheit zu Chenonceaux, wie durch ihre persönliche Güte und Klugheit, das Schloß durch alle Stürme der Revolution unangetastet hindurch brachte. Sie starb daselbst 1799, bei 92 Jahren, und der gegenwärtige Besitzer ist ihr Enkel. Aus all den verschiedenen Zeiten, und von den verschiedenen Herrn bewahrt Chenonceaux Erinnerungen; es ist ein kleines historisches Museum, wohlgehalten, mit Liebe gepflegt, und doch ein sehr anmuthiger und comfortabler Landsitz. Die Gegend ist eine Wiesenebene vom Cher durchwunden, mit der frischen und ein wenig feuchten Vegetation, und dem stillen Charakter einer solchen. So ist auch der Garten, der ganz mit der Landschaft übereinstimmt, und nur durch seinen Baumreichthum ein erhöhtes, aber nicht gekünsteltes Leben in sie bringt. Auf einer Sandbank im Cher liegt das Schloß; eine Brücke führt auf den kleinen freien terrassenartigen Platz vor demselben. Zum entgegengesetzten Ufer führt eine bedeckte Brücke, nämlich eine lange, auf gewölbten Bogen gebaute Gallerie, welche Diane errichten und schmücken ließ: das ist der Festsaal. Ueberall, am Fries des Kamins, an den Thüren, am Plafond findet sich die Chiffre Heinrichs II., ein H. von dem geliebten Halbmond

durchschlungen; in andern Gemächern ist die Chiffre Franz I., ein gekröntes F. über einem Salamander, der Flammen speit. Was Heinrich II. hat bauen oder anordnen lassen, oder was Diane eingerichtet hat, gar die Münzen und Medaillen, die unter ihm geprägt sind — Alles ist unfehlbar an jener Chiffre zu erkennen. In der Münze zu Paris fand ich einen Henrid'or von 1552, mit dem Lilienschilde zwischen zwei Halbmonden, und auf dem Revers wieder den Halbmond mit dem H. zwischen zwei gekreuzten Pfeilen. Und eine Medaille: Heinrichs Portrait, mit einer Diane chasseresse auf dem Revers und der Umschrift: Nomen ad astra. Er hatte sein Leben dermaßen mit dem dieser zauberischen Frau verwebt, daß er unter ihrem Einfluß stand, wie der Nachtwandler unter dem des geheimnißvollen Gestirnes, das ihn beherrscht. Diane war 1499 geboren und die Tochter des Herrn von St. Vallier, der in die Verschwörung des Connetable von Bourbon verwickelt war. Um das Leben ihres Vaters bei dieser mißlichen Angelegenheit zu retten, soll sie, wie böse Zungen behaupten, Franz I. erhört haben. Ihr Gemal war Louis de Brézé, Groß-Seneschall der Normandie. Nach seinem Tode, 1539, legte sie die Trauerkleider nie wieder ab, und trug beständig Weiß und Schwarz. Daß

sie die schönste Frau ihrer Zeit war, ist nicht sehr merkwürdig; denn am Ende — Eine muß es ja sein! aber daß diese Zeit bis zu ihrem Tode, oder mindestens bis zum Tode Heinrichs II. dauerte, ist sehr merkwürdig, denn da war sie 60 Jahre alt. Franz I. klagte ihr einmal, daß sein ältester Sohn ganz unempfindlich gegen die Schönheit und Anmuth der Frauen, und daher auch sehr unliebenswürdig sei. Sie entgegnete, daß sie das für unmöglich halte, und sie bewies, daß es ihm, wenigstens ihr gegenüber, unmöglich war, obgleich sie damals 40 und er 20 Jahre zählte; und so lange Heinrich lebte, liebte er sie, und mit Leidenschaft, und weder die Schönheit und Jugend Catharinens von Medici, noch ihre Ränke und Intriguen, noch die Verlockungen andrer Frauen, vermogten je den Zauber zu brechen, den Diane über ihn geworfen. Ob sie nicht im Besitz jenes Talismans des Orients war, den man der Cleopatra zuschrieb? er bewirkte, daß man sie nie vergessen, nie ihres Gleichen finden konnte, und sie daher ewig vermißte. Ob wol wirklich so ein Talisman existirt? ich meine, ob wirklich eine Schönheit, ein Geist, ein Herz, eine Leidenschaft, eine Anmuth, ein Reiz so übermächtig wirken könne, daß sie dauernd wirken, und über alles Denkbare und Glaubliche hinaus — eben wie

bei Heinrich II.? und ob uns dieser Talisman im Laufe der Zeit wol abhanden gekommen sein mag, weil man gar nicht mehr solche Wundergeschichten hört? In Deutschland mögen sie überhaupt niemals vorgefallen sein; da sind die Männerköpfe oder Herzen weniger impressionable. Man will mir keine fremde Worte erlauben, liebe Emy; ich hoffe, Sie machen nicht den Anspruch, daß ich für Dinge, welche dem deutschen Sinn und Wesen fremd sind, deutsche Worte erfinden, oder ein Wort gebrauchen soll, das nur unvollkommen die Bedeutung wiedergiebt oder umschreibt. Impressionable zu sein, ist nun einmal keine deutsche Fähigkeit. Tief und treu sein ist sehr deutsch, und ist viel besser als impressionable sein; aber es ist etwas andres! es liegt darin nicht dieser zündende Blitz, nicht dieser treffende elektrische Schlag, von denen man sich gar nicht recht wieder erholen kann. Wenn ich die französischen Memoiren und so manche Einzelheiten in der Geschichte über das Leben gewisser Personen lese: so kann ich mich nicht des Erstaunens erwehren, wie es kömmt, daß Menschen von so großer Eitelkeit, so verheerendem Leichtsinn, wie im Allgemeinen die Franzosen sind, dennoch so mächtiger Leidenschaft fähig waren, wie manche Züge es bethätigen. Zwischen all dem Wust von Oberflächlichkeit und spie-

elrischer Zerstreuungs- und Genußsucht, taucht plötzlich wie ein Fels zwischen Sandbänken, irgend eine eiserne Leidenschaft auf, die dem ganzen Leben Färbung und Richtung giebt. Nehmen Sie die oberflächlichsten Memoiren zur Hand, die Sie wollen, und Sie werden dennoch gewiß von irgend einer solchen Erscheinung darin überrascht werden. Vielleicht conzentrirte sich das Gefühl in Einzelnen um so heftiger, je matter es in der Menge sich regte; so wie ich jetzt grad' umgekehrt denke: der Talisman der Cleopatra ist deshalb für einzelne Frauen verloren gegangen, weil wir mehr in Masse eine Art von subordinirter Liebenswürdigkeit besitzen, welche der allgemeine Stand der Bildung und unsere speziellen durch Erziehung entwickelten kleinen Talente mit sich bringen. Ich bin aber gar nicht für diese Allerweltsliebenswürdigkeit, für diese Copien in Sepia, ohne Farbe, ohne Colorit, ohne Eigenthümlichkeit, nach einem festgesetzten Typus; und wär' ich ein Mann, so würd' ichs noch weniger sein, und mich heftig gelangweilt nach irgend einer Besitzerin jenes Talismans umsehen. Worin liegt der Zauber? Schönheit, Geist und Güte üben ihn oftmals nicht; und wo das eine oder das andre unleugbar fehlt — da herrscht er. Und wenn er herrscht — unzerstörbar! selbst durch das, was fast durchgängig ab-

stößt und erkältet: unzerstörbar durch Widersprüche im Charakter, nicht zweier Personen, sondern einer. O, ich mögte die Seelen skelettiren wie die Anatomen die Leiber, um ihre unbegreiflichen Räthsel und Mysterien zu ergründen. Der Durst ist um so heftiger, je unmöglicher er zu stillen ist; und das ist wirklich ein großes Glück für mich, denn jetzt hab' ich mein Lebenlang Beschäftigung vollauf, darüber nachzudenken, und wer weiß, ob mir diese skelettirten Seelen besser gefallen würden, als jedes andre Knochengeripp, und mir mehr vom Leben erzählen könnten. Das Leben ist das große Geheimniß des Schöpfers, und immer wird der Mensch davor stehen wie vor einem Buch, das er meint lesen zu können, weil es eben aussieht wie ein ganz gewöhnliches Buch, und das dann zu seinem großen Erstaunen in einer ganz fremden Sprache geschrieben ist, die er Wort für Wort und Reihe um Reihe erlernen muß, indem er sie liest. Und hat er mit mühseliger Uebung das Buch durchstudirt, so ist es sehr glücklich für ihn, wenn er von dessen Inhalt befriedigt ist; allein Andern kommt nichts davon zu gut. Es ist mit dem Leben wie mit der Freimaurerei: man muß drin sein, um damit Bescheid zu wissen, ausplaudern darf man nichts, und das Wenige, welches die Nicht-Eingeweihten etwa erfah-

ren, ist zu oberflächlich, um sie zu belehren. Sie können sich damit trösten, daß die Aufnahme in's Leben Keinem verweigert wird, und daß Jeder Gelegenheit genug zu eigenen Erfahrungen findet. Ach ja, Herz! der Mensch versteht zu leben, und daß er lebt, ist gar nicht auffallend, denn aus Allem weiß er Nahrung zu ziehen; Mithridates lebte von Gift, und es bekam ihm recht gut! aber wie er lebt, wie er's anfängt, um sich an das Gift zu gewöhnen, oder an den Nektar, oder an die Hausmannskost — das ist eben die Kunst des Einzelnen. Wir geben uns viel Mühe, um die Motive zu den Handlungen der Menschen zu erkennen und zu erklären; glauben Sie, daß wir etwas Andres erklären als die Motive, nach denen wir handeln würden? Und mit all den Erklärungen kommt man doch gar nicht vom Fleck; sie ergründen nicht das Wesen, nur die Erscheinung; aber die Erklärer wollen das nicht glauben, und wenn man ihnen zuhört, wie sie mit voller Ueberzeugung reden, und wenn man sich bewußt ist, ebenfalls aus voller Ueberzeugung eine schnurstracks zuwider laufende Meinung zu haben, und wie der Conflict all' dieser Meinungen nichts ändert, nicht Geburt, nicht Tod, nicht einmal was dazwischen liegt — denn essen und trinken, schlafen und arbeiten, leiden und lieben müssen — so wünscht

man wol ein wenig in die Coulissen blicken zu dürfen, um zu erspähen, in welcher unsichtbaren Garderobe die Einzelnen ihre Geistes-Toilette machen, durch welche sie anders aussehen, ohne anders zu sein. Meine Liebhaberei, aufs Skelett der Dinge loszugehen, mag am Ende wirklich in Manie ausarten. Ich führe gern mit der Taucherglocke in die Meerestiefe, und mit dem Luftballon in die Aetherhöhe! Aber weshalb sag' ich Skelett? Vom Leben will ich wissen, nicht vom Tode! ins Herz der Dinge will ich, da pulsirt das Leben! ach, wie selig ist Gott, der so mitten drin steht! — — —

In Chenonceaux giebt's viel zu sehen! ein lebensgroßes Gemälde von Diane im Jägerinkleide, von Titian. Ich halt' es weder für einen Titian noch für ihr Porträt! so banal-conventionel war weder sein Pinsel noch ihr Antlitz. Das Trauerzimmer mit Meubles von schwarzem Sammet, in welchem Louise de Vaudemont ihren Gemal Heinrich III. beweinte. Dabei war mir das Merkwürdigste der Gedanke, daß sie ihn wirklich beweint hat — dieser Mann, der mit Vergnügen in Weiberkleidern umherging, und seine Hunde so zärtlich liebte, als wären es seine Kinder, sie auf den Armen trug, sie pflegte, mit ihnen spazieren fuhr. Er war freilich schön und von ganz besonders einnehmenden Manie-

ren, wie ein ächter Valois; er war auch klug — von jener oberflächlichen Klugheit, welche Knoten zu schürzen weiß, um Andere mit der Lösung zu beschäftigen! — dennoch find' ich es erstaunenswerth, einen Narren zu lieben, und ganz auf seine Liebhabereien und Neigungen und Unterhaltungen eingehen zu mögen, und ihn dermaßen nach seinem Tode aus voller Seele zu betrauern, daß man ins Kloster geht, wie jene Königin. Was liebt man denn eigentlich, wenn man liebt? den Gegenstand der Liebe, oder die Liebe selbst und ihre Emotionen? Gott, den Gegenstand der Liebe! keine Frage! rufen Neunundneunzig von Hundert — und ich mit. Sieht man aber eine Unzahl von Beispielen, wie das der Louise de Vaudemont, so wird man bedenklich und zögert sehr mit der Antwort. In ihrem Fall übrigens ist eines so unbegreiflich wie das andre; denn es kann wol sehr glühende Emotionen geben, ein Herz seinen Erinnerungen oder einer andern Neigung oder gar seinen Thorheiten abzuringen, aber — gegen Schooßhunde in die Schranken treten zu müssen, das stell' ich mir nicht sehr erregend vor. — Ferner ist da der kleine Theatersaal, in welchem zum ersten Mal le devin du village aufgeführt wurde, die Oper, von der ich nichts weiß, als daß Rousseau sie selbst gedichtet und componirt

hat. Wenn es ihm gelungen ist, ihr seine glühende melancholische Seele so einzuhauchen wie seiner romance à trois notes „Que le jour me dure", so muß sie lieblich sein. — Dann viele Portraits; die Schönheiten der Fronde, mit der reizenden Herzogin von Longueville an der Spitze, ein liebliches und intriguantes Geschlecht, bei dem der Verstand die Ueppigkeit in so weit temperirt, daß die äußere Erscheinung nicht allein von ihr beherrscht wird. Und Schönheiten aus Ludwigs XV. Zeitalter, bei denen Letzteres so vollkommen statt findet, daß sie ganz unangenehm aussehen. Der gräßlich indezente Anzug mag wol hauptsächlich die Schuld tragen; allein auch in den feinen weichen Gesichtern liegt ein Ausdruck, der mit dem Anzug übereinstimmt. Es sind lauter Herzoginnen und Gräfinnen; aber mir war als befände ich mich in sehr schlechter Gesellschaft! nicht eine einzige sah comme il faut aus. Und Familienporträts der Madame Dupin, Frauen in Reifröcken so breit wie Flügelthüren, und in Coiffüren so hoch wie Grenadiermützen, bei denen der Anzug zu viel hat, was bei Jenen zu wenig. Und Porträts von einigen Königinnen der Valois, z. B. von der Marguerite, die wahrlich nicht so vestalenhaft aussieht, wie sie sich bestrebt sich zu schildern; und von Anna von Bretagne, welche durch

4*

ihre Vermälung mit Carl VIII. dies Herzogthum mit der Krone Frankreich vereinigte. Die sieht hübsch! sie sieht nämlich gar nicht hübsch aus, aber wunderhübsch an. Hinter den Augen regt sich eine Seele, auf den Lippen ein Gedanke, der Wort werden will. Solche Gesichter hab ich lieb! sie sind so lebendig, daß sie davon ganz klar werden, und das konfuse, verschleierte Ansehen verlieren, welches sich gar zu häufig der Frauengesichter bemeistert. Es rührt daher, weil die meisten nicht recht wissen, was sie wollen. Wie sollten sie's auch wissen, da sie sich weit mehr um das zu kümmern haben, was Andre wollen; und wenn einmal Eine es dennoch weiß, was sie will, so darf sie's nicht sagen, nicht merken lassen, muß schleichen und laviren — wie soll sie davon schön werden! eigensinnig wird sie, und das prägt sich dann auch so deutlich in ihrem Antlitz aus, daß mir ein konfuses schon lieber ist. Bei dem hab' ich denn doch die Hoffnung, daß es sich aufklären könne. — Dann Diana's Zimmer mit dem kleinen Toilettentisch und dem Bett von weißem Atlas, welche noch aus ihrer Zeit stammen sollen, was schwer zu glauben ist von einem vergänglichen Seidenstoff. Das Zimmer ist groß und hat nur ein Fenster mit der weiten Aussicht in die kühle stille Landschaft hinein. Mir ist sie zu kühl,

um mir wohl zu thun! ein Fluß in einer Ebene macht mich beständig frösteln, weil ich meine, daß ihm selbst nicht recht warm werden könne bei seinem ungestörten widerstandlosen Lauf. — Im Ganzen hat mir Chenonceaux sehr wohl gefallen. Die Anlage so wie die gegenwärtige Einrichtung sind ohne Ostentation, und das macht immer einen guten Eindruck. Bei der Heimfahrt sündflutete es, so daß aus der Besteigung der Pagode von Chanteloup nichts werden konnte. Wir fuhren rund um sie herum, und das ist Ehre genug für das häßliche Ding. Chanteloup war das Schloß des Herzogs von Choiseul, des Ministers Ludwigs XV., und ein Diamant der Rococo-Zeit. Aller Pomp, alle stelzenhafte Grandezza, alle übertriebene Majestät, alle sinnlose Pracht jenes Geschmacks, den nur eine völlig blasirte Zeit erzeugen konnte, waren über Schloß, Garten und Anlagen von Chanteloup so dick ausgeschüttet wie aus dem Füllhorn einer Rococo-Göttin des Ueberflusses. In Bildern hab' ich's gesehen. Da kam die Revolution, und all' die Herrlichkeit verschwand! das Schloß wurde verwüstet und ausgeraubt, später verkauft und niedergerissen; die Bäume wurden umgehauen, die Terrassen planirt, die Canäle und Bassins verschüttet, Felder darauf angelegt. Jene Pagode oder Kiosk, — wie

man den geschmacklosen Thurm nennt, der ganz genau wie ein Baumkuchen aussieht — blieb zufällig aufrecht in jenen Stürmen, und jetzt gönnt ihr der Eigenthümer den Platz, und man besucht sie der schönen Aussicht wegen. Sie sieht gespenstisch aus, verschollen und monströs, so auf dem kahlen Felde, hier ein Paar Fruchtbäume, da etwas Nadelholz. Das fängt jetzt überhaupt an, sich ein wenig zu breit zu machen! einzelne Tannen sind sehr malerisch in der Landschaft, aber in Masse machen sie immer einen schwarzen Fleck darin.

Nach Blois geht's beständig längs der Loire, und da das Wetter etwas freundlicher war, so kam mir auch die Landschaft wärmer und lebhafter vor. Ein heller Sonnenstrahl fiel auf Schloß Chaumont, das recht alterthümlich und wohlerhalten auf einem Hügel am linken Ufer liegt. Einfacher und schmuckloser als Chenonceaux mußte sich Catharine von Medici, so lange ihr Gemal lebte, mit Chaumont begnügen. Später tauschte sie mit der Herzogin von Valentinois; aber sie tauschte, sie nahm nicht gewaltsam Chenonceaux. Es ist ein eigenthümlicher Charakter, diese Catharine! im Grunde ists gar keiner, und ich wundre mich, wie sie zu dem Rufe eines blutdürstigen, leidenschaftlichen und grausamen gekommen ist. Bei vierzehn Jahren wurde sie ver-

mählt, 1533, und lebte sechsundzwanzig Jahre, die Blüthezeit des Lebens, in vollkommner Unterdrückung am französischen Hofe. So lange ihr Schwiegervater lebte, sorgte die herrschsüchtige Herzogin von Etampes dafür, daß Catharine keinen Einfluß auf ihn gewinne, und als er 1547 starb, trat Diane bei ihrem Gemal in denselben Verhältnisse auf. Sie war schön, schlau und fein, doch mit all ihren Ränken und Listen gelang es ihr nicht, die Nebenbuhlerin zu besiegen; da resignirte sie sich. Heinrich II. mochte sie nun einmal nicht! sie war zehn Jahre kinderlos gewesen; darauf hatte sie viele, aber er mochte sie doch nicht. Sie war gekränkt in jedem Gefühl, als Königin, als Gattin, als Weib; ihre Eitelkeit war verletzt, ihrer Neigung zur Intrigue war der Spielraum versagt; ihr blieb nichts übrig als die Unterwürfigkeit. Ihr nicht — wie den meisten Frauen! Um sich nicht dem Schicksal zu unterwerfen, wenn es zerknickend und beeinträchtigend wirkt; und um sich ehrlich zu unterwerfen, ohne Rückhalt, und sich in Gottesnamen zerknicken zu lassen; — dazu gehören andere Gaben, andere Kräfte! dazu gehört aber ein Charakter — nämlich das, was ich so nenne, liebe Emy, denn es liegt viel Willkür in all solchen Definitionen; ich meine Erkenntniß der Bestimmung, und unverbrüchliche

Entschlossenheit ihr nachzukommen; — und den hatte Catharine gar nicht. Ihre Zeitgenossin, Elisabeth von England, die hatte ihn! darum war sie auch klar und sicher, und schwankte nie von einer Partei zur andern! Entschlossen ließ sie Marie von Schottland, die katholische Tochter der Guisen köpfen; entschlossen warf sie sich zum Bollwerk des Protestantismus auf; entschlossen nahm sie die spanischen Kriege an. So war Catharine nicht. Sie trat nie an die Spitze der Umstände, um sie zu beherrschen; sie versuchte sie heimlich zu untergraben, und gelang das nicht, so unterwarf sie sich momentan und fing sogleich wieder ihre Intriguen an, wenn sie den Augenblick günstig glaubte. Sie hatte auch nicht den Blick, der in die Zukunft hineindringt und ihren Zusammenhang mit der Gegenwart tief genug erfaßt, um in dem Keim die dereinstige Frucht zu gewahren; sie begnügte sich mit kleinen Erfolgen. Hinhalten, aufschieben, nichts abschlagen und nichts gewähren, unentschieden lassen, wie die Katze mit Sammetpfoten streicheln, und will das nicht fruchten, auch einmal den Sprung des Tigers auf seine Beute thun, das, däucht mir, war das Element, in welchem sich ihre Politik, ihre Neigung, ihr ganzes Leben bewegte. Vielleicht war sie von Natur herrschsüchtig; aber

mit weiblicher Schmiegsamkeit hatte sie das bis zu ihrem vierzigsten Jahre vergessen. Als sie unter ihren Söhnen die Bedeutung erlangte, nach der sie früher umsonst gestrebt, wollte sie nicht herrschen, sondern nur — Einfluß haben. Daher schwankte sie auch immer zwischen den Parteien hin und her, war nie Freundin der Guisen, Feindin der Chatillons, nie von Herzen katholisch oder kalvinistisch. Daher verstand sie auch gar nicht, die Fäden zu entwirren, die sie zusammengedreht; das sollte denn so ein blutiger Schlag wie der der Bartholomäusnacht gut machen. Sie hatte im Grunde einen gemein weiblichen Charakter: sie wollte locken, verführen und zu ihren persönlichen Zwecken gebrauchen, und sie hatte die Leidenschaftlosigkeit und die schlangengleiche Klugheit, welche dazu gehören, um Andere zu bethören. Für ein blutdürstiges Ungeheuer halt' ich sie nicht, ebensowenig für eine große Herrscherin. Dennoch ist es interessant, ihr Leben zu verfolgen, wie auf jene unscheinbare vierzig Jahre dreißig andre folgen, in denen sie immer im Vorgrund des Zeitgemäldes, wenn auch nicht im Mittelpunkte des Zeitgewebes steht. Neben den verschiedenartigsten Gestalten, neben ihren hinsterbenden Söhnen, neben den edlen Chatillons, den hochstrebenden Guisen, den ehrgeizigen Bourbons, neben

dem milden Kanzler l'Hôpital und den wilden fa-
natischen Priestern beider Parteien; — und überall,
in jedem entscheidenden Augenblick, bei Friedensver-
mittlung und Ständeversammlung, bei dem soge-
nannten Religionsgespräch zu Poissy, wo Theodor
de Beza für die Calvinisten das Wort führte, und
im Louvre in jener Greuelnacht, wo sie ausgerottet
werden sollten; immer und überall zeichnet sich Ca-
tharine still, fein, farblos und in einer Weise hin,
der man Uebergewicht und Einfluß so wenig ab-
sprechen kann, als einer bösen Fee. — — So ka-
men wir nach Blois. Ach, das ist schön, schöne
alte Kirchen, schöne Brücke, schönes Schloß, so be-
lebt Alles, nicht grade von Menschen der Gegen-
wart, nein! es ging mäßig lebendig da her; —
aber von Menschen der Vergangenheit ein wahres
Gewühl! Besonders da oben im Schloß, das auf
einer Höhe liegt, und stolz die ganze Stadt bekrönt.
Jetzt ist es eine Kaserne — o Jammer! Primati-
cio's anmuthiges und Mansards stolzes Gebäude
— eine Kaserne! — ich hasse die Kasernen;
aber was hilft's? das Schloß von Blois muß man
doch sehen! Die vier Gebäude, welche den inneren
Hof umschließen, sind aus vier verschiedenen Zeiten;
das älteste hat noch der Graf Stephan von Blois
gebaut, der 1154 als ein Enkel Wilhelms des

Eroberers auf dem Thron von England starb. Der Theil ist plump und unausgebildet, auch wol sehr restaurirt. Aus den ersten Jahren des sechszehnten Jahrhunderts, unter Ludwig XII., ist ein anderer Theil gebaut, ohne bestimmten Styl, nicht gothisch, nicht italienisch, sondern national mögt' ich sagen, nach eigenem Geschmack und Bedürfniß, schlicht, mit wenigen simpeln Verzierungen. Dann, ungefähr vierzig Jahre später, baute Primaticio unter Franz I. den dritten Theil: ächter Renaissance-Styl, wie er sich außerhalb Italien nothwendig ausbilden mußte, sogar unter den Händen eines Italieners! Wie er auch durchdrungen sein mogte von der Schönheit und Reinheit der antiken Formen und Vorbilder — der nationale Geschmack, Clima, Bedürfnisse legten dem Primaticio gewisse Bedingungen auf, die er berücksichtigen mußte, wenn seine Schöpfungen nicht einen gewissen fabelhaften und unzweckmäßigen Charakter an sich tragen sollten; und ich finde, daß ihm diese Verschmelzung der anmuthigen antiken Ornamente mit den Räumen und Dimensionen, welche er in der Gegenwart vorfand, ganz wundervoll gelungen ist. Als großer Meister, der er war, unterwarf er sich nicht der starren Regel; er modifizirte sie. Er that das mit der Baukunst, was eine Frau von gutem Geschmack mit einer Mode thun soll: nicht

blindlings folgen, sondern sie anwenden, beschränken, vervollständigen, damit sie zu ihrer ganzen Eigenthümlichkeit passe. Dieser Flügel des Schlosses ist von einer frischen Originalität, die ich fast immer bei den Erzeugnissen des Renaissance-Baustyls vermisse. Ich denke, etwas Graziöseres als den Thurm mit der Wendeltreppe, die in die großen Gemächer führt, wird man schwer in Frankreich oder sonstwo finden; aber freilich, antik ist es nicht! — Der vierte Theil endlich, der jetzt die große Façade und den Haupttheil bildet, der auf die Stadt herabsieht, ist in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts unter Ludwig XIII. von Mansard gebaut, starr und stolz, voll kühler Majestät. Das nationale Gepräge ist vollkommen verwischt, die runden Thürmchen, die Wendeltreppe, die zierlich vom steinernen Fensterkreuz zerschnittenen Fenster sind verschwunden; statt dessen Säulen und Pilaster, und Pilaster und Säulen im Ueberfluß, und eine Verschwendung des Raumes, welche von jetzt an immer crescendo ging — als ob der Palast eines Königs ein Symbol der Unermeßlichkeit sein sollte. Indessen, Rococo würd' ich es noch nicht nennen; diese Bezeichnung spar' ich mir für das achtzehnte Jahrhundert auf. Es ist aber das Präludium dazu. Die Architektur hält bis dahin noch an den regel-

rechten, großartigen, imposanten Formen fest; allein sie werden so übertrieben, daß sie nicht mehr aus einem gesunden und tüchtigen Boden des Geschmacks und des Bedürfnisses erwachsen können; er artet in Extravaganz und Bizarrerie aus, und seine Producte in Monstrositäten. Rococo ist ein Monstrum, aber zuweilen ein recht ergötzliches, so wie monströse Blumen, gefüllte Dahlien u. dergl. auch ganz hübsch sind — eben durch ihre übertriebenen Schönheiten. Das Wort Rococo erfanden die Revolutionsmänner, und belegten damit ohne Unterschied alles Alte. Zwei Mittel standen ihnen zu Gebot, um das Alte, mitsamt der Anhänglichkeit, der Ehrfurcht, dem Einfluß, das es genoß, zu vertilgen: das eine war, es in Blut zu ertränken, das zweite, es lächerlich zu machen; und Guillotine und Rococo thaten das Ihre. Ich setze den Uebergang von dem Renaissance- zum Rococo-Styl in die letzten Jahre Ludwigs XIV., die einen scharfen Zeitabschnitt bilden. Vom Glück und vom Selbstvertrauen verlassen, überdrüssig der olympischen Freuden seiner Jugend, wendete sich Ludwig XIV. kühl und vornehm, als vornehmer Mann, der er unleugbar war, dem lieben Gott zu, und sorgte mit Frau von Maintenon und seinen Jesuiten-Beichtvätern sehr gelassen und unermüdlich für sein Seelenheil, indem er die Kalvini-

sten im südlichen Frankreich köpfen und rädern, ihres Eigenthums berauben, für bürgerlich todt erklären ließ — zur Ehre Gottes. O Himmel! daß Gott sich muß gefallen lassen, all' den Bestialitäten des Fanatismus, der Heuchelei und der Dummheit seinen Namen beigemischt zu finden! Sagen Sie mir, glauben Sie, daß irgend ein Mensch, sei er so dumm oder so klug er wolle, zu der aufrichtigen Ueberzeugung gelangen könne, daß in dem, was grade er glaubt, das Heil für Alle liege? Ich kann es nicht! ich finde eine so krankhaft übertriebene Anmaßung darin, eine solche Ueberschätzung der eigenen Erkenntniß, daß von Aufrichtigkeit nicht mehr die Rede sein kann. Ohne eine gewaltige innere Verschrobenheit und eine plötzlich gewaltsame, von Außendingen eingeimpfte Beschränkung geräth man nicht in diesen fanatischen Zustand. Wem's von Außen gekommen ist, der will es auch von Außen Andern beibringen, daher Zwangs-, Reiz- und Verlockungsmittel; daher die Bekehrungssucht; daher die Liebhaberei, Proselyten zu machen. Meinen Sie, daß Ludwig XIV. an Gott glaubte? O mit nichten! an sich glaubte er, an seine Einsicht, seine Auserwähltheit, seine Erkenntniß, seine Befähigung. Wie er früher im weltlichen Gebiete sich selbst und seine Person und seinen Willen zu Richtschnur, Maaß

und Gesetz aufwarf, so jetzt im kirchlichen, aus dem er gern ein himmlisches Gebiet gemacht hätte. Aber die weltlichen Sünden der Anmaßung und Ueberschätzung, so gefährlich und verderblich sie einem absoluten König sind, wie Ludwig XIV. es selbst erfahren hat, wirken doch wahrhaft vergiftend erst dann, wenn er sie auch auf das religiöse Gebiet erstreckt. Das Gefährlichste des Absolutismus, das Nachhaltigste, das Eindringendste ist der ungeheure Einfluß einer einzigen Persönlichkeit auf die ganze moralische Richtung der Zeit. Ludwig XIV. machte die seine heuchlerisch, und nichts unterminirt die Seelen so gründlich als Heuchelei; sie zieht ihnen den festen Boden unter den Füßen fort und zwingt sie, wie parasitische Pflanzen, zu leben und zu sterben mit dem äußern Gegenstand, den sie in Ermangelung einer Innerlichkeit umschlungen haben. Mit Ludwigs XIV. Tode trat die Reaction ein. Auf die biblischen Tragödien von St. Cyr folgten die Orgien der Regentschaft. Man fühlte ein solches Bedürfniß, die Verachtung der Heuchelei an den Tag zu legen, daß man die Sitte — Prüderie nannte, und im Anstand nur dessen Schein finden wollte. Der lange Zwang hatte erniedrigt, nicht gehoben; denn Sclaverei, welcher Art sie sei, entadelt immer, und wer etwas thut oder läßt, weil

er die Peitsche dafür bekommt oder das Recht der petites entrées im Schlafzimmer des Königs wird nicht lange das Gefühl seiner menschlichen Würde bewahren. Das Leben nahm einen extravagant sinnlichen Charakter an, der immer von Neuem stimulirt werden mußte, um nicht in bodenlose Abspannung überzugehen. Die Kunst, die Mode, die Sitten gingen alle in dieser Richtung neben einander, und haben etwas Hirnverbranntes, Betrunkenes. Man übermalte und verkleisterte sich das Gesicht mit Schminke, mit Schönpflästerchen, mit Puder, man machte aus den Schuhen Stelzen, und aus den Kleidern Gebäude, und das nannte man schön. Man lebte in der Ehe fremder als Fremde zusammen, denn ein Fremder durfte eine Frau in die Gesellschaft begleiten, und das durfte der Gemal nicht, und durfte sie zu Stunden sehen, die jenem verboten waren, und die er in seiner petite maison zubrachte; und das nannte man guten Ton. Die Kunst erlag wie Mode und Sitte unter diesem Wust allgemeiner Verschrobenheit, die Malerei wurde läppisch, die Architektur barock. Sie, die wie keine andre Kunst im Ebenmaß ihre Schönheit findet, verlor sich in ausschweifende Disproportionen, und mußte die langen edlen Linien, die ihr soviel Würde geben, in bauchige und bucklige Schnörkel und

Schwenkungen zerbrechen. Der Zwinger in Dresden ist ein hübsches Exemplar von Rococo. —

Im Innern ist das Schloß zu Blois ganz für seine gegenwärtige Bestimmung eingerichtet, nämlich in kahle große Säle zertheilt, welche zu Wohnungen, Magazinen, Vorrathskammern dienen, und in welchen nichts zu sehen ist. Wo mag die schöne Valentine Visconti gestorben sein? Nachdem Johann von Burgund ihren Gemal, den Herzog von Orléans, ermordet, und nachdem sie vergebens zu ihrem blödsinnigen Schwager Carl VI. um Rache geschrien, ging sie hieher, und sechs Monate nach dem Tode ihres Gemals war sie todt. Das waren dazumal doch ganz andre Herzen! sie liebten und haßten mit jugendlicher Vehemenz, sie füllten das Leben mit einem Gefühl aus, und fand das keine Nahrung mehr, so brach das Leben selbst zusammen. Jetzt kann man sich gar nicht mehr rächen, wenn einem was zu Leide gethan wird! man kann gar nicht mehr mit so einem prächtigen großartigen Gottesgericht gegen den Beleidiger auftreten, ihn auf Leben und Tod zum Kampf in die Schranken, und Gott selbst zum Zeugen rufen. Wenn einer Frau jetzt Unrecht geschieht, so hat sie keinen Ritter, sondern einen Advokaten; statt ihm ihren Handschuh zu schenken, giebt sie ihm einen Beutel mit Gold;

statt an ihr Recht zu glauben und dafür sein Leben aufs Spiel zu stellen, fesselt ihn das geistige oder materielle Interesse, das er an ihrem Prozeß findet. Guter Himmel, liebe Emy! ist das denn wirklich Civilisation? Humanität? umsomehr, da sehr häufig ungerechte Prozesse nicht blos geführt, sondern auch gewonnen werden? Man spricht wol: es war eine Barbarei, denn die Unschuld konnte vor der Stärke erliegen. Jetzt frag' ich: erliegt nie das Recht vor einem Machtspruch oder vor der Chikane? Ich finde den Gedanken, auf dem das Gottesgericht beruht, daß der Unschuld eine siegreiche Kraft beiwohne, sehr eines edlen Menschen würdig, und den Zweikampf etwas, das sich viel mehr für ihn schickt als eine Verklagung. Ja, sogar der schwache Nachhall des Zweikampfes, das Duell, welches Manche barbarisch und widersinnig finden, kommt mir keineswegs so vor. Es repräsentirt noch immer die Idee von dem unwiderstehlichen Siege des Rechts, und in dieser Idee hat es eine ganz unüberwindliche Basis. Würde Ihnen ein Mann gefallen, der seine Ehre durch einen Richterspruch herstellen ließe statt durch ein Duell? mir sehr schlecht, und ich denke allen Menschen; denn man meint doch immer, nur in seiner Hand liege seine Ehre, und wer jene nicht für sich aufheben möge, kümmre sich um diese nicht

sehr. Das Duell soll gegenwärtig höchst selten in der französischen Armee sein. Sie ist von dieser Barbarei zurückgekommen, und an ihre Stelle ist die Gemeinheit getreten: der Streit endet nicht mit Pistolen, sondern mit Prügelei. Dies sagte ein Franzose, kein Legitimist, bemerk' ich ausdrücklich, denn denen ist nicht recht zu trauen in ihren Aeußerungen über die Gegenwart Frankreichs; der herrschende Zustand mißfällt ihnen durchgehends, und es wird nichts gethan oder unterlassen, was sie nicht bitter tadelten. — Uebrigens hat schon der heilige Ludwig, der 1270 starb, indem er überhaupt die Rechte des Feudalismus beschränkte und Privatfehden verbot, auch Gottesgerichte durch Zweikampf verboten, und Rechtsgelehrte zu Schiedsrichtern eingesetzt. Diese kannten das römische Recht und verfuhren nach demselben, während der Adel nur sein traditionelles Recht kannte, welches jetzt nicht mehr gelten sollte. Dadurch, daß er gezwungen wurde, sich bei mannigfachen Vorkommenheiten dem Richterspruch zu unterwerfen, kam die ganze Handhabung der Gesetze an die Rechtsgelehrten, und da diese vom König abhingen, an die Könige. Sie stellten sich gut miteinander; die Könige brauchten geschickte Werkzeuge, welche ihren Willen im Namen des Gesetzes ausführten, und die Rechtsgelehrten brauchten

den königlichen Schutz gegen die vermeintliche oder wirkliche Beeinträchtigung, welche sie häufig bei ihren Obliegenheiten von Adel und Geistlichkeit erfuhren. Um deren Macht zu brechen, strebten sie aus allen Kräften, die königliche absolut zu machen, und nebenbei für sich einen Reflex dieses Absolutismus zu bewahren. Die Verschlechterung der Münzen, die drückendsten Auflagen, Willkürlichkeiten bei zweifelhaften Zuständen, infernalische Prozesse, z. B. den der Tempelherrn, den der Kanzler Wilhelm von Nogaret unter König Philipp dem Schönen leitete — Alles unterstützten und vertheidigten die Rechtsgelehrten zu Gunsten der Monarchen, und es ist wol recht merkwürdig, daß diese neue Ordnung des Rechtszustandes die Gottesgerichte abschaffte, und die Tortur einführte. Undankbar, wie die Mächtigen es leicht werden, bewiesen sich die Könige, nachdem sie sich im Absolutismus festgesetzt, auch gegen diese ihre getreuen Diener. Prosperität ist das, was der Mensch auf die Dauer am schwersten verträgt; sie erschlafft ganze Stände und Kasten, so gut wie Individuen, und erst wenn sie etwas zu leiden haben, kommen sie wieder zu Kräften und Besinnung, und tüchtige Männer, wie De Thou und Matthieu Molé setzten sich standhaft den Eingriffen der königlichen Gewalt in den bösen Tagen Ludwigs XIII. und in

den Verwirrungen der Fronde entgegen. Unter Ludwig XIV. bog halb Europa den Nacken, wie hätt' es nicht die Jurisprudenz thun sollen? aber dafür nahm sie ihren Aufschwung in der Revolution. Advokaten und nichts als Advokaten von Marat bis auf Odilon Barrot. — Wissen Sie wol, daß es ein Ländchen in Europa giebt, wo sie gar nicht existiren? Im Canton Appenzell muß Jeder vor der Landsgemeine seine Klage und Vertheidigung selbst führen. Vor einigen Jahren kam die Zulassung der Advokaten bei Rechtshändeln zur Sprache, wurde aber fast einstimmig von der Landsgemeinde verworfen. In unsern complicirten und geschraubten Verhältnissen ist's ordentlich erfrischend, an so einfache zu denken.

Wo mag die schöne Madame Guyon gestorben sein? nachdem ihretwegen Bossuet und Fénélon, die beiden würdigsten Prälaten Frankreichs, in Streit gerathen waren, und nachdem fast der französische Hof sich mit dem päpstlichen Stuhl deshalb entzweit hätte, bog der edle Fénélon sein mildes Haupt vor der Autorität des Papstes, widerrief seine Meinung und hörte auf, Madame Guyon zu beschützen. Sie wurde hieher verwiesen. Ich gesteh' Ihnen, ich habe nie ganz ihrer Doctrine und ihrem Leben folgen können, und bin schwerfällig mitten drin

stecken geblieben. Sie lehrte l'amour desinteressé, nämlich: Gott zu lieben selbst in der Voraussetzung, daß man nicht von ihm geliebt werde. Solche Spitzfindigkeiten versteh ich nicht! sie sind mir sehr unerquicklich, und eine unerwiderte Liebe ist mir undenkbar. Die Flamme des Herzens, die Flut der Seele lodern und wollen nicht ins Blaue hinein, sondern erfassen und umschlingen ihren Gegenstand, und heben und halten uns in seiner Sphäre fest; und da sollte es keine Segnungen geben, die von ihm ausgehen, keine Verklärungen, die er verleiht, keine Tröstungen, die er spendet, keine Ekstasen, mit denen er das Wesen überströmt? Giebt es das Alles nicht, so liebt man nicht; giebt es das, so ist es ja eben die Wirkung der Gegenliebe. Hätte Madame Guyon mir mit ihrer eindringlichen Beredsamkeit erklärt, was sie meinte, und mich dazu mit ihren schönen blauen Augen angesehen, die voll so hinreißender Schwärmerei waren, daß sie mehr noch überzeugten als ihre Worte, und selbst die kühle Frau von Maintenon hinrissen: so mögt' ich vielleicht zum Verständniß ihrer mystischen Doctrine gekommen sein. Ich hab' wenig Anlage für die Schwärmerei, glaub' ich! sie sucht freilich den Himmel, allein sie hält sich zu sehr in der Region der Wolken auf, und da ist mir nicht heimatlich; mich

zieht's aus den Wolken heraus, mögen sie grau oder gold- und rosenfarben sein, zu den klaren, lichten Sternen, zur Sonne — zur Sonne der Seelen. Das ist so meine Natur: Licht muß ich haben, Aug' in Aug' muß ich sehen, ans Herz muß ich dringen, und die Sonne muß mir im Scheitelpunkt stehen. Und weil es Momente giebt, wenn auch flüchtig und vorüberrauschend nur, in denen mir all' diese Bedingungen erfüllt sind, während deren freudige Erkenntniß und seliges Bewußtsein mich wie mit starken Flügeln über alle Schwankungen, Zweifel und Bangigkeiten erheben: so mein' ich, daß ich meiner Natur nachleben müsse, ohne mich auf die Wege zu wagen, welche Andere einschlagen. Das ist wahr: es fehlt viel, daß jene Flügel immer entfaltet wären! sie hängen oft recht trübselig schlaff herab, und ich gehe mühsam und dumpf im tiefen Staube, doppelt traurig, weil ich wol weiß, daß nicht sie mir fehlen, sondern nur Kraft und Energie, um sie zu entfalten. Flattern könnt' ich allenfalls mit ihnen, bis in die Wolken käm' ich wol — aber das mag ich eben nicht, da wart' ich lieber .... und nicht umsonst. Emy, liegt Ihnen das Leben wol zuweilen so schwarz und schwer auf der Seele, wie die Nacht auf dem Walde? nicht Ihr kleines besondres Leben, wenigstens nicht das allein;

aber das ganze, das allgemeine, mit seiner Zersplittrung und seinem Wust, seiner Unvollständigkeit und seinem Ueberdruß, seinem Wechsel und seiner Einförmigkeit; mit seinem Gemisch von Todtemmeer-Charakter, in welchem alles Lebendige stirbt, und von Aether-Charakter, in welchem die ganze Schöpfung lebt und webt; und zwischen dieser formlosen Agglomeration, die gewaltig und grauenhaft wie das Bild einer indischen Gottheit ist, kein anderer Ton als die schrillende Frage: Wozu das Alles? Damit jeder von uns sich fünfzig oder sechszig Jahre mit flüchtigen Freuden und langen Schmerzen in diesem Tumulte abarbeite, und dann einer andern Generation Platz mache? Und so fort, von Jahrtausend zu Jahrtausend? — Kennen Sie solche Stimmung? mich überkommt sie zuweilen mit gespenstischer Rapidität. Ich meine ganz munter zu sein, oder sehr beschäftigt, oder in andre Gedanken versunken! sieh da! ein Wölkchen am fernsten Horizont, und urplötzlich die Seele voll Nebel! Dann wär' der Moment da, um mich mit meinen Flügeln zu zeigen; dann wird das Warten schwer. Die Nachtluft ist dem Körper schädlich, sprechen die Aerzte. Ach, dem Geiste auch. In der Finsterniß zu brüten, ist ein Kerkerleben, oder ein ermattendes Umherirren im Walde. O Himmel, welch Entzücken,

wenn dann endlich der erste Strahl des Morgen-lichts in diese schwarze nächtliche Welt hineinblitzt, sie aus ihrer Erstarrung weckt, und mit einem Schauer überrieselt, von dem ich nicht weiß, gehört er der Freude über den kommenden — oder dem Grauen über den vergangenen Moment. Dann fährt ein Rauschen und Klingen durch die Seele, wieder wie im Walde — aber am frühen Morgen, wenn die Bäume sich den Schlaf von den Aesten schütteln, die Vögel ihre kleinen Kehlen stimmen, die Blumen sich im Thau die Augen klar waschen, und die langen goldnen Morgensonnenstrahlen wie Fanfaren ein Halleluja in die Schöpfung hinein-senden — und dann blättert die Morgenluft die Flügel auf, und es geht mit ihnen gradeswegs zur Sonne, und das Herz singt auch ein Halleluja. All' unsre Nächte wiegt das Morgenroth auf, und jede Passionszeit die Auferstehung. — — Ach, ich schreib' Ihnen zu viel! Ich bin nicht daran gewöhnt, von Häusern und Bäumen und Sachen mit Ihnen zu sprechen, das geschieht immer nur nebenher; so folg' ich auch jetzt der alten Gewohnheit, und schreib' und schreibe, als wären Sie und ich allein auf der Welt. Im Grunde sind wir's. Mit der Person, die ich liebe, fühl' ich mich immer allein, wie auf einem andern Gestirn, und unter dessen Einfluß,

freier, als irgendsonstwo. Da verfall' ich leicht in Allüren, die sonst ein wenig mehr in den Hintergrund treten. Aber ich hab's Ihnen gleich zu Anfang gesagt; ich würde aus dem Hundertsten in's Tausendste kommen. Ich halte Wort, und Sie dürfen sich nicht darüber verwundern. Wird es Ihnen zu viel, so legen Sie die Blätter fort; das dürfen Sie, und ich werde mich nicht verwundern. —

In dem Flügel des Schlosses zu Blois, den Primaticio erbaut hat, sind mehre große Gemächer leer geblieben, und zwar die, in welchen Szenen aus den Zeiten Heinrichs IV. vorfielen. Der Saal wird gezeigt, in dem sich die Etats-genéraux im Jahre 1576 und 1588 versammelten, um wo möglich der kirchlichen Zerrissenheit Einhalt zu thun, welche politische Verwirrung, Parteien und Bürgerkrieg in ihrem Gefolge hatte. Drei junge Männer standen dazumal an der Spitze der Angelegenheiten. Sie waren von gleichem Alter, trugen denselben Namen, und theilten dasselbe Schicksal, unter Mörderhänden zu sterben. Heinrich III., König von Frankreich, Heinrich von Bourbon, König von Navarra, der nach Jenem Heinrich IV. wurde, und Heinrich von Guise, aus dem Hause Lothringen. Der erste hatte Feinheit und Verstand, aber einen miserablen Charakter. Er intriguirt, er ist devot,

er hat Liebhaber, und putzt sich wie ein Weib, er pflegt Hunde und Affen; heute stiftet er die Flagellanten und durchzieht mit seinen Günstlingen in wilden Bußübungen die Straßen; morgen läßt er die italienische Schauspielergesellschaft li Gelosi aus Venedig nach Paris kommen und im Hôtel de Bourbon spielen, wobei er meistens als Frau gekleidet, mit Spitzen und goldnen Ketten um die bloßen Schultern erscheint. Er amüsirt sich vortrefflich samt dem ganzen Hof an den gröbsten Unanständigkeiten dieser Schauspiele, welche das Parlament sittenverderblich, und die Hugenotten sündlich nennen. Er studiert den Machiavel, und benimmt sich immer mit Anstand und Würde, sobald er öffentlich auftreten und reden muß. Er passionirt sich für die Herrn von St. Mégnins, Arques und Caumont, und nebenbei — für das Bilboquet. Während er absichtlich, um die großen Familien, namentlich die Guisen zu demüthigen, von seinen Günstlingen die königliche Autorität und die Finanzen ruiniren läßt, liegt er im Lehnstuhl und übt sich stundenlang im Bilboquet. Eine recht verächtliche Creatur! — Der zweite Heinrich war intelligent, lebhaft, einsichtig, tapfer; in seinen Worten eben so klug und gutmüthig, als in seinen Handlungen zuweilen thöricht; leichtsinnig und verschwen-

derisch ohne Grenzen, immer guter Laune, immer nachsichtsvoll, mit einem wahren Schatz von treffenden, schmeichelnden, gescheuten Antworten und Bemerkungen, ohne Würde den Frauen zugethan, ohne Anstand dem Spiel, unschön, mit groben Zügen, mit widerlichen körperlichen Eigenschaften. Weder seine beiden Frauen, noch seine zahllosen Mätressen, noch die Damen, denen er seine Huldigung widmete, liebten ihn. Die Marquise von Verneuil sagte ihm einmal: „Bien vous prend d'être roi, car sans celà on ne pourrait vous souffrir." Vor der Thür von Gabrielle d'Estrées, wohin man ihn geführt, um den Herzog von Bellegarde bei ihr zu ertappen, kehrte er um und sagte: „Celà la fâcherait trop." Dennoch beherrschten ihn diese Neigungen bis zur völligen Rücksichtslosigkeit. Nach der Schlacht von Coutras, die er 1587 in der guerre des trois Henris — wie man den echten Bürgerkrieg nannte — glänzend gewann, verfolgte er nicht seinen Sieg, sondern eilte mit den eroberten Fahnen in's Béarn, um sie der schönen Corisande d'Andoins, Gräfin von Grammont, zu Füßen zu legen. Und noch ein Jahr vor seinem Tode entfloh die Prinzessin von Condé, die vierzig Jahr jünger als er war, vor seinen lästigen Liebesbewerbungen nach Brüssel. Nachdem er dreimal die Re-

ligion gewechselt hatte, erst Katholik, dann Protestant, und wieder Katholik geworden war, bestrebte er sich dermaßen seine Feinde, die Katholiken, zu gewinnen, daß er darüber seine alten Freunde ganz verabsäumte; nur an Sully hing er unwandelbar, und ließ sich viele Vorstellungen und Ermahnungen von ihm gefallen. Er war weder im Einzelnen liebenswürdig, noch im Ganzen groß, aber er hatte Momente von Liebenswürdigkeit und Größe, die seine Schwächen vergessen machten, das Vertrauen hervorlockten, und zu immer neuen Hoffnungen berechtigten. Als er König geworden war, benachrichtigte man ihn, daß die katholischen Priester nicht das Kirchengebet für ihn hielten, und schlug ihm vor, dagegen einzuschreiten. Er sagte freundlich: „Attendons! ils sont encore fâchés!" Das ist doch herzig! — Das fanatische Parlament von Paris ermahnte er zur Ruhe, in politischer und religiöser Beziehung, es möge die Hugenotten in Frieden ihre beschränkte Freiheit genießen lassen, und nicht das Volk zu fanatischen Forderungen aufreizen, denn es würde nichts helfen: „J'ai sauté sur les murailles, schloß er, je saurai sauter sur les barricades." — Seiner Rede in den Etats hörte Gabrielle d'Estrées hinter einem Thürvorhange zu. Nach beendeter Ceremonie ging er zu ihr und fragte,

wie er ihr gefallen. Sie antwortete: sehr gut; nur wundere sie sich, daß der König gesagt habe, er wolle sich unter die Vormundschaft jener Herrn stellen. „Ventre saint-gris! rief Heinrich lachend, je l'entends bien avec mon épée à côté!" So sprach er sich immer aus: scherzhaft, nachlässig, umsichtig. Konnte man ihn nicht immer ehren, so konnte man ihm doch gut sein. Seine politischen Projecte von einem europäischen Gleichgewicht sind nicht nur nie zur Ausführung, sondern auch in seinem eigenen Kopf schwerlich zur Reife gekommen. Vielleicht hat man überhaupt einen flüchtigen Einfall für einen festen Plan gehalten. Spanien zu bekriegen, und den spanischen Einfluß in Frankreich, der sich aus den Religionskriegen herschrieb, zu brechen, war sein dominirender Wunsch, seit er den Thron bestieg, und das einzige Mittel, wodurch Sully seinen Verschwendungen Einhalt thun konnte, war, ihm zu sagen, er müsse daran denken, einen Schatz zu sammeln, um den spanischen Krieg führen zu können. Wie er nun einmal war, durch seine Fehler und seine Vorzüge, wurde er der Held seines Volks. Er repräsentirte es in Licht- und Schattenseiten. Und wie seine Béarner mit Liebe seine Wiege umstanden, so folgt auch seinem Andenken die Liebe nach. Er ist der einzige König der neuern

Zeit, und höchst wahrscheinlich der letzte, der im Munde des Volks le bon roi heißt.

Der dritte Heinrich war von andrem Stoff, eine von den hochstrebenden, energisch herrschsüchtigen Naturen, die das Bewußtsein ihrer Kräfte und den Willen, sie anzuwenden, haben, und mit dem eigenen Vortheil den allgemeinen zu verbinden wissen. So war das Geschlecht der Guisen: hochfahrend in Gedanken, kühn in Thaten, reichbegabt, voll Talent, Verstand, Schönheit. „Tous ces princes lorrains avaient si bonne mine, qu'auprès d'eux les autres princes paraissaient peuple," — sagt die Marschallin von Retz von ihnen. Sie stammten aus königlichem Blut. Réné d'Anjou, der Schäfer- und Sängerkönig der Provence, der Urenkel König Johanns von Frankreich, erbte Lothringen nach dem Tode seines Schwiegervaters, und war ihr Ahnherr. Durch die Frauen wollten sie von Carl dem Großen abstammen. Jetzt waren sie eine Nebenlinie des herzoglichen Hauses Lothringen. Mit Franz von Guise begann ihr Einfluß in Frankreich. Er herrschte unter Heinrich II. mit Diane de Poitiers um die Wette, der König erhob sein Herzogthum Guise zur Pairie, er nahm den Engländern Calais ab, den einzigen Punkt, den sie bis dahin aus allen Kriegen eisern festgehalten hatten, und

verjagte sie aus Frankreich. Das rechtfertigte seinen Ruhm und Einfluß. Seine fünf Brüder wußte er in glänzende Stellungen zu bringen, seine Schwester auf den Thron von Schottland, seine Nichte, Maria Stuart, auf den von Frankreich. Er heirathete Anna von Este, die Tochter des Herzogs von Ferrara und der Prinzessin Renata, welche eine Tochter Ludwigs XII. war. Er trat mit nie wankender Entschlossenheit auf die katholische Seite, als die Religionsfragen anfingen die Gemüther in Gährung zu bringen. Religiöse Ueberzeugung ist bei Männern der That selten das alleinige Motiv, das ihre Handlungsweise bestimmt. Sie nehmen den Zusammenhang mit den allgemeinen Zuständen und die Consequenzen zu sehr in Erwägung, um nicht von verschiedenen Triebfedern bewogen zu werden einer Meinung anzuhangen. Wol mehr gegen England und die Niederlande, als für die katholische Kirche mogte Franz von Guise in die Schranken treten. Gleich im ersten Bürgerkrieg, am 19. Februar 1563, wurde er bei der Belagerung von Orléans meuchlings durch Jean Poltrot, einen protestantischen Edelmann, erschossen. Er war 42 Jahr alt. Die Zeiten waren blutig und fanatisch, die Köpfe exaltirt, die Sitten ungebändigt und zügellos, die Demoralisation so groß, daß nicht einmal die

allgemeine Meinung brandmarkte und in die Stelle der mangelnden Gerechtigkeit trat. Der Mord war gleichsam als letztes Mittel anerkannt. Der edle Coligny hat sich nie gegen den Verdacht gerechtfertigt, Urheber desselben zu sein. Guise war nur einmal der starke Verfechter des Katholizismus! So wurde einundzwanzig Jahr später das Haupt der Reformirten, Wilhelm der Schweigsame von Oranien, zu Delft von Gérard erschossen. Die Religion diente dazu, die Menschen zu versteinern, statt zu mildern. Im Namen Gottes führten sie aus, was sie in ihrem eigenen Namen nie gethan haben mögten. Calvin ließ zu Genf den unglücklichen Michel Servet verbrennen; Elisabeth ließ Maria Stuart enthaupten; das Recht des Gewaltigen gegen den Hülflosen in dieser Weise üben, nenn' ich Mord, auch wenn ein Richterspruch es unterstützt. Dazumal war kaum ein Mann in Frankreich, dessen Namen die Geschichte aufbewahrt hat, der keinen Mord begangen hätte, oder nicht durch Mord umgekommen wäre. Auch in die gesellschaftlichen und Familienverhältnisse nistete er sich. Er trat zwischen Männern an die Stelle des Duells; er entschied zwischen Eheleuten. Er war so alltäglich, daß es genug war, plötzlich zu sterben und selbst zum thörichtsten Verdacht Anlaß zu geben. Als Prinz Hein-

rich von Condé 1588 plötzlich starb, hieß es, seine Frau, Charlotte de la Trémouille, habe ihn vergiftet, und sie liebte ihn leidenschaftlich! und sie hatte sich mit ihrer katholischen Familie entzweit, um ihn, den Protestanten, zu heirathen? Aber sie wurde verklagt, vor Gericht gestellt, und mußte sich vertheidigen: so hergebracht war der Mord. Das entschuldigt Niemand, allein es charakterisirt die Zeit. Franz von Guise hatte drei Söhne; der älteste war Heinrich, dann der Herzog von Mayenne, und der Kardinal Louis von Lothringen, und eine Tochter, die Herzogin Catharine von Montpensier. In dieser Frau lebte der glühende Ehrgeiz der Guisen! was ihre Brüder unternahmen, unterstützte sie mit allen Mitteln, die ihr zu Gebote standen, ohne Rücksicht und ohne Furcht. Wie sie triumphirend die Scheere zeigte, mit der Heinrich III. geschoren, bevor er, wie der letzte Merovinger, in's Kloster gebracht werden sollte, so rühmte sie sich später durch Clément ihren ermordeten Bruder an dem König gerächt zu haben. — Als Heinrich III. 1574 den Thron bestieg, war Heinrich Guise Gouverneur der Champagne, sein Bruder Mayenne der Bourgogne, sein Vetter Mercoeur der Bretagne. Er war ihr Haupt und ihre Seele, und von ihnen, wie von der ganzen Partei, als das Bollwerk des Katholicismus

und der Ehre betrachtet. Er war eifrig katholisch, ein glühender Theilnehmer der Bartholomäusnacht, in der er seinen Haß oder seine Rache an Coligny vollzog. Er war hoch aristokratisch, strebte nie nach der zweideutigen Günstlingsehre beim König, fühlte nicht sich, sondern den ganzen Stand tief beleidigt, als der König seine Mignons zu Herzögen von Joyeuse und von Epernon machte, und suchte deren wahnwitziger Verschwendung und Ausgelassenheit mit dem ganzen Uebergewicht seiner beherrschenden Persönlichkeit beim König entgegen zu treten. Er war von leutseliger Rede und von Adlerblick, der Abgott des Pariser Volks, das ihn mit Liebe „le Balafré" nannte, wegen der Schmarre, die er von einer Wunde in der Kinnlade aus der Schlacht von Dormans behielt. — Das war der Mann, den die Sainte Ligue zur Ausrottung der Hugenotten und zur Vertheidigung gegen den wachsenden Uebermuth der königlichen Günstlinge, an ihre Spitze zu bringen wünschte. Aber Heinrich III. that etwas, das diesen Wunsch und sein Verlangen zerbrach. Nachdem zu Blois die ersten Etats-généraux gehalten waren, 1576, wo die Stände sich mit wundersamer Stupidität dahin erklärten, daß sie nur die katholische Religion in Frankreich haben, allein zur Bekriegung der Reformirten keine Steuern geben wollten,

stellte sich Heinrich III. feierlich an die Spitze der Ligue, und führte ein Jahr lang Krieg gegen die Hugenotten. Deren Zahl war bereits vom dritten Theil der Bevölkerung Frankreichs auf den zehnten gesunken, und dieser war meist verarmt, und konnte nicht lange den Krieg führen, weil es auf eigene Kosten geschehen mußte. Dennoch gab ihnen Heinrich III. nach einem Jahr den Frieden, weil er seiner Oberhaupts-Stellung müde war, und erklärte die Ligue für aufgelöst. Das erzeugte immer mehr bittres Mißvergnügen. Man ergoß sich in Pamphlete und Satyren gegen ihn und seine Lieblinge; das Volk verachtete ihn; die Priester donnerten von den Kanzeln gegen seine Lauheit, die da verabsäumte, die Höllenbrut der Hugenotten mit Stumpf und Stiel auszurotten. Nun gar stirbt sein jüngster Bruder, der Thronfolger, 1584! auf Kinder ist beim König nicht zu rechnen: so ist Heinrich von Navarra, der Ketzer! Thronfolger. Da tritt die Ligue wieder zusammen, die Städte schließen sich ihr an, besonders der tiers-état von Paris, sie intriguirt, sie fanatisirt, ihre Priester sind fast lauter Jesuiten, sie will zum Thronfolger den katholischen Kardinal von Bourbon, den Oheim Heinrichs von Navarra; diesen nicht, durchaus nicht! sie greift zu den Waffen, um zugleich

seine Ansprüche und seine Religion zu unterdrücken, und Heinrich III., um die Ligue für sich unschädlich zu machen, muß Guise an die Spitze seiner Armee stellen, und sucht nur heimlich Ligue und Hugenotten durch einander aufzureiben. Dies ist la guerre des trois Henris. Keine Partei brachte es zu glänzenden Erfolgen. Die Hugenotten waren uneins unter sich, Heinrich III. von Navarra vergaß Schlachten und Gefahren bei der schönen Corisande. Die Ligue fühlte sich gelähmt, weil sie für den König handeln sollte, gegen den doch ihre innerlichsten Gesinnungen gerichtet waren. In denselben ward sie durch die Sympathie des Volks bestärkt, welches von glühendem Haß gegen den König erfüllt war, weil er dem Bürgerkrieg nicht gründlich ein Ende zu machen verstand. In Paris gährte die Aufregung lange, und brach endlich mit wilder Eruption am 12. Mai 1588 in der journée des barricades aus. Die Bürger wollten den König absetzen, und sperrten ihn ein, indem sie bis dreißig Schritt vor's Louvre Barrikaden aufwarfen. Catharine von Medici ließ sich in ihrer Sänfte durch sie hindurch und zu Heinrich Guise tragen. Sie kannte seinen Einfluß auf das Volk; sie parlamentirte mit ihm. Was für Hoffnungen und Pläne durch seinen ehrgeizigen Kopf auch fliegen mogten,

vor der Hand begehrte er nur die Ausrottung der Calvinisten und die Entfernung der königlichen Günstlinge, deren Verschwendung und Ausgelassenheit dem Volk ein Greuel waren. Aber ich denke, er hat für sich weiter in die Zukunft und nach dem Thron hingesehen, und seine Schwester hat wol im Einverständniß mit ihm für Heinrich III. jene Scheere bestimmt. Während Catharine ihre milden Ueberredungskünste an ihn verschwendete, und er seinerseits seine thätige Mitwirkung zur Beschwichtigung der Aufgeregten versprach — fand der König schleunige Flucht am Gerathensten, und ging heimlich nach Chartres. Nun brach der Aufstand in Paris los. Es organisirte sich eine Art von republikanischer Commune unter sechszehn Vorstehern der verschiedenen Corporationen, genannt les Seize, welche darauf bestand, den König abzusetzen. Obgleich Heinrich III. durch seine heimliche Flucht gezeigt hatte, daß er sich Guise nicht anvertrauen und dessen Einfluß nicht benutzen wolle, so sah er doch für den Augenblick keine andere Hülfe, als sich ihm unbedingt in die Arme zu werfen. Er macht ihn zum Lieutenant-général des Königreichs und, auf seinen Rath, giebt er das Unionsedikt, welches Ketzer für immer vom Thron ausschließt, verzeiht den Parisern die journée des barricades, und versammelt die

zweiten Etats-généraux zu Blois, um dem Elend der Kirche und der Finanzen abzuhelfen. Das war aber schwer! die Günstlinge hatten dreiundzwanzig verschiedene Steueredikte in einem Monat vom König geben lassen, deren Ertrag sie verschlangen; die Stände wollten durchaus keine Steuern bewilligen, aber sie schrien nach Frieden im Lande und Einheit in der Kirche. Der König schmeichelte Allen, sogar den Deputirten vom tiers-état, ohne sie gewinnen zu können. Dazu war er so arm, daß sein Haushofmeister ihm den Dienst aufsagte. „C'était chose piteuse un roi si nécessiteux et un peuple si pauvre." Daß die Uebermacht von Heinrich Guise ihm mißfiel und seinen Stolz verletzte, ist leicht erklärlich! von seinen Günstlingen beherrscht zu werden, das kränkte ihn nicht, denn so jämmerlich er war — ihnen gegenüber stand er noch immer hoch genug, um seine Nachgiebigkeit Güte und freien Willen zu nennen. Bei Guise konnte er das nicht mehr; da galt es nicht sowol nachgeben als gehorchen. Dennoch ist es schwer zu begreifen, wie er ihm dermaßen all' seine Drangsale zuschreiben konnte, um zu wähnen, daß sein Heil vom Tode Heinrichs abhinge. Ich denke, ihn trieb der rein persönliche Widerwille der Schwäche, die sich in Macht und Ansehen unterdrückt sieht, gegen die

Stärke, die sich erkühnt, ihr Gesetze vorzuschreiben; oder auch die unbezähmbare Irritation, welche sich in bedenklichen Momenten schwacher Charaktere bemeistert, und sie drängt auf den am meisten hervorragenden Gegenstand das ganze Gewicht ihres Zornes und Hasses zu wenden. Genug, ohne Catharine zu Rath zu ziehen, faßte der König mit seinen Günstlingen seinen Entschluß, und da der Plan Vielen mitgetheilt wurde, so erhielt Heinrich Guise zahlreiche versteckte Warnungen, auf seiner Hut zu sein. Er verachtete sie. Er fühlte sich dem König und den herrschenden Umständen zu nothwendig, um nicht aus diesem Gefühl eine verblendende Sicherheit zu schöpfen. Frau von Noirmoutiers kam von Paris nach Blois, um ihn auf heimliche Gefahr aufmerksam zu machen. Er sagte nur: „On n'oserait." Er ging nach wie vor allein zum König. Am 23. Dezember 1588, Morgens um acht Uhr, kam er, um dem Conseil beizuwohnen. Der Saal existirt, und der Kamin, an den er sich stellte, ehe er zum König hineinging. Es war kaum Tag, wenig Herrn waren gegenwärtig; darunter sein Bruder, der Kardinal von Guise. „Il paraissait pâle et défait; on assure qu'il sortait d'un rendezvous avec Madame de Noirmoutiers. Il se plaignit d'un frisson, il fut pris par un saignement de

nez, il se fit apporter quelques confitures pour se restaurer. On crût que pour la première fois il eût l'idée de son danger." (De Thou.) — Dann ging er aus dem Saal ins Vorzimmer des Königs, und als er sich der Thür zu dessen Gemach näherte, fielen acht Hofleute über ihn her und erstachen ihn. Er zog noch sein Schwert, konnte es aber nicht mehr gebrauchen, und starb schweigend, ohn' einen Hülfe- oder Klageruf auszustoßen. Er war achtunddreißig Jahre alt. In Zeiten der Aufregung leben die Menschen schnell und vollenden früh ihre Laufbahn, weil wichtige Momente sich drängen, weil die Epochen nach Jahren zählen, und nicht wie in ruhigen Zeiten nach Jahrzehnten oder Jahrhunderten, und weil für jede derselben die Vorsehung einen andern Vertreter braucht. Nachdem der Mord geschehen, kam Heinrich III. aus seinem Gemach ins Vorzimmer, stieß mit dem Fuß an die Leiche, und ging dann auf einer geheimen Treppe zu seiner Mutter hinab, deren Zimmer grade unter diesen sich befanden. Sie lag gichtkrank im Bett, hatte den Lärm gehört und fragte besorgt, was er bedeute. „Ce matin je suis redevenu roi de France, ayant fait mourir le roi de Paris," sagte der König. „Dieu veuille que vous ne soyez devenu ainsi roi de néant," entgegnete Catharine;

„vous avez taillé, mais il faut coudre.“ Und damit ließ sie ihr sorgen- und schmerzenschweres Haupt in die Kissen zurückfallen. Zwölf Tage später, am 5. Januar 1589, starb sie, und am 1. August desselben Jahres ermordete der junge fanatische Dominikanermönch Jaques Clément zu St. Cloud König Heinrich III. Auch er war achtunddreißig Jahre alt; der Letzte seines Hauses. Die Bourbons beginnen. Ihr Stammvater ist Graf Robert von Clermont, der jüngste Sohn Ludwigs des Heiligen. Fast fünf Jahre mußte Heinrich IV. gegen die Ligue, an deren Spitze der Herzog von Mayenne getreten war, und mit den Interessen und Animositäten der Einzelnen kämpfen, sie überwinden, gewinnen, erkaufen, ehe es ihm gelang, den Thron zu besteigen. Sechs Millionen Thaler, verschiedene Gouvernements, Marschallstab und andre Ehrenstellen kostete die Pacifikation. Für 400,000 Thaler und den Marschallstab öffnete Graf Cossé Brissac, den Mayenne zum Gouverneur von Paris gemacht, am 22. März 1594, früh vier Uhr, die Thore der Stadt dem König Heinrich IV., und L'Huillier, prévôt des marchands, überreichte ihm die Schlüssel. Da sprach Brissac zu L'Huillier: „Il faut rendre à César ce qui appartient à César!“ und stolz erwiderte der: „Il faut le lui rendre et non pas le

lui vendre." Allein so dachten Wenige! Nur Mayenne ergab sich nach zwei Jahren, ohne irgend einen persönlichen Vortheil zu begehren noch zu erlangen. Eine brennende Geldgier zieht sich von Anbeginn durch den französischen Charakter. Denen, die am Staatsruder sind oder sein mögten, ist es mit Ausnahme der Guisen und Cardinal Richelieu's weit mehr ums Geld zu thun, als um Befriedigung des Ehrgeizes, und sie suchen viel heftiger nach den Genüssen der Eitelkeit, als nach der Herrschaft; und ich denke, daß sie bis zu dieser Stunde ziemlich treu ihrem alten Charakter sind. — Am 14. Mai 1610 wurde denn auch Heinrich IV. im Alter von siebenundfünfzig Jahren zu Paris ermordet — und das ist der Ausgang von den drei Heinrichen, deren Schicksal mir im Schloß zu Blois sehr durch den Kopf ging. Der Thurm steht noch, und auf seiner Platteforme noch der Steintisch mit der Platte von Erz, wo Catharine ihre astrologischen Beobachtungen zu machen pflegte. Auch schöne gothische Kirchen hat Blois, St. Nicolas und die Kathedrale; aber ich hatte mich zu sehr ins Schloß vertieft, um das Auge recht offen für andere Gegenstände zu behalten.

Wie von Amboise nach Chenonceaux, so fährt man von Blois nach Chambord; — aber nicht mit

demselben Vergnügen. So was Klägliches wie Chambord stellt man sich gar nicht vor — um so weniger, da es einen gewissen pomphaften Ruf genießt. Ich zweifle nicht, daß es denselben zur Zeit seines Erbauers Franz I. glänzend gerechtfertigt haben mag; aber seitdem es in der Revolution ausgeplündert und verwüstet, dann von Napoleon dem Marschall Berthier gegeben, und endlich durch Subscription bei der Geburt des Herzogs von Bordeaux gekauft und ihm geschenkt worden ist, also über ein halbes Jahrhundert, ist nichts, gar nichts zu seiner Erhaltung und Herstellung geschehen. Es liegt einige Stunden von Blois. Genau nach den Entfernungen dürfen Sie mich nicht fragen! nach der Uhr sehe ich nur im häuslichen Leben, auf Reisen nicht. Zuweilen wird mir die Zeit sehr lang, zuweilen sehr kurz; danach richt' ich mich gewöhnlich. Daß ich mich mit der Mirimètre-Rechnung nicht zu sehr befaßt habe, freut mich jetzt herzlich, da ein französischer Gelehrter die Unrichtigkeit ihrer Basis auf den Quadranten entdeckt haben will. Der Postillon fuhr leider von der Chaussee herunter, um eine Viertelstunde zu ersparen, und über ganz elende Feldwege, bisweilen querfeldein; und da mein Wagen breiter war als die Geleise des Landes, so ging es langsam und unsicher vorwärts. Die Unsicherheit stei-

gerte sich, als wir in einen breiten, schnurgeraden, wenigstens eine halbe Stunde langen Weg kamen, der mit dem prächtigen Namen Revenue Charles X. ausgestattet ist und auf das Schloß zuläuft. Es war ursprünglich ein Jagdschloß; Wald umgiebt es noch jetzt im weiten Umkreis, aber kein hoher, majestätischer — wenigstens nicht da, wo wir fuhren — mehr Unterholz. Der Weg, so lang und breit er auch ist, bleibt doch nur ein recht schlechter Waldweg, ungeheuer ausgefahren, theilweis mit Gras bewachsen, auf dem man eigentlich gar nicht mit einem bepackten Wagen fahren kann; der Regen mogt' ihn wol auch sehr verdorben haben. Es war schon gar nicht, als ob man sich einem königlichen Schloß nahe! und hat man's erreicht, so sieht's noch weniger so aus. Primaticio hat es erbaut, wenigstens die Anlage gemacht, die große innere Halle mit der berühmten doppelten Wendeltreppe in ihrer Mitte. Es ist recht künstlich, wie er die zwei Treppen in demselben Treppenhaus so verschlungen hat, daß man auf der einen nicht sehen kann, wer auf der andern geht. Die Halle ist in griechischer Kreuzform, die Treppe steht frei wie ein schlanker Thurm in der Mitte, und ursprünglich hat sie bis ins oberste Stockwerk hinaufgereicht. Gegenwärtig ist sie aber durch ganz ordinäre Balken und Bretter in

verschiedene Etagen zerschnitten, und dadurch völlig effectlos. Und so ist das Ganze auch. Es fehlen nicht blos Dekorationen, Sculptur, Schnitzwerk, Malerei; es fehlt sogar der Platz für sie; denn Raum wäre wol da, aber so wie auf einer Dreschtenne: die kann man sich nicht mit Farben und Basreliefs verziert vorstellen. In den Schlössern von Amboise und Chenonceaux ist das Walten eines ordnenden Geistes sichtbar, der die Gegenwart glücklich auf die Vergangenheit geimpft hat, und uns das Produkt Beider darreicht: Comfort und lebenvolle Erinnerung. Im Schloß zu Blois, und da auch freilich nur in dem einen Flügel, aber in dem interessantesten — ist der Phantasie denn doch die Möglichkeit gelassen, die Räumlichkeit herzustellen und mit den Gestalten zu bevölkern, die sich einst in ihr bewegten. Hier sieht's aus, als hätte ein Regiment Soldaten das Nachtquartier drin gehabt; es hat nicht einmal die rohe Ordnung einer Kaserne. Die Fußböden sind zerstört, die Fensterscheiben zerbrochen; ganze Fensterrahmen ausgefallen und dafür mit Brettern zugesetzt; die Wände und Decken roh mit Kalk übertüncht, der denn auch nicht mehr sehr weiß ist und sehr fest sitzt. Ein Kämmerchen wurde das Kabinet von Franz I. genannt, sorgsam hinter Schloß und Riegel gehalten, und recht bis zuletzt aufgespart,

wie ein guter Bissen. Ein Paar gekrönte F. sind allerdings noch in der Decke wahrzunehmen; allein die größte Merkwürdigkeit dieses Kabinets besteht in etwas, das nicht mehr da ist: nämlich in der Fensterscheibe, auf die Franz I. sein Verschen grub: „Souvent femme varie — Bien fol qui s'y fie." Das ist ein abgebrauchter Vorwurf. Ich hab' nie eingesehen, warum Frauen beständig sein sollen, da doch Männer es nicht sind. Alles für Alles — ja. Etwas für Etwas — nein! nicht der Mühe werth! Aber Alles oder auch nur Etwas für Nichts — nein, nein, und dreimal nein. Zur Beständigkeit gehört Reziprozität. Ich wüßte gern, ob der Mensch — nicht Mann nicht Frau — überhaupt der Mensch wol recht beständig sein kann. Die Zustände sind oft so eng und gebieterisch, daß er es sein muß; die Ehre, die Stellung, gar das Brot, schmieden ihn fest. Aber, Rücksichten nehmen und ihnen gemäß handeln, das ist doch noch nicht beständig sein! Wenn ein Mensch in selbstgewählter unabhängiger Lage, täglich, während aller äußern Wechselfälle des Lebens, mit tiefster Ueberzeugung sagte: Diesen und nur diesen Zustand mit all' seinen Consequenzen würd' ich auch heute mir wählen! — das wär' Beständigkeit zu nennen. Sie meinen am Ende, das sei gar nichts Extraordinäres? Täglich, Emy! täglich!

Alle Jubeljahr — o! da sagt man's mit voller Ueberzeugung. Da hat man vergessen, was für Schwankungen dazwischen liegen, und wie die innere Magnetnadel dabei aus ihrer Richtung gekommen ist — als ob sie die wirkliche und in der Nähe der Pole sei! Und warlich, ich find' es noch glücklich genug, wenn man's von Epoche zu Epoche mit Ueberzeugung sagt. Man begegnet doch auch Menschen, die über eine verfehlte Existenz oder eine verschobene Stellung klagen, oder die oberflächlich daran herum ändern, oder die gar nicht in eine bestimmte Richtung hinein können. Mangel an Selbständigkeit und Kraft erzeugt Unbeständigkeit. Daher sind es die Frauen ein wenig von Natur. Ach! nehmen Sie's nicht übel! aber wahr ist es doch, und ist es denn eine Schmach, so zu sein, wie man von Gott geschaffen ist? Er hat die Frau in größerer Abhängigkeit vom Mann haben wollen, als umgekehrt. Kein kluger Mann ist je durch eine dumme Frau dumm geworden; aber geben Sie der klügsten Frau einen dummen Mann, und er verdummt sie dermaßen, daß sie nach einer Reihe von Jahren verschroben oder verdorben ist. Frauen und Töchter haben sich, ihren Männern und Vätern zu Liebe, in deren trockne Studien vertieft, und Interesse daran gefunden; aber daß ein Mann oder ein Sohn seiner

Frau oder Mutter zu Lieb auch deren Arbeiten liebgewonnen, und etwa ein Paar Strümpfe gestrickt hätte, um all' ihre Beschäftigungen zu theilen — der Fall ist noch nicht vorgekommen in den Annalen des Menschengeschlechts. Weil viel mehr Hingebung in der Frau, ist der fremde Einfluß stärker auf sie, und in dem Moment, wo er am allerstärksten ist, macht man ihr einen Vorwurf daraus, und nennt sie unbeständig. Nun, es mag ein Mirakelmann auf der Welt existiren, der ein Recht hat, darüber zu klagen. Weil ich ihn nicht kenne, will ich nicht behaupten, daß seine Existenz unmöglich sei. Nur aber Franz I. hatte nicht dies Recht! — Er ist mir recht zuwider, dieser Fanfaron des Königthums und der Chevalerie, der immer mit seiner „foi de gentilhomme!" um sich wirft, und nie sein Wort hält. Man hat ihn Carl V. gegenüber zu einem heroischen, noblen Charakter machen wollen; ich finde, daß sie sich zu einander verhalten wie der Leichtsinn zur Besonnenheit, denn Unbedachtsamkeit ist keine Aufrichtigkeit, und das hat Franz I. wol bewiesen. Was nun seine chevaleresken Gesinnungen betrifft — wissen Sie, wie er sich mit der Gräfin Chateaubriand benahm? Bei Frauen, und in einem solchen Verhältniß besonders, sollte man meinen, daß sie hervortreten könnten. Françoise de

Foix, vermälte Gräfin Chateaubriand, war einige Jahre die Königin seines Herzens und seines Hofes, und ihre drei Brüder, Odet de Foix, Graf von Lautrec, Lesparre und Lescuns, waren durch sie ebenfalls in hoher Gunst, tapfre Männer, die in den Schlachten des Königs alle drei fielen. Der Herzogin von Etampes mußte die Gräfin weichen; sie zog sich in die Einsamkeit eines ihrer Schlösser in der Bretagne zurück. Der König schickte ihr einen Boten, und ließ die Kleinodien zurückfordern, die er ihr geschenkt! Briefe, ein Porträt, eine Haarlocke fodert man zurück, aber Diamanten hat außer dem ritterlichen König Franz I. wohl nie ein Mann zurückbegehrt! Er hatte diese Diamanten für die Gräfin fassen lassen; Ringe mit Devisen, Nadeln und Spangen mit ihren verschlungenen Namenszügen; es waren Geschenke, wie die Liebe sie macht. Frau von Chateaubriand, mit dem Takt einer Frau und einer gekränkten Frau, ertrug nicht den Gedanken, diese Sachen in gleichgültige Hände kommen zu sehen. Sie ließ alle Steine ausbrechen, die ganze Fassung zusammenschmelzen, und schickte darauf den Goldklumpen und die Diamanten an den König. Was ihm eine Glorie gemacht, ist seine Liebe für die Kunst und der Schutz, den er Künstlern und Gelehrten gab, die theils der Kriege, theils ihrer

politischen oder religiösen Meinungen wegen Italien verließen. Die Gelehrten Alamanni und Lascaris der Grieche lebten in Paris; Da Vinci starb in des Königs Armen; Primaticio und Benvenuto Cellini berief er zu sich; Cardinal Bibbiena, der Autor der ersten modernen Comödie, war päpstlicher Legat an seinem Hof. Für das Obdach und das Brot, welches man dem Genius giebt, bekommt man eine Ehrenkrone zurück! der Tausch ist vortheilhaft genug. — Von Außen ist das Schloß von Chambord eine Agglomeration von mehren thurmähnlichen Gebäuden, welche die größte Aehnlichkeit mit kolossalen Taubenschlägen haben. Sie sind untereinander verbunden, aber nicht regelmäßig, und in späterer Zeit ist nach Willkür und Bedürfniß hinzugebaut. Die Façade nach dem Hof zu ist nie fertig worden, und es macht einen seltsam hölenhaften Eindruck, daß man unmittelbar vom grasbewachsenen Steinpflaster des Hofes, ohne Stufen, ohne Freitreppe, durch eine ganz gewöhnliche niedrige Thür in die große Halle tritt. Ein schöner schlanker durchbrochener Thurm mit einer Wendeltreppe im innern Hof erinnert an den zu Blois, und durch die auf ihm angebrachte Chiffre, daß Heinrich II. ihn hat erbauen lassen. Das Frappanteste von Chambord ist ganz gewiß die Menge und die Verzierung

der Schornsteine. Sie sind geschnitzt und gedreht wie die Thürme im Schachspiel, und mit wunderlichen Gestalten von Drachen, Greifen, Fischen, als Wetterfahnen gekrönt. Es können unmöglich wirkliche Schornsteine in so unerhörter Masse auf einem Gebäude nothwendig sein! Alle Thürme, große und kleine, sind mit Schiefer von verschiedenen Nüancen gedeckt, so daß helle Carreaux in die dunklere Fläche eingelegt sind und eine Art von Mosaik bilden. Von einem der Aussichtsthürme blickten wir auf das Dach herab, und es machte sich wie ein Schachbrett mit seinen Figuren. Die Aussicht in die Gegend ist weit genug, aber mager; große Flächen, Sand, Feld, Holz, und Alles so kahl neben — gar nicht bunt durch einander, und die Loire auch schon ganz schlaftrunken in der Ferne dazwischen. Wir fuhren über die Chaussee zurück, und dann nach Orléans, wo wir sehr spät ankamen. Daher weiß ich nicht, wie die Ufer der Loire zuletzt aussehen. Bei Menars machten sie sich noch recht gut, so wie Frauen in gewissen Jahren in vortheilhafter Toilette sich auch noch gut machen, nur aber schön sind sie nicht mehr. Das Schloß und der Garten sind im Styl des vorigen Jahrhunderts und gehörten der Frau von Pompadour. Das ist doch gut, daß die Revolution dieser widerlichen Maitressenwirthschaft ein

gründliches Ende gemacht hat! Auf das Privatleben der Fürsten wird wol ebensogut wie auf andre Leute das kleine Wort quasi passen, welches für voll gilt: quasi moralisch; indessen zu sich auf den Thron setzt doch keiner mehr so eine Pompadour. Dazu ist die öffentliche Meinung zu mächtig worden. — In Meung ist einer der Autoren des Roman de la Rose geboren. Wilhelm von Lorris begann dies große Gedicht im dreizehnten Jahrhundert und starb darüber hin, und Jean de Meung setzte es im vierzehnten fort. Solche Fortsetzung scheint mir ein unerfreuliches und undankbares Geschäft, wie überhaupt jede gemeinschaftliche Autorschaft. Es ist doch nicht anders möglich, als daß der Eine den Andern dominirt; dieser wird Handlanger sein, jener Baumeister. Da begreif' ich nicht, wie sie sich in ihren Grenzen halten, und noch weniger, wie sie wechselseitig mit einander zufrieden sein können. Wenn ich mit einem Andern zusammen arbeitete, so würd' ich nie aus dem Verdacht herauskommen, daß ich ihm großen Schaden thäte, und er mir noch größeren. Ich könnt' es auch gar nicht! ich müßte denn nothwendig Alles mit ihm besprechen und abmachen, und das versteh' ich nicht. Was ich schreiben will, sitzt mir still und fest im Kopf und rührt sich nicht, wie junge Vögel im Nest, ehe sie flügge sind. Sind

sie's aber einmal, hab' ich sie so weit aufgeätzt mit meinen Gedanken, so fliegen sie zwitschernd von dannen. Auf Verabredung könnt' ich mich nicht darüber einlassen. — Der Roman de la Rose ist ein großes allegorisch:s Gedicht. Ich habe Bruchstücke davon zu lesen versucht, aber ohne Vergnügen. Ich fand sie auch keineswegs allegorisch, sondern sehr gradezu und recht plump; dabei von so übernatürlicher Weitschweifigkeit, daß sie mich nervenschwach machten. Der Leser hat selten Lust, bei einem Buch seine fünf Sinne scharf beisammen zu haben, aber große, dessen Geist und Inhalt wie einen Arom einzunehmen. Die Ernte eines ganzen geistigen Rosengartens soll ihm der Autor als ein Fläschchen Rosenöl präsentiren, das ihm den Kopf inwendig parfümirt. Dafür spricht er denn zum Dank: „Ach, wie schön!" Aber das sind gute Bücher, die den Leser zwingen, seine fünf Sinne aus ihrem Versteck heraus zu holen, und ihn zu eigenen Gedanken ermuntern, zu Ausspinnung eines Gegenstandes veranlassen. Verliert sich der Autor in Breite und Zerflossenheit, so bringt er den Leser nicht dahin, und beide irren wie auf einer weitläuftigen Ebene herum, ohne sich zu begegnen, geschweige ohne sich zu treffen und getroffen zu werden. Es ist übel für mich, daß ich so viel lese, und daher so genau

weiß, wie einem Leser zu Muth ist. Wer sich mit Schreiben abgiebt, müßte im Grunde gar nicht lesen, sobald ihm daran liegt, zu seiner eigenen Schreiberei etwas Zuversicht zu behalten.

In Orléans giebt's zwei Dinge, die Kathedrale und die Statue der Jeanne d'Arc, zu denen man gleich geht. Die Statue wird niemand fesseln! ein garstiges Kunstproduct, ohne Seele, ohne Schönheit, ohne Charakter! ein fanatisirtes Frauenzimmer, das sich blind in die Schlacht wirft und darauf zu schlägt, mit fliegenden Haaren, Kleidern, Gliedern. Es ist als ob die Franzosen eine stille, wahre Begeisterung, wie sie in Jeanne d'Arc glühte, gar nicht verstehen könnten! Sie hat keinen Künstler inspirirt, keinen Dichter gefunden. Ein Mann, der zwischen den Großen seines Jahrhunderts aufgestellt ist, und der sich berufen fühlte, die Welt auf das Ungeziefer aufmerksam zu machen, das in Menschengestalt auf ihr herumkriecht, hatte in dieser schlechten Gesellschaft dermaßen den Takt für das Schöne verloren, daß Jeanne d'Arcs reine Gestalt ihm wie ein Blendwerk vorkam. Wie ein umgerissenes Heiligenbild zog er sie durch den Straßenkoth. Das that Voltaire! Er war ein gewandter Dichter, ein brillanter Autor, ein feiner Kopf, aber er hatte ein ungeheures und unersetzliches Unglück: er glaubte an nichts;

daher war ihm das Leben Blendwerk und der Mensch Scholle. Ohne Glauben ist in der Welt nichts Gutes auszurichten. Man kann zerstören, aufbauen nicht; vergiften, heilen nicht; blenden, aufklären nicht; man kann Unkraut ausreißen, aber das Erdreich ist nun einmal so, daß wenn nicht sogleich guter Saame hineingestreut wird, so weht ihm der nächste Wind doch wieder Unkraut zu. Wer eine Wunde macht, um zu heilen, muß sie auch verbinden können, sonst verblutet sich der Kranke daran; und das verstand er freilich nicht, denn ihm war die Welt ohne Gott, ohne die göttlichen Offenbarungen der Kraft und der Herrlichkeit und der Wahrheit und der Reinheit, mit denen Gott uns begnadet und durch die er uns zu sich zieht. Er hat zwar zu Ferney eine Kirche gebaut und sie durch eine Inschrift Gott dedizirt; aber so ein Gott, der sich in eine Kirche bannen, durch sie abspeisen läßt und abgeschieden in ihr wohnt — ach, wie fremd und ungenügend ist der unserer Seele, die unablässig von seiner Hand gehalten, von seinem Hauch umweht, von seinem Licht durchstrahlt sein mögte. Die Zuversicht haben, daß dies geschieht, nenn' ich Glauben. Sie ist wie jener Eschenbaum in der Edda: sie trägt die Welt. Sie giebt, wie der Altar der alten Götter, denen Kraft, die ihn umfassen. Sie steht

da wie eine Säule, die Gott zwischen Himmel und Erde aufgerichtet hat, und an die man sich lehnen darf, wenn Entmuthigungen, Zweifel und Desolationen an der Seele nagen. Sie gleicht jenem melodischen Glockenspiel im Paradiese der Orientalen, das alles lärmende Getöse der Erde überklingt. Ach, wir umfassen sie nicht immer, lehnen uns nicht immer auf sie, horchen nicht immer nach ihr hin — aber eben darum sind wir auch elend, und sind es nur dann nicht, wenn wir es thun. Wie muß dem zu Muth sein, der es nie thut! Es giebt Menschen, Reichbegabte, strahlende Genie's, und doch sind sie von so unbegreiflicher Unvollkommenheit in ihren Werken, daß man ganz irre an ihren Talenten wird, und das kommt daher, weil sie keine hohe Seele haben, weil sie zu ungöttlich sind, um an das Göttliche glauben zu können. Und dann kommt auch wol einer, der leistet wenig und thut Eines, und das ist denn so himmlisch, daß man auch wieder ganz irre wird und nicht weiß, woher er's hat: dessen Seele gehört einer höhern Ordnung an. Ja, davon bin ich überzeugt! — — Aber ist es nicht schön, daß wir Deutsche unsere größten Dichter in die Schranken gestellt haben, um die verunglimpfte Jeanne d'Arc in die Glorie der Poesie hinein zu heben, welche ihre Landsleute ihr versagten? Und ist

es nicht ganz wunderlieblich, daß endlich zwischen diesen Niemand anders als ein junges Mädchen sich erhob, um sie zu verherrlichen? Das junge Mädchen ist nun todt; als sie lebte und die Statue der Jeanne d'Arc machte, hieß sie Marie d'Orléans; dann ward sie Herzogin von Würtemberg, Frau und Mutter. Sie hätte vielleicht die Bahn der Kunst verlassen, vielleicht noch viel Schönes in ihr geleistet; jetzt ist es nur das Eine, und ich find' es ein recht seliges Schicksal, so, mit einer Blüte des Genius die Welt zu grüßen, und von ihr zu scheiden. Aus dem grandiosen Guckkasten-Wust der Gallerie von Versailles hat sich nichts in meine Erinnerung geprägt, als jene Statue, welche die stille, demüthige, in sich gekehrte, glaubenvolle Jeanne d'Arc in vollkommenster Simplicität darstellt. Sie war keine Heroine, keine Fanatikerin, keine Amazone, sondern ein junges, frommes Mädchen, und es war mir eine Freude, sie von dieser schlichten und anspruchlosen Seite aufgefaßt zu finden. An der Statue zu Orléans eilte ich schnell vorüber und zur Kathedrale. Die Façade ist neu und unschön. Ich trat ganz geschwind hinein und sagte: Ah! — aber gar nicht vor Erstaunen oder Ueberraschung, sondern so recht aus tiefer Brust, weil mir plötzlich ganz wohl zu Muth wurde. Wie frei, wie licht, wie

hoch! ein lateinisches Kreuz und fünf Schiffe! ganz riesenhaft und doch ganz leicht! grandios, als hätte die ganze Welt darin Platz, heilig, als hätte die Welt nichts darin zu schaffen! Unter Heinrich IV. ist das Innere fertig gemacht, unter Ludwig XV. hat der Baumeister Gabriel die beiden großen Thürme gebaut. Die Façade abgerechnet ist auch die äußere Architektur schön und edel. Die Kirchen haben hier während der Religionskriege sehr gelitten. Die Hugenotten, welche von den Katholiken Ketzer genannt wurden, nannten diese wiederum Götzendiener, und suchten mit heiligem Eifer diese Götzen zu zerstören, indem sie nicht blos aus den Kirchen die Heiligenbilder verbannten, sondern gar zuweilen das Geschütz gegen die Portale richteten, welche vorzugsweise reich mit Statuen und Bildwerken geschmückt zu sein pflegten. — In Orléans überlegte ich sehr, ob ich nicht etwa Paris rechts liegen lassen, und über Rouen und Amiens, durch Belgien, heimreisen solle. Die Furcht, daß ich es hinterher bedauern und doch am Ende getrieben sein würde, nach Paris zu gehen, bestimmten mich; denn Frankreich zog mich so wenig an, daß ich ein für allemal wünschte, damit abgethan zu haben. Und dann, ich gesteh's! noch größer war die Furcht, daß man sagen werde: Es ist doch aber dumm, so um Paris herumzufahren! —

Daß man sage: ich sei hochmüthig, oder eigensinnig, oder wankelmüthig, oder sonst etwas kränkt mich wenig; allein für dumm zu gelten — das wäre mir schwer, und es sieht allerdings dumm aus, schnurstracks das Gegentheil von dem zu thun, was alle gebildete und gescheute Leute unsrer Zeit mit großem Vergnügen thun. Es sieht aus, als wolle man etwas ganz Apartes haben, und das ist freilich noch mehr als dumm — albern! Albernheit ist die Dummheit in voller Blüte! Diesmal hab' ich sie vermieden. Wir fuhren nach Fontainebleau.

Paris.

Von Heinrich IV. an verlegten die Könige von Frankreich ihre Residenz nach Paris und nach den Schlössern in der Umgebung. Es war, als erkannten sie die Wichtigkeit und den Einfluß ihrer Hauptstadt dadurch an, daß sie suchten, sie nicht aus den Augen zu verlieren. Ludwig XIII., als eifriger Jäger, der er war, liebte ganz besonders Fontainebleau, das mitten in einem großen Walde, und eine halbe Tagereise von Paris liegt. Es ist ein Städtchen von 8000 Einwohnern, und eine der größten Straßen in Frankreich, die von Paris nach Lyon, führt hindurch, ohne es zu beleben. Es sollen schöne,

wilde Partien im Walde von Fontainebleau existiren, gar Felsengegenden; woher die aus dem sandigen Boden kommen sollen, begreif' ich nicht! und ich hab' auch nichts der Art zu sehen bekommen, sondern nur einen mächtig großen Wald, der regelmäßig in breite Wege zerschnitten ist, welche auf gewissen Punkten sternförmig zusammenlaufen; das ist wol eine Jagdeinrichtung. An die meisten königlichen Schlösser um Paris knüpft sich ein Moment, der sie für die Geschichte interessant macht; an dieses — Napoleons Abschied! Hier im Hof nahm er Abschied von seinen Getreuen, und ging von hier aus nach dem liliputanischen Reich, welches ihm den Verlust der europäischen Herrschaft ersetzen sollte. Es ist doch seltsam, daß die Inseln so wichtig waren in seinem Leben: auf einer wilden, unbändigen Insel, die nichts vom Joch der Civilisation wissen mag, und von Traditionen der allerpersönlichsten Freiheiten sich ernährt, ist er geboren. Auf einer winzigen Insel wurde ihm ein Thron angewiesen, der nicht sowol wie eine Strafe, sondern wie eine Ironie des Schicksals aussah. Eine Insel wurde der Scheiterhaufen, in dessen Flammen sich sein Leben aufzehrte. Und eine Insel endlich war die Klippe, an der er alle Kraft seines Genies, seiner Macht, seiner Geschicklichkeit verschwendete,

ohne sie weder überwältigen, noch untergraben zu können. Im Leben seltener Menschen sieht Alles selten aus! — Mit welchem Gefühl mag er seine Abdikation hier geschrieben haben! ich kann mir nicht vorstellen, daß er es mit Aufrichtigkeit gethan, daß irgend ein Mann, mit solcher Kraft, mit solchen Talenten ausgestattet, es je aufrichtig thun könnte. Kaiser Carl V. ist der einzige Monarch, dem ich es zutraue. Der war gar so klug, ohne Leidenschaftlichkeit, ohne Ueberschätzung seiner selbst, der sah ein, daß sein Geist, niedergedrückt durch körperliche Leiden, nicht mehr Schwung und Klarheit genug habe, um den Anforderungen an einen Kaiser zu genügen; und mit bewundernswerther Seelenstärke suchte er sich nicht darüber zu täuschen, und ging, wie ich glaube, ohne rückhaltiges Verlangen nach der Weltbühne, die er verließ, in's Kloster von St. Just. Man sagt zwar oft: ein Kaiser habe es doch schwer und mühselig, und oft müsse ihn die Krone drücken, und der Purpur ihn in Fesseln schlagen. Ach Gott! in den jämmerlichsten Verhältnissen giebt's Mühsal, Druck und Ketten; um das zu empfinden, braucht man nicht Kaiser zu sein. Aber was wissen wir denn aus unserm Winkel heraus, wie solchem Mann zu Muth ist, der die Schicksale eines Volkes zu leiten, und die Richtung

einer Zeit zu bestimmen hat. In ununterbrochener Thatkraft hat er kaum Zeit, die Fessel zu fühlen, die sich auch um ihn, wie um alle Kinder des Staubes schlingt. Und einem solchen muthet man die Entsagung einer Krone zu? Das ist weiter nichts, als eine quasi höfliche Form, um ihn wegzuschicken. Aber es zeigt wenig Menschenkenntniß, daß man meint, er werde immer die Noth des Augenblicks gegenwärtig behalten, welche ihn zur Entsagung vermogte. Umstände und Stimmungen wechseln wie der Wind! Wenn's ihm nicht unmöglich gemacht wird, davon Vortheil zu ziehen, wie auf St. Hélène, so wird er es unablässig versuchen. Das mag nicht groß und nicht edel sein, und mir gefällt Napoleon niemals weniger, als bei seiner Rückkehr von der Insel Elba; allein ich wundre mich doch, daß man damals nicht darauf vorbereitet gewesen ist. Das kleine runde Tischchen wird gezeigt, an welchem er die Abdikation geschrieben, und welches er auch sonst gebraucht hat — wenigstens, um mit dem Federmesser hineinzustoßen, entweder in Gedanken oder im Zorn. Spuren davon sind auf der Tischplatte. Man kann sie aufschlagen. Unter derselben ist eine Metallplatte eingelegt, und die Worte der Abdikation sind darauf gegraben. Dies Tischchen steht in den Gemächern, welche der Kaiser

bewohnt hat, und welche noch grade so eingerichtet sind, wie zu seiner Zeit. Man erkennt auf der Stelle alle Meubles des Kaiserreichs! Die Revolution hatte Rococo abgeschüttelt, und sich dem römischen Alterthum zugewendet. Da sie aber dessen Inhalt nicht hatte, in ihrer Ausbildung keinen langsamen sichern Schritt ging, sondern binnen zehn Jahren in die Terreur, das Direktorium, das Consulat und das Kaiserthum hinein und wieder heraus schwankte: so ermangelt Alles, was sie schuf und leistete, der Basis, auf welcher die Werke der Römer noch heutzutag unerschütterlich ruhen: des Hinblicks auf die ewige Roma, als auf den Punkt, von dem alle Größe ausstrahle. Die Franzosen bildeten sich nicht nach dem antiken Geist und Charakter — wie das denn überhaupt schwer, ja unmöglich nach den Umwälzungen von achtzehn Jahrhunderten sein würde — sie ahmten ihm nach, und noch dazu in ihrer Weise, d. h. an der Oberfläche hangen bleibend. Die Franzosen halte ich für das wenigstfähige Volk, sich in den Geist eines andern Volkes hinein zu versetzen, oder ihn in sich aufzunehmen. Sie können es nicht, denn sie sind zu voll von sich. Sie versuchen zwar, sich mit fremder Literatur, fremder Kunst, fremden Sitten zu beschäftigen; sie reisen in fremde Länder, sie schreiben dar-

über; zuweilen sieht's gar aus, als gingen sie mit Interesse dabei zu Werke: allein im Ganzen ist's doch immer, als kämen sie von einem Streifzug durch den Mond zurück, so fremd, unerschlossen und unverstanden ist ihnen die unheimische Umgebung, und so seltsam fassen sie sie auf. Ungefähr wie Voltaires Micromégas, hoch, wie von einem Firstern, blicken sie auf die übrigen Völker herab. — Damals aber, als alle Kräfte in Gährung waren, und sich zu organisiren strebten, schien das römische Alterthum etwas zu sein, das der Berücksichtigung werth; und mit einer Art von Wuth warf man sich hinein, als ob man sich gewaltsam daran binden und halten wolle, um nicht auf Abwege zu gerathen. Man baute, man malte, man dichtete genau nach antiken Formen, und Stühle und Tische, Hausgeräth und Geschirre bekamen einen römischen Zuschnitt — oder das, was man so nannte: etwas Grades, Gespreiztes, Scharfes, Dürres, welches grade so leicht aus der Uebertreibung schlichter, einfacher Formen hervorging, als hundert Jahr früher die Ueberschwenglichkeiten des Rococo aus den grandiosen Formen der Renaissance erblühten. Kühl und kahl, stramm und steif, von frostigem Pomp, mehr theatralisch, als imperatorisch, tritt mir in der Kaiserzeit die Kunst in ihren verschiedenen Zweigen

entgegen, sogar in dem, welcher sich der häuslichen Einrichtung gewidmet hat. Es herrscht großer Luxus und wenig Geschmack. — Das Schloß ist übrigens sehr prachtvoll, und hat mir von allen um Paris am Besten gefallen — Neuilly ausgenommen; aber Neuilly ist nicht sowol ein königliches Schloß, als ein königliches Landhaus, und Fontainebleau ist ganz Schloß: Säle, Gallerien, Prunkgemächer, verschiedene vollständige Appartements, wie eben das von Napoleon, und das von Marie Antoinette, welches ebenfalls in seinem alten Zustand erhalten ist. An dessen einem Fenster wird die Fensterstange gezeigt, welche der arme Ludwig XVI. selbst geschmiedet und sauber ciselirt hat, von blauem Stahl mit Vergoldung — recht hübsch. Ach, die Könige müssen etwas Anderes sein, als geschickte Handwerker! der Horizont einer Werkstatt ist zu eng für sie. Allein es hat doch etwas Rührendes zu sehen, daß er seine Erholungen und Freuden in so schlichter Sphäre schöpfte, und dadurch als Mensch den Menschen so nahe stand, die ihn aus ihren Werkstätten heraus langer Marter und blutigem Tode weihten. — Uebrigens hat Fontainebleau schon unter Franz I. existirt, und die prachtvolle Gallerie de Diane, mit dem glänzenden Kamin, auf dem der silberne Halbmond sich um goldne Lorbeerzweige

legt, erinnert wieder an jene schöne Frau. Dieser magnifike Kamin ist freilich restaurirt, aber ich hoffe, nicht willkürlich. Als vor fünf Jahren die Vermälung des Herzogs von Orléans hier statt fand, sind dazu prächtige Einrichtungen gemacht. Vergoldung, Gemälde, Schnitzwerk, Hautelice-Tapeten — wohin man das Auge wendet! In der Schloßkapelle hat die verstorbene Prinzeß Marie zum Schnitzwerk des Beichtstuhls und zu den Glasmalereien der Fenster die Zeichnungen gemacht. Mich interessirt Alles, was zum Privatleben dieser Königsfamilie gehört, denn es müssen liebenswürdige Frauen und begabte Männer sein; daher muß ich Ihnen von einem Tisch erzählen, der mir gar wohl gefällt, und der in keinem der königlichen Schlösser im Familiensalon fehlt. Es ist ein großer runder Tisch, um den rund herum verschlossene Schubfächer laufen, die geräumig genug sind, um Tapisserie, Stickmuster, Seide und Wolle, und was zu solchen Handarbeiten gehört, zu verwahren; da sitzt die Königin mit ihren Töchtern und Schwiegertöchtern arbeitend herum, und jede der Damen hat ihr eigenes Schubfach. Ist das nicht recht ein traulich häusliches Bild, dieser arbeitsame Kreis von hübschen jungen Frauenzimmern, und dazwischen diese gute Königin, die sie immer Alle um sich versammelt, als sei sie

nur durch den Anblick derjenigen, die ihrem Herzen nahe stehen, zu befriedigen. Das Sprichwort sagt: die beste Frau sei die, von der gar nicht gesprochen werde. Ich bin nicht für solche negative Existenz! von diesen Frauen allen wird nichts anders als Gutes gesprochen, das ist doch ein Lob, wie es menschlichen Wesen gebührt!

Der Garten sieht sehr prächtig von oben herab aus: Alleen, Bassins, Statuen, so recht ruhig und regelmäßig, als ob man nur langsamen Schrittes darin wandeln dürfe, und dazu enorm groß, ganz unabsehbare Gänge. Er imponirte mir recht. Ich bin gar nicht an solche majestätisch kolossale Gartenanlagen gewöhnt, kenne keine in diesem Styl als Schönbrunn, welches mir ebenfalls ungemein imponirte. In unsern Gärten in Deutschland ist mehr Aehnlichkeit mit der Natur, mehr Freiheit, mehr lyrischer Schwung, zuweilen eine kleine lyrische Confusion, die ich ihnen auch nicht weiter übel nehme. Bei so einem Garten von Fontainebleau, von Versailles, ist aber eigentlich gar keine Aehnlichkeit mit der Natur; sie sehen aus wie der Grundriß irgend eines riesenhaften Schlosses, den der Gärtner mit Bäumen und Rasen und Blumen bewerkstelligt hätte. Die Gänge und freien Plätze kommen mir vor wie Gallerien und Säle, die Hecken wie Wände, gar

die Bassins, die Terrassen, die Pavillons, die Meubles, der ganze Garten, wie ein Gebäude — so kunstfertig ist er, so wohlgeordnet. Aber sehr imposant, das muß ich sagen! wenn man sich nur erst daran gewöhnt hat. Wir waren nur in der Nähe des Schlosses, denn es regnete ununterbrochen ganz fein und durchdringend. Nach dem Hof zu sieht die Façade, wegen der großen Freitreppe in Hufeisenform, wunderlich aus. Die Schwenkungen und Biegungen, welche die Gänge des Gartens nicht machen, macht diese Treppe, allein der Totaleindruck des Schlosses ist dennoch so, daß Feierlichkeit, Pracht und Vornehmheit darin überwiegen, und daß ich meine, etwas von spanischem Ernst darin wahrzunehmen, der unter Ludwig XIII. durch seine Vermälung mit einer spanischen Königstochter, oder vielleicht durch seine eigenen abgeschiedenen Gewohnheiten an den französischen Hof kam. Das üppige sinnliche Element, welches sich vorher und nachher durch allen Pomp und alle Elegance Bahn bricht, tritt hier ganz zurück. Ludwig XIII. liebte nicht die Frauen und ihren Umgang; am meisten noch — seine eigene! wenn man eine Laune Liebe nennen will. Solche Männer sind entweder ganz eminent, wie Carl XII. oder Friedrich der Große, oder ganz kläglich, wie eben Ludwig XIII., dem nicht nur Herz

und Talente fehlten, sondern der auch ein tristes, ungeselliges, moroses Wesen hatte, sein Reich dem Kardinal Richelieu, und seine schöne Gemalin ihren Neigungen überließ. Er war nicht König, nicht Herrscher, nicht Gemal, nicht Sohn, nicht Freund, Vater — nur so zufällig; er war nichts als Jäger, und darum hatte er Fontainebleau so gern, und stattete es mit dem Glanz aus, welchen ihm Richelieu vom Königthum übrig ließ. Dem Geschmack einer Frau huldigte er dabei auf keine Weise. Eben fällt mir ein, daß ich damals, an Ort und Stelle, gar nicht an Christine von Schweden gedacht habe, die in Fontainebleau den Monaldeschi umbringen ließ; warum? ist mir nie recht klar worden; — vielleicht aus Caprice! sie war die Frau dazu. Ihre Erinnerung muß dort gründlich erloschen sein, denn die Kastellane pflegen doch sorgsam alle Begebenheiten zu behalten und zu berichten, welche auf solchen Stätten vorfallen.

Gegen Mittag verließen wir Fontainebleau, und fuhren auf so schlecht gepflastertem Wege, wie er nirgends, aber am wenigsten zwischen einem Lustschloß und einer Hauptstadt zu erwarten ist, nach Paris. Ich glaub', er stammt noch aus den Tagen Ludwigs XIII. her! Damals mag er, im Vergleich zu den übrigen Wegen mit Recht „route

royale" genannt worden sein, seitdem man aber die Chausseen kennt, erscheint solch ein Steinpflaster ganz barbarisch, und ich wüßte nichts, was den Kopf mehr ermüdete, als eine lange Fahrt auf demselben. Villejnif ist die letzte Post vor Paris. Wenn man den Ort verläßt, fährt man eine geringe Anhöhe hinan, und sieht nun in der Ferne die große Stadt, von der man bis dahin keine Spur gewahrte, wie eine schwärzliche, formlose, dunstumhüllte Masse vor sich liegen. Was zuerst klar in's Auge springt sind die beiden Thürme von Notre-Dame, dann, links, die Kuppel vom Invalidendom, und im Hintergrund der Arc de l'Etoile, der die geringe Unebenheit des Bodens zwischen den Champes-élysées und Neuilly so glücklich hoch hervorhebt, daß er mit jenen beiden Monumenten rivalisirt. Diese drei Punkte sind recht bedeutungsvoll, repräsentiren Anfang, Mittelpunkt, Ende: Notre-Dame das alte Paris, wie es unter Philipp August begann Hauptstadt Frankreichs zu werden; die Invalidenkuppel „das große Jahrhundert," das seinen goldenen Baldachin über den Thron Ludwigs XIV. ausbreitete; der Triumphbogen den Beginn des Verfalls, in welchem sich Frankreich gegenwärtig befindet, berauscht, wie es ist, nicht gestählt noch gewarnt durch die Kaisersiege. Es gefiel mir sehr, daß man, so wie man nur Pa-

ris erblickt, sogleich Haltpunkte, nicht blos für's Auge, sondern für die Gedanken trifft, von denen man von einer Stufe der Entwickelung zur andern fortgleiten kann. Der erste Blick gewährt ein Résumé der Geschichte der Stadt, der Monarchie, des Volks! Ich war ganz, aber ganz captivirt. Der Regen hatte aufgehört, ich stand im zurückgeschlagenen Wagen, um bequemer um mich zu schauen. Die Geschichte des Jahrhunderts, dessen Kinder wir sind, das hier aus seiner blutgetränkten und lorbeergekränzten Wiege hervorging, Europa in Brand steckte, und Frankreich in die Flammen schleuderte, die es jetzt heimlich zerfressen — zog groß und traurig an mir vorüber. Ich hatte einen Moment der Liebe für das Land und diese Nation, und ich bewies es dadurch, daß ich ihnen — den Krieg wünschte. Ja wirklich! einen Krieg, für den das Volk Partei nehmen mögte. So ein Sturzbad ist wirksam gegen körperliche und geistige Zerrüttung, und in der Thatkräftigkeit geht die vernichtende Beschäftigung mit den Ausgeburten der Fantasie unter. Jetzt ist Frankreich gar ein elender Sclav: in seinen Schwächen liegt es in Fesseln! Nicht weil es stark, einig und fest ist, wird seine Kraft in Schranken gehalten, sondern weil es haltungslos, zerrissen und trotzig ist, liegt ihm das Joch schwer auf dem Nak-

ken. Ich denke, wenn's noch zwanzig Jahr in dieser Gährung, die es Freiheit nennt, fortbesteht, so muß es ganz morsch und welk sein, wie Einer, dem schleichendes Fieber das Lebensmark aufzehrt. Bekäme es Krieg, so würde es durch den Druck und die Willkürlichkeiten, welche unausbleiblich in seinem Gefolge sind, vielleicht zur Erkenntniß kommen, und seine bedingte Freiheit schätzen lernen — von der es schwer zu begreifen ist, wie sie unbedingter sein könnte. Es giebt keine vom Gesetz anerkannten Privilegien und Vorrechte eines Standes oder einer Classe der Gesellschaft zum Nachtheil der andern. Es giebt weder einen kirchlichen, noch einen Gewerbzwang. Jeder kann sein, glauben, treiben, was ihm gut dünkt, ohn' im Geringsten durch Herkunft, Religion, Familie, von irgend einer Laufbahn zurückgehalten zu werden. Jeder darf seine Meinung offenkundig sagen und schreiben, Jeder darf seine Weltverbesserungsplane ungenirt in's Leben treten lassen, und Religionen und Verbrüderungen nach Herzenslust stiften. Jeder kann das höchste Ziel, welches Ehrgeiz, Ruhmdurst, Genußsucht sich stecken, zu erreichen hoffen, sobald er dazu drei Mittel, aber rein persönliche hat, Talent, Geld, Glück; von Hause aus ist Keinem das Ziel entrückt. Wenn man wollte, könnte man dies Alles wol Freiheit nennen, und sich darin zufrieden fühlen: aber man will nicht.

Welch' eine Confusion muß da herrschen, wo der Versuch, Ordnung durch polizeiliche Maaßregeln aufrecht zu halten, als fluchwürdige Tyrannei verschrien wird. In dieser Verwirrung der Begriffe und Ansichten fühlt man sich unfrei, und deshalb elend. Ja, es ist wahr, durch ganz Frankreich sieht man viel Gensdarmen, welche die öffentliche Sicherheit zu bewachen haben; aber wer kann wissen, wie es ohne sie hergehen mögte? Ueber zu strenge polizeiliche Aufsicht klagen gewöhnlich nur die, welche sie zu fürchten Grund haben. — Wie gesagt, beim ersten Anblick von Paris hatte ich den einzigen Moment der Theilnahme für Frankreich, dessen ich mir bewußt worden bin. Und er dauerte nicht lange. So wie wir in den Faubourg St. Marceau hineinkamen, fiel mir der alte Name von Paris ein, und ich fand, daß es ihn im höchsten Grade verdiene. Schmutz und mephitische Dünste ohne Gleichen! Und das ging immer so fort, durch die Barriere d'Italie, den Boulevard de l'Hopital herab, abscheuliches Steinpflaster, tiefer Koth, wie auf der Landstraße, und erstickende üble Gerüche. Vor der Barriere war mir schon ein großes Gebäude zur Linken aufgefallen: das war Bicêtre, ein Gefangen- Kranken- Armen- und Irrenhaus für Männer; jetzt, dem Boulevard zur Rechten, wieder eins, das war die Salpétrière,

eben solche Anstalt für Weiber. Wie es mich in Toulon ganz schwermüthig machte, daß das erste, was mich in Frankreich frappirte, der Bagno sein mußte; so hier, daß ich meinen Einzug in Paris zwischen diesen traurigen Hospitälern hielt. Und hätt' ich damals schon gewußt, was ich später sah, daß der Boulevard de l'Hopital reinlich und sauber zu nennen war, im Vergleich mit der schauderhaften Unsauberkeit jener Häuser, so würd' ich es noch mehr gewesen sein. Endlich, endlich! mündete der Boulevard beim Jardin des Plantes, der Brücke von Austerlitz gegenüber, und nun, als wir die Seine entlang fuhren, präsentirten sich an ihren beiden Ufern, auf ihren unabsehbaren Quais, ihre merkwürdigsten Gebäude nacheinander: das Hôtel de Ville, Notre-Dame, der Justizpalast, das Louvre, die Tuilerien, eine Menge schöner Brücken, und das macht sich sehr majestätisch. Elegant wird es erst in der rue de Rivoli, welche in ihrer vollen Länge mit einer einzigen Façade gebaut ist, und die ganze Einförmigkeit des bon genre besitzt. Aber es ist doch eine sehr vortreffliche Straße, denn sie hat die reinste Luft, die man in Paris haben kann, indem sie nur aus einer Reihe Häuser besteht und den Garten der Tuilerien vor sich hat. In ihr liegen eine Menge Gasthöfe, und ich freute mich jeden

Morgen, wenn ich aufstand, daß ich meine armen, von Gasbeleuchtung und enormer Anstrengung todtmüden Augen, auf den Kastanienbäumen ruhen lassen durfte, wenn sie auch schon verfärbt genug aussahen, um einen ganz herbstlichen Eindruck zu machen. Ich sage „die reinste Luft;" aber das will nicht bedeuten „reine," so groß und breit auch der Tuileriengarten und so nah die Champs-élysées sein mögen. Alle Abend um sieben Uhr, sobald man zur Beleuchtung der Straßen schritt, verbreitete sich, ich weiß nicht vermöge welcher mangelhaften Einrichtung der Gasröhren, durch Straßen, Häuser und Zimmer der allerwiderlichste Geruch, der mindestens eine Viertelstunde wie ein dicker Qualm in der Atmosphäre brodelte, und nur allmälig verschwand. Es ist die Stunde, in der man in's Theater fährt, da hatte man Gelegenheit, ihn im vollen Maße zu genießen. Die Geruchswerkzeuge müssen sehr stumpf bei den Parisern sein, oder sie müssen das blendende Licht so lieben, daß sie für den Genuß, welchen einer ihrer Sinne findet, das Märtyrthum des andern vergessen. Mir hat die Luft nicht zugesagt. Ich war nicht krank, wie in Rom — o gar nicht! ich habe mich drei Wochen lang ganz übermäßig angestrengt, um Alles kennen zu lernen, was mir erreichbar war — und kennen lernen heißt mehr,

als nur sehen, und es ist mir recht gut bekommen. Von Morgens zehn Uhr bis Abends zwölf war mein Wagen da; die Entfernungen sind meistens so groß, daß ich mich während des Fahrens von einem Punkt zum andern etwas ausruhte, und dann richteten wir die Exkursionen so ein, daß immer Abwechselung in sie kam; so war es mir möglich, aufmerksam und munter zu bleiben, allein es gehört doch eine gute Gesundheit dazu. Nur mein' ich, die Luft, in der 900,000 Menschen athmen, hat zu viel Stickstoff für mich. Ich kann hindurch gehen, und mit Interesse oder Neugier eine kurze Zeit drin leben; auf ein Paar Wochen kann meine Theilnahme für anregende Erscheinungen genug in Anspruch genommen werden, um die tiefe Antipathie zu übertäuben, allein sie bleibt mir antipathisch. Man hat Sympathien und Antipathien mit Menschen, mit Völkern, mit Büchern, mit Gegenden, mit der Luft, mit Allem — oder auch mit nichts; denn wer sie in einer dieser Richtungen gelten läßt oder leugnet, muß sie in allen gelten lassen oder leugnen. Wer Neigung und Vorliebe auf Ueberlegung und Berechnung gründet, wer sich erst nach einem gewissen Ueberschlag des Nutzens oder Behagens anziehen läßt — wird die Sympathie leugnen. Wer sich gewöhnt hat, unwillkürliche Regungen dem festen

Zügel der Selbstbeherrschung zu unterwerfen, wird von ihr sagen, was man wol von Gespenstern zu sagen pflegt: sie mag existiren, doch ich halte nichts von ihr. Wer Begegnisse gehabt hat, die außerhalb der Willenskraft und über der Berechnung lagen, weiß oft mehr von ihr, als ihm lieb ist; denn man bildet sich leicht ein, es sei Nothwendigkeit der anziehenden oder abstoßenden Macht zu gehorchen, ein Fingerzeig des Himmels führe uns hohem Glück entgegen; was wir nicht gesucht und doch gefunden, sei ein hochheiliges Geschenk der Vorsehung; und am Ende gewöhnt man sich wol gar, Seelenunarten, Launen und Leidenschaften, Sympathien zu nennen. Dadurch wird das, wodurch ich sie mir erkläre: der ätherische Hauch, den die Seele vielleicht aus höhern Welten von himmlischen Geistern als Warnung und Weisung mitbekommen hat, — in eine dicke trübe Atmosphäre verwandelt, welche der Einwirkung des frischen Lichtstrals, wie er eben in uns hereinbrechen mögte, undurchdringlich ist, und sich wie ein schwerer Nebel um unsre Stirn legt. Dies in Bezug auf Menschen. Gegen unsre Sympathie für Landschaften oder Stätten brauchen wir weniger auf unsrer Hut zu sein. Sie wird nur da erweckt, wo uns etwas Gutes zu Theil werden soll, sei es Ruhe, Erkräftigung, Aufmunterung, Trost,

ein Augenblick Friede, eine flüchtige Freude. Sie wirft uns selten in Thorheit, obzwar sie uns zuweilen fürchterlich exaltiren kann. Manche Stätten sind von der Art, daß es wol jedem fühlenden Menschen unmöglich sein würde, sie ohne eine gewisse Sympathie zu betreten, z. B. eine gothische Kirche, das Coliseum, einen Gottesacker, das Gestade des Meeres. Die Andacht der Gläubigen, die Todesseufzer der Märtyrer, die Asche in den Gräbern und die Thränen auf ihnen, die fliegenden Gedanken der Bewunderung, der Freiheit, der namenlosen Sehnsucht; — dies Alles durch lange Jahrhunderte auf jenen Stätten von Menschen empfunden, und immer wieder und wieder nachempfunden, wirft eine Fessel um das Herz jedes Beschauers! — vorausgesetzt, daß er eins habe. Denn es reisen jetzt so viele kranke, verbildete, rohe, gelangweilte, blasirte Leute, daß es sehr ungerecht sein würde, von dem Fleischklumpen, der ihm Blut durch die Adern treibt, zu verlangen, er solle die Funktionen des Herzens, in seiner unmateriellen Bedeutung, übernehmen. Ja, ja, sehr ungerecht! verlangt man Geist von allen Menschen, weil sie ein Gehirn haben? Mit Nichten. Warum denn ein Herz? hält man das etwa für gemeiner, für alltäglicher? das wäre ein seltsamer Irrthum. Man

kann sich darauf verlassen, wenn ein Mensch, strahlend von Geist, wie eine Sonne, erleuchtend und erwärmend ist, so kommt das daher, weil er ein prächtiges Herz hat. Hat er das nicht, so hat er nur Verstand, Scharfsinn, Wissenschaft — keinen Geist. Herz und Geist gehören zusammen, wie Altar und Opferflamme. Man spricht: sie wären unverträglich; himmlische Seelen wären dümmlich, gescheute Köpfe hätten kleine kühle verschrumpfte Herzen. In der Region der Mittelmäßigkeit ist das ganz richtig! da haben solche stille milde Seelen selten Energie, und da kümmern sich die gescheuten Köpfe nicht immer um reine Gesinnung, Dankbarkeit, Pietät u. s. w. Aber bei großen Menschen giebt es, trotz der größern Contraste, trotz der größern Fähigkeit, von allen Seiten aufzunehmen, zu fassen und zu verarbeiten, dennoch mehr Einheit und Abrundung — mehr Vollendung. Es ist ein so glückliches Gleichgewicht in ihnen, daß es schwer fällt, einer besondern Fähigkeit ihre Größe beizumessen; aus der Harmonie der ganzen Wesenheit geht sie hervor. Shakespeare z. B. oder Peter der Große — würde man nicht sehr verlegen sein, ihrem Geist oder ihrem Herzen ihre Größe zuzuschreiben? Das sind zwei Namen, welche die Jahrhunderte aufbewahren und ehren; aber unwillkürlich werd' ich doch

an die Schwäche gemahnt, welche an aller menschlichen Größe haftet! der hohe Dichter schmeichelte der Königin Elisabeth; der große Czar betrank sich. O, der Muhamedaner hat Recht „Gott ist groß!" zu sagen.

Gleichgültig konnt' ich nicht für Paris sein, konnte nicht theilnahmlos den Ort betrachten, von dem, seit zweihundert Jahren, so manche Blitze und Raketen in die Welt hineingeflogen sind — den Feuerheerd, an dem zuweilen der Jupiter tonnant seine Donnerkeile entzündete, und der zuweilen, wie in einer Hexenküche, von tollen Spukgestalten umkreist wurde. Als ein großes geschichtliches Monument, zu welchem jede Epoche in ihrem Styl einen Beitrag liefert, war es mir sehr interessant: aber so, als Stadt, als Sitz des Luxus und der Herrlichkeit, hat es mich nicht überrascht, geschweige geblendet. Es hat eben mehr Luxus als Geschmack, mehr Geschicklichkeit als Sinn. Es geht zu sehr darauf los, Effect zu machen. Dadurch langweilt es Einige, blasirt Andre, und blendet nur die, welche einzig von äußern Eindrücken abhängen und sich ihnen besinnungslos hingeben. Uebereinstimmung zwischen dem Gedanken und dem Ausdruck, zwischen dem Wesen und der Erscheinung bietet es nicht. Es hat etwas Comödiantenhaftes an sich — einen Flitterstaat, der genau betrachtet, flimmernder Plunder ist;

und der gehört fast immer der neuern Zeit an. In mancher Hinsicht ist es unvergleichlich! die Kunstsammlungen des Louvre kann man gleich nach dem Vatikan nennen, und Monsieur Félix im passage des Panorames ist der erste Kuchenbäcker unter der Sonne. Die Fabrik der Gobelin-Tapeten, der Porzellan-Malerei in Sèvres — ja, das sind Dinge, die man eben nur dort sehen kann, und sie sehen, heißt sie bewundern. Ich will aber nicht so konfus Alles durcheinander werfen! dann finden Sie sich gar nicht darin zurecht. Was mich am meisten interessirte, kommt zuerst an die Reihe. Es sind

Die Kunstsammlungen.

Das ist eine schöne heilige Welt, die sich im Louvre aufthut! In ganz frühen Zeiten Residenz der Könige, und zugleich Festung und Gefängniß, mit Mauern und Graben umgeben, durch Thürme und Thore geschützt, verschwand es unter Franz I., um in seiner gegenwärtigen Gestalt, unter ihm und seinen Nachfolgern, allmälig wieder zu erstehen. Bis auf den regierenden König haben sich alle Könige von Frankreich berufen gefühlt, etwas für die innere oder äußere Verherrlichung des Louvre zu thun. Sie haben ihn gar als ihre Residenz verlassen, und

die weniger großartigen Tuilerien gewählt. Im Louvre wohnt der Genius der Künste. Die berühmtesten Architekten Frankreichs haben daran gebaut: der erste Baumeister, den Franz I. berief, war Pierre Lescot; Mansard, Perrault folgten ihm. Die größten Bildhauer, Jean Goujon, Puget, schmückten es mit ihren Sculpturen. Die Colonnade gilt für eine der prächtigsten der Welt. Im Ganzen find' ich es interessant, als eine Musterkarte des Geschmacks verschiedener Zeiten, und imposant durch seine Größe und die Pracht seiner Ausstattung, aber nicht schön als Gebäude, denn es hat keine Einheit, kann sie nicht haben. Jeder Baumeister scheint sich bestrebt zu haben, von dem Plan seines Vorgängers abzuweichen, vielleicht nicht absichtlich, nur aus dem Oppositionsgeist, welcher dem Menschen inwohnt. So ist's mit allen Dingen. Jeder bringt zum Bau der Zeit sein Scherflein getragen, das oft ganz widersinnig und verkehrt sich ausnimmt, und nicht in die Umgebung zu passen scheint; aber es wird doch, bald gewaltsam, bald gewandt hineingefügt, und am Ende wird ein großartiger, kunstvoller Bau daraus, an dem die Nachwelt zwar Manches zu tadeln und zu kritisiren weiß, und den sie dennoch als ein charakteristisches Erzeugniß der Vergangenheit nicht anders haben mögte.

Von nationalem Geschmack in Malerei und Sculptur hab' ich vor der Renaissance keine Spur gefunden. In den Provinzen glaubt' ich, daß man vielleicht seine Werke, mindestens deren Ueberbleibsel, in die Pariser Museen geschafft habe; aber nein. Bis zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts hat Sinn und Liebe für die Kunst gefehlt, oder geschlummert, und es ist mir höchst merkwürdig, daß sie sich darauf nicht aus dem religiösen, sondern aus dem wissenschaftlichen Element entwickelt hat, welches Italien durch Erweckung und Studium des Alterthums auch nach Frankreich brachte. Deshalb ist sie etwas, das für mich ewig fremd und kalt sein wird. Des Menschen erster Gedanke ist Gott, und sein letzter ist Gott. Dazwischen mag viel liegen, viel Wissenschaft, viel Studium, Eifer, Leidenschaft, Geschicklichkeit: Alles, was dem Geist zu seiner Entwickelung und Ausbildung behülflich ist und ihn verschiedene Richtungen versuchen und allerlei Wege wählen läßt. Aber die Ahnung von einer höhern Schönheit, einer heiligeren Kraft, einem reineren Licht, als die sind, welche die Erde herrlich machen — aber die Sehnsucht nach der Sphäre, in der sie heimisch sind — aber der Wunsch, sie so rein wie möglich aufzufassen und darzustellen, Gott zu Ehren und den Menschen zum Wohlgefallen — aber der

Drang, mit den edelsten Kräften der Seele Dem eine Huldigung darzubringen, der sie ihr eingehaucht hat, und die Gefühle zu versinnlichen, welche Ihm geweiht sind, Glaube, Andacht, Demuth, Opfer — das sind die leisen Stimmen, welche die Anfänge der Kunst leiten und ihr die Pfade weisen. Ungeweckt von einer religiösen Idee konnte ich sie mir bis daher nicht vorstellen, nicht begreifen, daß sie ohn' einen Fra Angelico, ohn' einen van Eyck ihre Bahn in der Welt betreten würde — gleichsam ohne Morgengebet! Hier ist's geschehen. Hier hat man mit der Wissenschaft angefangen. Das ist kein guter Anfang für die Kunst! er giebt zu viel Fremdes und entwickelt zu wenig Eigenthümliches. Ich hab' es schon einmal irgendwo gesagt: in der Kunst gilt können mehr als wissen; denn Empfänglichkeit und Schöpferkraft sind ihre Flügel, und die setzt die Wissenschaft ihr nicht an. Statt dessen verpflanzt sie die Kunst auf einen Boden, welcher ihr nicht heilsam ist; auf den der Nachahmung. Sie soll nicht gehen wie ein Kind mit schwankenden unsichern Schritten, sondern gleich wie ein Mann einherschreiten; dadurch geräth sie in einen gespreizten Zustand. Sie soll nicht aus sich heraus ihre Eingebungen wählen, aus Furcht, sie mögten nicht großartig genug sein, sondern sie soll ein Thema verarbeiten,

das ihr aufgegeben wird; dadurch verfällt sie in Flachheit. Die Anfänge der Kunst müssen ihr selbst unbewußt sein. Glauben Sie mir's! Mit Ahnungen und Inspirationen muß sie beginnen, nicht mit Studium; mit innern Anschauungen, nicht mit äußern Beobachtungen. Dann, wenn sie kräftiger sich fühlt und klarer, durch Uebung von Hand und Auge, durch die Freude des Schaffens, durch die Niedergeschlagenheit des Mißlingens, durch das Bedürfniß, nicht auf einen Fleck stehen zu bleiben, vorwärts zu gehen, freier um sich zu schauen — dann wird ihr zur Nothwendigkeit werden, sich mit der Wissenschaft zu beschäftigen, welche ihr homogen ist, und in den Zweigen der menschlichen Forschung, welche ihre Bestrebungen fördern und erleichtern, wird sie Honig aus unscheinbaren Blüten sammeln. Und wie sie ihre ersten dunkeln Regungen, ihre instinktmäßigen Versuche, diese blassen Streiflichter am Morgenhimmel, ahnungsvoll mit der Sonne in Verbindung brachte, die ihr noch hinter Wolken lag: so wird sie, wenn der volle, glänzende Mittsommertag als Bewußtsein, Erkenntniß und Begeisterung über ihrem Haupt daher rollt, nun erst recht als ein Organ der göttlichen Schönheit sich fühlen, welche über die Welt zu verbreiten sie berufen ist. Meinen Sie nicht, das dies der natürliche Gang der Kunst ist,

wie er sich im einzelnen Künstler und in ihrem Weltgang gestaltet? In Frankreich anders! keine Versuche, keine Anfänge! sollte die Revolution oder früher Religions- und Bürgerkrieg Alles zerstört haben? das ist nicht glaublich. Man muß annehmen: wie sich in Einzelnen die Talente verschieden, bald früher bald später entwickeln, so wol auch in Völkern. Primaticio, der 1531 nach Frankreich kam, nachdem er sich in den Schulen des Innoçenz da Imola und des Giulio Romano gebildet, hat den Sinn für bildende Kunst geweckt und seine Richtung bestimmt. Da Vinci kam freilich schon 1518 dahin; aber krank und schwach lebte er nur sechs Monate, und konnte ihr keinen Aufschwung geben. Primaticio, wie seine großen italienischen Zeitgenossen, war zugleich Architekt, Zeichner und Maler; aber seine Gemälde, die freilich auch nur sehr gering an Zahl sind, machen mir den unerquicklichen Eindruck der Cinquecenten: viel Künstelei, gar keine Wahrheit; viel Studium der Formen, gar kein Genie. Von seinen Schülern und Zöglingen existiren keine Werke. Es fehlen gänzlich die Stufen zu einer nationalen Kunstentwickelung, wie man sie in Venedig, in Florenz mit so tiefem Interesse, vom Keim bis zur Blüte, vom Moos bis zur Palme verfolgen darf. Plötzlich, in der letzten Hälfte des sechs-

zehnten Jahrhunderts, ist Clouet da, ein ganz vortrefflicher Portraitmaler, dessen Meister man nicht kennt, und dessen Pinsel die letzten Könige aus dem Hause Valois ebenso fein aufgefaßt als dargestellt hat. Ganz so plötzlich erscheint auch Simon Vouët, ohne vorbereitenden Zusammenhang; und nun treten in seinen Schülern die Männer auf, welche man die größten Maler in Frankreich nennt: Lebrun, 1619 bis 90, zu Paris geboren und gestorben; Mignard, 1610 zu Troyes geboren und 1695 zu Paris gestorben; Eustache Lesueur, 1617 bis 55, zu Paris geboren und gestorben. Lebrun malte heilige und profane Gegenstände, antike und biblische Geschichten, Porträts und Heilige mit großer Fertigkeit, nicht ohne Kraft, nicht ohne Wahrheit, aber ohne den geringsten Anflug von Begeisterung. Er kommt mir vor wie ein tüchtiger Mann, der sich redlich seinem Amte widmet, aber sich ganz entsetzlich schämen würde, wenn man ihm darin Schwung oder Inspiration zutraute. Die eigentliche Magie seiner Kunst hat ihm daher auch nie zu Gebot gestanden: seine Farben sind von eiserner Härte. Mignard befaßte sich nicht mit historischen Gegenständen; er malte schöne Heiliginnen und Porträts, die unter seinem Pinsel schön wurden. Seine Farben sind nicht die der Natur, aber innerhalb ihrer conventionellen

Sphäre sind sie sehr vollkommen, zerschmolzen und leuchtend wie Email. Er hatte den ächten und wunderseltenen Porträtmaler-Blick: er verstand nicht nur das Antlitz einer Person wiederzugeben, sondern auch ihre Physiognomie, so daß seine Gemälde, trotz alles conventionellen Wustes des damaligen Zeitgeschmacks, dennoch ihren individuellen Charakter haben. Frauenköpfe, die so schwer zu malen sind, gelangen ihm außerordentlich. Sein feiner, beweglicher, graziöser Pinsel eignete sich vollkommen dazu, die Nüancen ihrer Züge und Stimmungen abzuschatten. Lesueur endlich, den man wol seines kurzen Lebens oder seines Genies wegen den französischen Rafaël zu nennen pflegt, mag in der Seele herrliche Visionen gehabt haben, aber auf dem Wege bis zur Leinwand verblichen sie, und nur ihren Schatten hielt er fest. Oder hat er ihnen absichtlich die Frische des Lebens abgewischt? das dacht' ich auch mitunter vor seinen Bildern; — hat er der Materie ihren höchsten Reiz nehmen wollen? Jetzt ist's nur das Unglück, daß seine Gestalten doch nicht verklärt aussehen, aber häufig abgestorben und schattenhaft. — Claude Lorrain und Nicolas Poussin gehören auch diesem Jahrhundert, aber sie empfingen ihre Bildung in Italien, lebten und malten dort, und man sieht es ihren Farben wol an. Ich

hab' schon zuweilen gemeint, diesseit der Alpen gäbe es gar keine Maler mehr. Das ist nicht wahr — denn die Niederländer wissen vortrefflich mit der Farbe umzugehen, und haben doch auch nur nordischen Himmel und nordisches Sonnenlicht. Woran liegt es denn, daß es mir immer und immer wieder in Frankreich und Deutschland einfällt? Vielleicht daran: daß sich die Niederländer begnügen, dem Einfluß ihrer Natur und ihres Himmels gemäß zu malen, während Franzosen und Deutsche sich demselben zu entziehen streben, und sich mit der Phantasie in ein Labyrinth von Farben werfen, welches sie durch keinen Vergleich mit der Wirklichkeit aufklären können. — Das achtzehnte Jahrhundert war überall zu schlaff und zu weichlich, um in der Kunst tüchtig zu sein. Greuze, Joseph Vernet und Largilliere, Genre-, Marine- und Porträtmaler, von denen allen ich mich erinnere, Ihnen aus Montpellier geschrieben zu haben, gehören ihm doch an, sind sehr berühmt und sehr geschickt; aber der erste ist doch gewiß, wenn auch in höchst lieblicher Weise, so weichlich, daß er im Grunde nur Kinder malen kann; der zweite war zwanzig Jahr in Italien, und der dritte hatte einen Flamländer zum Lehrer. Die Revolution kam und warf Genrebilder und Marinen über den Haufen, und der leiden-

schaftliche Jakobiner David, der zu Paris geboren war, 1750, und 1825 dort starb, verpflanzte die Kunst auf den republikanisch heroischen Boden, der dazumal ganz Frankreich überzog. Er hatte, scheint mir, das Talent, welches man so sehr bei Michel Angelo, bei Rubens, bei Cornelius hervorzuheben pflegt: Composition, nämlich Erfindung der Gruppen und ihre Zusammenstellung. Ferner verstand er sich gewiß ganz außerordentlich auf Muskeln und Knochen und alle anatomische Wissenswürdigkeiten des menschlichen Körpers — nur aber gar nicht darauf, diesen Körper den Affecten der Seele unterzuordnen. All' seine Gestalten sehen furios aus durch ihre Stellung, durch ihre Glieder, und beständig, als würden sie durch einen äußern Impuls, nicht durch innere Nothwendigkeit in diese Vehemenz hineingetrieben. Man erschrickt vor diesen Marionetten im tragischen Styl, und man verwundert sich, daß es möglich ist, mit solchen Mitteln zu so hohem Ruhm zu gelangen. Man hat ihm vermuthlich seine Gewaltsamkeit als Größe angerechnet, weil sie so überraschend aus der Weichlichkeit der frühern Epoche herausschoß, wie der Blitz aus der Wolke. Girodet, Guérin, Gros, Gérard, die bis in unsre Tage lebten, erst seine Zöglinge, dann Rivale seines Ruhmes waren, genießen schon die

Ehren des Louvre, während das gegenwärtig lebende Geschlecht im Luxembourg seine Produktionen versammelt sieht. Das gefällt mir ungleich besser, ich werde später davon erzählen! aber mit jenen Herrn kann ich mich nicht befreunden. Mögen immerhin in Girodets Sentimentalitäten und in Guérins Enormitäten einzelne Schönheiten aufzutreiben sein; ihre Werke sind Treibhauspflanzen, sind nicht in der frischen Luft geboren, wo das Genie Athem schöpft, sind Producte des Pinsels, nicht Ausstrahlungen der Seele, und daher sind Farbe und Ausdruck immer theatralisch — ja, wenn ich z. B. an Girodets Endymion denke, mögt' ich sagen comödiantenhaft! das Wort fällt mir jetzt überhaupt sehr oft ein. Aber es ist auch schwer, in den Kunstgeschmack eines fremden Volks einzugehen! jedes hat seine eigenthümlichen Neigungen, Regeln, Vorlieben, mehr! seine eigenthümlichen Sinne, nach denen es Ansprüche an die Kunst macht und sich von ihren Leistungen befriedigt fühlt. Ohr und Auge müssen von Kindheit auf daran gewöhnt und die ganze Bildung darauf gerichtet gewesen sein. Irgend ein allgemeiner Zug des Charakters oder eine volksthümliche Nüance desselben, für welche der Fremde weder in sich noch in seinem Volk eine Analogie findet, kann der Kunst eine sehr bestimmte Färbung geben; sie

ist an Ort und Stelle nicht so willkürlich, nicht so capriciös als wir meinen; wir kennen nur nicht die feinen Nerven, durch welche die einzelne Erscheinung mit der gesammten Wesenheit verbunden ist. Das such' ich mir sehr einzuprägen, um in meinen Ansichten so unparteiisch wie möglich zu sein. Aber ich kann doch nicht anders, als von der französischen Kunst genau das Gegentheil von dem zu sagen, was ich von der spanischen sagte: wenig Genie und viel Bildung.

Das Gemäldemuseum, bestehend aus der französischen, italienischen, niederländischen und spanischen Schule, füllt unabsehbare Gallerien und Säle im Louvre. Es ist ein ordentlicher Spaziergang, nur hindurch zu gehen. Aber ebenfalls in unendlichen Räumen ist das Museum der Antiken, das ägyptische Museum, das Marinemuseum, das der Handzeichnungen; dann Säle mit pompejanischen Utensilien; andere mit wundervollen Arbeiten in Gold, Email, edlen Steinen aus der Renaissance-Zeit; — und Alles im Louvre! und Alles gut gehalten und zuweilen mit großer Pracht aufgestellt — freilich nicht immer zweckmäßig, namentlich nicht die italienischen Gemälde, welche in einer Gallerie sich befinden, welche an beiden Seiten Fenster, also das möglichst ungünstige Licht hat.

Ein solcher, ganz der Kunst gewidmeter und von ihr erfüllter Raum, so ein Palast, in dem der Genius herrscht, macht mir immer einen herzstärkenden Eindruck. Unter seinem goldnen Zepter ist feierlicher Friede; in ihren schönsten Schöpfungen treffen sich seine Auserwählten, in Zeit und Raum so weit geschieden, beisammen; die Blüte der Jahrtausende und des menschlichen Geistes ist zu einem grandiosen Kranz zusammen gewunden, dessen höchster Reiz, dessen unvergängliche Jugend in der Mannigfaltigkeit seiner Blumen liegt. Das ist wahr: so ein Moses, so ein San Thomas von Murillo, diese Fabel-Aloes, die nur alle hundert Jahre Einmal blühen, sind mir lieber. Jedoch, die sind eben nur Einmal und dann nicht mehr, und kann man sie nicht haben, so ist solch' ein tausendfarbiger Kranz von Blumen aller Zonen doch ein herrlicher Ersatz. Und was für Blumen! Ich lasse mich aber nicht auf Beschreibungen ein. Dazu ist das Louvre zu reichhaltig. Ich habe Ihnen die Heroen der französischen Kunst vorhin so skizzirt, wie sie mir nach ihren Erzeugnissen vorgekommen sind; aber um die einzelnen Gemälde hervorzuheben — dazu wäre mir durchaus erforderlich, daß mir aus dieser großen Milchstraße einige Sternbilder erster Ordnung ins Herz leuchteten; und das ist nicht geschehen. Was die andern Schulen be-

trifft, so hab' ich in keiner Gemäldesammlung so viel Sachen von Rafael, da Vinci, Titian, Rubens und von den Spaniern auf einem Fleck gesehen! Es sind ungeheure Mittel in Bewegung gesetzt, um sie zu erlangen, und mehr als das materielle des Goldes. Aufwand von Mühe, Auswahl, Studium, Geschmack — nichts ist gespart. Reichthum, würdig der Könige, die auch über geistige Mittel zu gebieten haben, trat mir befriedigend entgegen. Sie sind gewiß höchst erstaunt, daß ich zwischen jenen Meistern Rubens nenne! Liebes Herz! das thu' ich aus menschlichem Respect. Die Kunstverständigen sagen mir unablässig, Rubens sei ein großer Maler, den man beileibe nicht so über die Achsel abfertigen könne. Da ich nun gar nicht kunstverständig bin, so will ich gern glauben, daß er Meriten hat, die mir verborgen sind, und deshalb nenn' ich ihn bei einer Gelegenheit, wo ich mich nicht darauf einzulassen brauche, sie zu expliziren; denn solche, die sich mir offenbaren, hat er nicht. Ich kann die Vorstellung nicht los werden, daß er mit aufgestreiften Hemdärmeln, wie ein Schlächter, der im Fleisch wühlt, gemalt habe, und zwar mit einem in Wein getauchten Pinsel. Könnte man sich in Fleisch betrinken, so würd' ich sagen, daß er es thut. Ach, er ist ein geschmackloser Mann! In einer Unzahl

allegorischer Bilder hat er das Leben der Marie von Medici dargestellt. Eins ist die Geburt Ludwigs XIII.; da steht die Fruchtbarkeit neben der Königin und zeigt ihr die fünf Kinder, welche sie noch in Zukunft zur Welt bringen soll, und welche einstweilen aus dem Füllhorn der Göttin herausgucken, wie junge kahle Vögel aus dem Nest. Mir graut vor so einer handgreiflichen dicken Phantasie! — Aber Erfahrungen macht man, Erfahrungen, die wirklich unglaublich sind, wenn man sie so kahl erzählt! nämlich die, daß neben den Spaniern die meisten Italiener manierirt aussehen, vorzüglich da Vinci, Rafael nur in einzelnen Bildern nicht, und durchgängig am wenigsten die Venetianer. Die Venetianer haben spanische Klarheit, Kraft und Unbefangenheit, und überdas die Gabe der Schönheit, welche den Spaniern nicht selten fehlt. Außer den spanischen Gemälden, welche der König Louis Philippe hat ankaufen lassen, befinden sich schon mehre Murillo's aus früherer Zeit im Museum, und hängen nicht zwischen ihren Landsleuten, sondern zwischen den Italienern. Da kann man sie so recht vergleichen, und eine heilige Familie von Murillo neben einer von Rafael betrachten; — aber sagen, welche schöner sei, das kann man nicht! ich nicht. Stand ich vor dem Rafael, so dacht' ich: „Nein,

so zart, so idealisch, so gedankenvoll ist Murillo nicht; diese hingehauchte Reinheit der Formen hat er nicht!" — Stand ich vor dem Murillo, so dacht' ich: „Aber diese schlichte, in ihrer Sorglosigkeit so tiefe Natur, aber diese ausgehauchte Innigkeit der Seele hat Rafael nicht." Ach, ich muß ein wenig von Murillo sprechen! Es war mir zwar ganz befremdlich, ihn hier, so fern von seiner Heimat, zwischen all' den fremden Leuten zu sehen; — mir war, als könne man ihn hier gar nicht recht verstehen, weil man andre Ansprüche an die Kunst macht, und immer einen großen Effect begehrt; — aber ich brachte doch das Herz und das Auge für ihn mit, die er in Sevilla verzaubert hatte, und Anklänge an jene Wunderbilder fand ich wieder; z. B. im St. Augustin. Nach einer Legende wandelte der Heilige am Ufer des Meeres und dachte über die Mysterien der christlichen Religion nach. Da sah er ein Kind, welches emsig in einer Muschel Meerwasser schöpfte, und es dann in ein Loch goß, das es im Sande gegraben. Auf die Frage des Heiligen, was es da mache? entgegnete das Kind: es wolle das ganze Meer in dies Loch füllen. St. Augustin bemerkte, das sei unmöglich. Das Kind erwiderte: es sei möglicher, als das Geheimniß der Dreieinigkeit zu erklären, über welches der Heilige

jetzt eben so tief nachdenke. — Aus dem Aether der erhabensten Gedanken, ganz verklärt durch das mystische Licht, welches ihn zu einer, dem Menschengeist kaum zugänglichen Sphäre emporgerissen, durchgeistet von tiefen, unaussprechlichen Ahnungen, wird der Heilige auf einmal zur Erkenntniß zurückgeführt, daß alles Wissen dürftiges Stückwerk sei. Es ist ein Gemisch von geistiger Hoheit und Klarheit, und von Demuth und Trauer in dem wunderschönen zarten Antlitz, in dem milden Auge, das gesenkt auf dem Kinde ruht. Die Rechte hat er, halb aus Ueberraschung, halb zum Segen, über dessen Haupt erhoben. Die ganze Gestalt ist durch das lange, weite, schwarze Ordenskleid verhüllt, die Bischofsmütze deckt das Haupt, die Linke hält den Krummstab. Geistiger, ohn' im Geringsten schattenhaft oder unnatürlich zu sein, hat man wol nie einen Menschen dargestellt! Vom Körper ist nur so viel da, als die Seele zu ihrer Erscheinung braucht! er ist schön, transparent und rein wie eine Alabasterlampe. Das liebliche Kind, in lillafarbenem Kleide, kniet halb aufgerichtet zu Füßen des Heiligen, sieht ihn mit klaren unbefangenen Augen an, weiß gar nicht, welche tiefsinnige Wahrheit es ausgesprochen, und hält die Muschel sehr fest in der Rechten, um sogleich sein Spiel fortzusetzen, sobald der

Heilige nur erst weggegangen sein wird. Dies Gemälde war mir von allen das liebste. Das hingegen, welches für das Prachtstück der Sammlung gilt, Christus und Johannes Baptista, beide ganz grade, ganz ruhig neben einander stehend und den Beschauer ansehend, gefiel mir gar nicht — gefiel mir so wenig, daß mir Zweifel kamen, ob es von Murillo sei. Eins hätt' ich gern gestohlen! ein Bildchen wie eine Schneeglocke, nicht größer als meine Hand, ausgeführt wie eine Miniatüre, und frei und lebendig wie in Lebensgröße: S. Joseph sitzt, und das Christuskind im weißen Kleide mit einem Lilienzweig steht auf seinem Schooß. Wie ich ein ähnliches Bild in Sevilla den Amethyst nannte, so nenn' ich dieses die Perle. Aus welcher magischen Tiefe der Seele hat er es in solcher zarten Vollendung herauf gezaubert! Sein Porträt, von ihm selbst gemalt, ist herrlich. Nicht was man schön zu nennen pflegt, keine regelmäßige, keine feingeschnittenen Züge; aber Energie durch und durch. Und wie blickt das klare braune Auge unter den, nach der Schläfe hochgeschwungenen Brauen hervor! und wie lebendig ist der Mund, dessen starke Lippen nicht ganz schließen, so daß man nicht weiß, ob der Athem sie bewegt, oder ob sie sich zur Rede öffnen! Das Portrait seiner alten Magd ist excellent! auf

dem bejahrten runzelvollen Gesicht ist nichts zu lesen, als die unbedingteste Hingebung an ihr Geschäft: sie mörsert. Mit aller Anstrengung, aller Aufmerksamkeit, aller Sorgfalt, die ihr zu Gebot stehen, mörsert sie, und hat keine Ahnung davon, daß außerhalb ihrer Küche, oder höchstens außerhalb des Hauses ihres Herrn, etwas existire, das die Welt heißt. Dabei sieht sie aber keineswegs stupid aus, sondern sehr verständig — erfüllt von ihrer Stellung und sie erfüllend; das ist doch gewiß so verständig, wie sehr gebildete, kluge und geniale Menschen nicht sind. Ich sah sie immer mit großem Wohlgefallen an, und wünschte, daß die Welt mit vielen so zweckmäßig eingerichteten Naturen gesegnet sein mögte.

Von Zurbaran sind zahllose Gemälde vorhanden. Immer und ewig sein heiliger Benno, und die Karthäuser, und die Martern, die sie zu leiden haben! hier gespießt, da gehenkt, dort gebraten, ist diese martyrisirte Gesellschaft in jeder Hinsicht unerfreulich. Rollenweise mag ich nicht einmal Heilige. Ueberhaupt find' ich, daß es den Eindruck schwächt, wenn man Auserwählte in Masse darstellt; dadurch geht ihnen ihr bezeichnender Charakter verloren. Die heilige Ursula mit ihren eilftausend Jungfrauen, die sich sämmtlich mit großem Vergnügen köpfen lassen,

verweist mein Kopf ohne Weiteres ins Gebiet des Märchens; aber keineswegs einen Sokrates, der den Giftbecher trinkt. Und ein heiliger Franziskus, abgemattet von Fasten, Disziplin und Gebet, ist ergreifender als eine ganze Schaar von Flagellanten. Je weniger Mittel der Künstler zu brauchen versteht, um Effect zu machen, desto größer wird ihre Wirkung sein. — Daß Velazquez mir so gut gefiele als Murillo, kann ich nach den Gemälden im Louvre doch nicht sagen. Eine Anbetung der Hirten ist ernst und feierlich, aber ohne jenen Goldglanz der Andacht, jene Glorie freudigen Glaubens, welche jener zu verleihen weiß. Und in seinen Porträts ist gar zu viel Etikette! Freilich ist die bei spanischen Königen und Königinnen nicht zu vermeiden. Da wünschte ich denn, daß ihm mehr Menschen mit einem so entschiedenen Charakter gesessen hätten, wie der Graf-Herzog Olivarez, Minister Philipps IV., mit seinem Fuchsgesicht. Wie sich auch das Ceremoniel der Haltung und der Tracht bemeistert, und wie auch das Antlitz versucht haben möge, die allgemeine kalte, starre Hoflarve anzulegen — der Charakter hat es nicht zugelassen, und er drückt den Zügen sein eigenthümliches Gepräge auf. Ich war sehr erschrocken, als ich drei Gemälde von Moralès sah, den die Spanier el divino nennen. Das ist aber so zu

verstehen, daß er nur Gegenstände aus der heiligen Familie malte; nicht in Bezug auf seine Kunstvollendung. Er ist der einzige spanische Maler, der die Sentimentalität gekannt hat. Von Alonzo Cano sind einige schöne Sachen. Er hat wol die weltliche Herrlichkeit mehr als die himmlische begriffen; indessen hat er sie doch vornehm aufgefaßt, nicht prunkend, und seine heilige Jungfrau mit dem Kinde sieht wie eine sehr schöne Königin aus.

Gern ging ich aus diesen farbenstrahlenden Räumen in die stillen ruhigen Hallen der Marmorbilder; — nur so einmal hindurch, um das Auge zu erfrischen! Ich liebe die Statuen wie ich den gestirnten Himmel liebe: um ihres unerschütterlichen Friedens willen. Das Bewußtsein der Ewigkeit ist in ihnen ausgeprägt, und die Kraft, die Schönheit, die Trauer, die uralten immer neuen Geschicke, sind ja ewig! Zuweilen hab' ich Anwandlungen von Klugheit, die mich erfreuen. Erinnern Sie sich, daß ich in Italien bei den drei berühmten Venusgestalten zu Florenz, Rom und Neapel höchst gelassen blieb, mich auf gar keine Bewunderung einließ, in gar keine Ekstase gerieth, und nur im „Jenseits der Berge" sagte: sie ließen mich kalt? Ist's nicht wirklich recht verständig, sich kein Entzücken aufdringen oder einimpfen, und sich nicht dazu überreden zu lassen, nicht

einmal durch einen Weltruhm? Kommt es denn einmal, so weiß ich, daß es mein eigenes ist, und daß ich es nicht aus fremdem Urtheil geschöpft habe. Die fremden Urtheile beherberg' ich überhaupt nicht gern in meinem Kopf; sie kommen mir wie Arzenei vor, die heilen und stärken soll, jedoch immer den Organismus schwächt oder überreizt. Hätte man Vertrauen zu seiner Natur, so würde man vielleicht langsamer zum Ziel kommen und nur ganz allmälig stark werden; aber dafür brauchte man auch nicht zu sorgen, wie man das fremde Ingredienz wieder loswerden soll, das sich häufig stärker, als wir es wünschen, unsrer Kräfte bemeistert. Ich h ö r e sehr gern fremde Urtheile; sie sind anregend. Doch nachsprechen kann ich sie deshalb nicht, weil ich zu wenig Aehnlichkeit mit einem Papagei habe. Und so stell' ich denn die Venus victrix in meinem Sinn so viel höher über ihre Schwestern in Italien, als die Sonne über allem irdischen Lichtstoff steht, und wenn's auch von einer Girandola zu Rom ausgeht. Im Jahr 1820 ist sie auf der Insel Milo gefunden, und der französische Minister in Constantinopel hat sie sogleich für das Louvre gekauft. Ihr fehlen nur die Arme, und man hat den feinen Geschmack gehabt, sie nicht zu restauriren. Diese Venus — ja! das ist die Göttin der Liebe! göttlich unwider-

stehlich, göttlich zuverlässig, göttlich stark und schön steht sie da, und blickt stolz und traurig herab auf die langen Reihen der Menschengeschlechter, ihres Sieges, ihrer Herrschaft gewiß. Wer sich ihr naht, der ist der Ihre, ihr Sclav, ihr Eigenthum — aber dafür auch der Genosse einer Göttin. Und nie wird ein leichtsinniges Herz sich ihr zu nahen wagen! das bleibt bei der Medizäerin, oder bei der Venus von Canova oder vom Capitol. Bei denen ist nur Reiz; bei dieser ist Macht. Jene locken; sie fesselt. Ich wußte gar nichts von ihr. Von der Diane à la biche, dieser ächten Schwester des Apoll vom Belvedère, wußte ich, und von der Venus von Arles. Als ich in den Saal trat, in dessen Mitte sie steht, wär' ich fast in die Knie gesunken vor reiner Anbetung, und denken Sie nur — mir trat eine Thräne ins Auge. Vor einer Venus? vor einem kühlen Marmorbild? Nein, liebe Emy! vor der Gottheit meines Herzens! — — Von allen Antiken, die ich je gesehen — moderne Statuen haben mich nie entzückt, sie gefielen mir höchstens und auch das nur selten — den Apoll nicht ausgenommen und nicht einmal die Psyche im Museum zu Neapel, hat keine je solchen überwältigenden Eindruck auf mich gemacht. Und das lag keineswegs in einer besondern Stimmung! Jeden zweiten oder dritten Tag ging

ich ins Louvre, und immer, wenn ich aus den Museen im obern Stockwerk kam, und zuweilen recht ermüdet und abgespannt war, mußt' ich doch ganz geschwind unten hineinschauen und ihr Huldigung darbringen. Um die Diane à la biche steht eine ganze Gesellschaft von Venusstatuen — vielleicht sehr schön gearbeitet, aber manierirt, nichtssagend, geistlos; ohne alles Interesse. Stände die Venus von Arles nicht neben der von Milo, so würde ihr das auch sehr vortheilhaft sein. Jetzt ist sie ganz verdunkelt, und hat doch einen lieblich melancholischen Kopf, der sinnend dem Apfel zugewendet ist, welchen sie in der linken Hand hält. Sie ist von holdseliger Schönheit: allein ohne den Stempel der Göttlichkeit: ohne die ewige Zuversicht. Sechs Wochen nach meiner Abreise von Paris kam ich nach Berlin, und ging an einem milden Oktobertage im Thiergarten spazieren. Es war so recht ein melancholischer Herbsttag, linde Luft, goldnes Laub, rieselnde Blätter, eine tiefstehende freundliche Sonne, die es sehr gut meint, jedoch keine Energie mehr hat. Wir sprachen von Italien, was da der Oktober noch für Sommergluten hat, und was für unglaubliche Ressourcen man dort durch das Klima und durch die Kunst findet, von denen man im Norden keine Ahnung hat — und mit einem Mal

standen wir vor der Venus von Milo! Ja, sie war's! Arme hat man ihr angesetzt; mit weißer Oelfarbe hat man den Zinkabguß angestrichen; so nah an ein Bassin hat man sie gestellt, daß man ihr gar nicht recht gegenüber treten kann; mit eisenbeschlagenen Stöcken klopfte der Pöbel an die Göttergestalt, um zu ergründen, ob sie von Stein oder Metall; das Alles mußte sie sich gefallen lassen; — aber sie war es doch. Die ganze Herrlichkeit ihres Urbildes zog mir leuchtend durch die Seele, wenn ich sie ansah, und täglich ging ich nun an ihr vorüber, und warf ihr einen Blick innigen Dankes zu, weil sie mich daran erinnert, wie göttlich schön die Liebe ist. — Es war also gar keine vorübergehende Stimmung. Und jetzt, wenn ich dran denke, daß ich im Frühling nach Berlin gehen und mich dort ein wenig langweilen werde, so denk' ich zum Trost: Aber ich werde die Venus von Milo alle Tage besuchen. — Ein Paar tausend Jahre mögen über das Grab des Menschen dahingerollt sein, dessen Hand sie geschaffen hat! Er ist verschwunden, gar sein Name ist verschollen. Niemand weiß von ihm, Niemand denkt an ihn. Hinabgesunken in die ewige Nacht, hinaufgestiegen ins ewige Licht ist, was von ihm sterblich und unsterblich war. Was liegt am Individuum? Nichts! Wir stemmen und sträuben uns

dagegen, wir vertheidigen uns gegen diese oft entmuthigende Erkenntniß — aber es ist doch so: an unsern Werken liegt etwas, denn sie sind die Erbschaft der Zukunft, an uns selbst — nichts. Ein Paar Tage denken die Nachbarn an uns und wundern sich, wenn sie uns nicht sehen. Ein Paar Jahre denken die Freunde an uns, zuweilen bis auch sie heimgehen, zuweilen nicht einmal so lange. Dann dämmert allmälig ein Nebel über unser Bild, unsre Erscheinung, endlich über unsern Namen; damit ist's aus. Welch' eine wundersam geheimnißvolle Bestimmung! der Mensch geht unter und der Stein, den er berührt hat, ist unvergänglich verherrlicht und hat eine irdische Unsterblichkeit.

Der Palast vom Luxembourg hat keine so dunkle Entstehung, als das Louvre. Catharine von Medici ließ ihn durch den Architekten Desbrosses erbauen. Er sieht schwer und stattlich aus, aber ungeschmückt. Marie von Medici bewohnte ihn, und ihr Gemach, von Philippe de Champagne und Rubens durch reich eingerahmte Gemälde geschmückt, ist eins von den wenigen, welche noch so sind, wie sie vor der Revolution waren. Das Directorium hatte seinen Sitz im Luxembourg aufgeschlagen. Jetzt hält die Pairskammer ihre Sitzungen drin, und in den obern Sälen befindet sich die Gemälde- und Statuen-

sammlung der lebenden Künstler. Sie zeichnen sich sehr vortheilhaft neben den Werken der David'schen Schule, ihrer Vorgängerin, vielleicht theilweis ihrer Lehrerin aus. Der falsche Pathos, der geschraubte Stelzengang sind verschwunden. Sie streben nicht nach anatomischer Genauigkeit, und nach dem Effect der Gewaltsamkeit und der süßlichen Manier, sondern nach Uebereinstimmung zwischen dem Gegenstand und der Erscheinung — nach Wahrheit, und zwischen der Handlung und dem Ausdruck — nach Natürlichkeit. Sie streben vielleicht etwas zu sehr danach; es kommt wol mitunter etwas Rohes hinein; doch das ist besser als Verschrobenheit, es läßt sich leichter bändigen und abschleifen, als sie sich zurechtrücken läßt. Nur die Carnation will mir nicht gefallen! sie sieht meistens wie bei studierter Beleuchtung gemalt aus, bald falb, wie bei einem Blitz in der Nacht, bald roth, wie bei chinesischen Lampen, bald grau und erdig, als ob es gar kein Licht auf der Erde gäbe. Es sieht freilich wol jedes Auge die Farben verschieden, und der Eine nennt schon trübe, was der Andre nur gedämpft nennt, allein die seltsame Carnation ist zu allgemein, um nicht der Manier zugewiesen zu werden, welche in irgend einer Richtung die schwache Seite der Kunst zu verrathen pflegt. Das Reich der Ma=

lerei ist die Farbe; die höchste Stufe in ihm ist die Carnation, und daher ist sie auch am schwersten zu erreichen. Das wird man leicht gewahr, wenn man sich aufmerksam mit den Gemälden beschäftigt. Die alten Maler, die nicht viel Studium und Wissenschaft hatten, und anspruchslos und unbefangen waren, hatten dadurch ein erstaunlich klares Auge, und einen feinen Blick für die Carnation. Die Venetianer und Spanier haben ihn auch. Alle Uebrigen haben ihn um desto weniger, je mehr sie sich mit den Formen, der Gruppirung, dem Effect beschäftigen. Ich glaube, es giebt in der Kunst eine höchste Region, deren Aether man auf das leibliche und geistige Auge wirken lassen muß, ohne sein Licht im Prisma aufzufangen. Es sind einige wunderschöne Bilder im Luxembourg, vor allen Charlotte Corday von Henri Scheffer. Es ist darum so schön, weil nirgends die geringste Spur von irgend einer Gewaltsamkeit oder Absichtlichkeit hervortritt. Nicht der sterbende Marat, nicht die, welche ihn rächen wollen, nicht die edle Mörderin, nicht die, welche sie vor der Volkswuth beschützen, um sie zur Guillotine zu führen — nichts ist grell und schaudererregend, Alles wahr, ernst und traurig, und das ganze Bild in ein tragisches Element getaucht. Denn wol war's tragisch, daß ein so reines, hoch-

herziges Wesen wie Charlotte Corday, sich in dem Wahn verlieren konnte, Frankreichs Heil hänge davon ab, daß sie ihre edle Hand mit dem ekelhaften Blut Marats beflecke. Nun hat sie's gethan! er liegt hinten im Zimmer, fast ganz dem Aug' entrückt. Zwei Männer haben sie angefaßt, um sie in's Gefängniß zu führen. Einer hat hinter ihr einen Stuhl drohend erhoben, um sie damit zu Boden zu schmettern; Andre toben seitwärts herein. Sie geht in der Mitte zwischen jenen Beiden; sie hört nicht, sie sieht nicht, sie hat mit dem Leben abgethan; was auch kommen möge — es geht sie nichts mehr an. Wie ein Geist wandelt sie von dannen. Mit jener gewaltsamen That, zu welcher sie alle Kraft zusammennehmen mußte, die in den höchsten Momenten nur dem Menschen zu Gebot steht, hat sie sich von der Erde abgeschieden. Aber erschrocken, besinnungslos, geängstigt ist sie eben so wenig, als sie heroisch ist. Sie trägt ein blaßblaues schlichtes Kleid; mit engen Ermeln, nach der Mode der Zeit, und auf ihren langen schwarzen Locken eine weiße Haube, mit einem breiten, leichten Streif, der in den Nacken herabfällt. Diese Haube gefällt mir wundervoll, sieht so häuslich aus, erzählt von so einfachen Gewohnheiten, daß man nicht begreift, wie der Kopf unter ihr zur Ersinnung so blutiger That

hat kommen können, um in Blut getränkt durch die Guillotine zu enden. Aber in Zeiten so wilder Gährung, wo alle guten und bösen Leidenschaften des Menschen wie entfesselte Geister durcheinander rasen, da ist es doch auch wieder sehr natürlich, daß ihr strudelnder Einfluß sich eines solchen Kopfes bemächtigt. Sie ist groß und stark von Gestalt, ihre Züge sind fest und klar, nicht fein; das mächtige dunkle Auge blickt über die Paar Erdentage fort und in die Ewigkeit hinein. Ich habe nie ein Porträt von Charlotte Corday gesehen, und ich meine, dies Bild könnte wol recht ähnlich sein. Es ist nur klein, und sehr schön von Farbe. Wenn Delaroche die in seiner Gewalt hätte, so wär' er ein ganz außerordentlicher Maler! Bei dem Tode der Elisabeth von England, wie sie in stummer Verzweiflung zehn Tage und zehn Nächte auf dem Erdboden liegt und sich hinsterben läßt in ihrem Gram und in ihrem Grimm um den geliebten Essex und gegen die treulose Gräfin von Nottingham — da läßt man sich diese schauerlichen Farben, die gleichsam aus der Unterwelt stammen und auf sie hinweisen, noch gefallen. Aber warum bei Edward V., dem kleinen minderjährigen König von England, und seinem Bruder, welche ihr Oheim, Richard III., würgen ließ? Da steht der eine Knabe ganz vio-

lett aus, und der andre ganz gelbgrau, und beide sitzen neben einander! Es ist dennoch ein ergreifendes Bild, das einem unwiderstehlich mit bangem Mitleid die Brust beklemmt. Verlassen und einsam sind die unglücklichen Kinder in einem Gemach des Towers eingeschlossen. Es ist Abend. Sie sitzen auf ihrem Bett und haben zusammen im Gebetbuch gelesen. Der Eine ist dabei schläfrig worden und nickt ein wenig ein; sein kleiner grauer Kopf hängt ihm welk und matt auf die linke Schulter. Der Andre — das ist der mit dem violetten Colorit — sieht kräftiger aus, und ist auch ganz munter geblieben. Plötzlich wird er sehr erschreckt, denn etwas Ungewöhnliches ist nah, und der arme Knabe hat schon den richtigen Instinkt, daß das Ungewöhnliche fast immer etwas Schlimmes ist. Sein Wachtelhündchen ist aufgesprungen und starrt um das Fußende des Bettes nach dem geschlossenen Fenster herum, durch dessen Spalte ein dunkelrother Lichtstreif schimmert. Dies Licht kann der kleine Prinz nicht sehen, nur das Hündchen; aber er ängstigt sich schon genug, lauscht, und ist im Begriff vom Bett herab zu springen. Diese Kinder im Gefängniß, ohne einen andern Freund auf der weiten Welt, als den kleinen Hund, der sie nur bewachen und warnen, nicht retten kann, gehören recht zu den

kommen. Vor meinem Zimmer im Gasthof lag eine stille abgeschlossene Terrasse, auf welche außerdem kein einziges führte. Da hatt' ich mein Reich allein, zu meiner Freude! die Gasthofgemeinschaft ist mir zuweilen fürchterlich lästig. Spät Abends ging ich da auf und ab. Eine tiefe Schlucht, welche wie das Bett eines Waldbaches aussieht, zerreißt die Stadt in zwei, durch eine hohe Brücke verbundene Theile, und auf sie ging die Terrasse hinaus. Gärten und Bäume klettern an der andern Seite der Schlucht empor, und an ihrem Rande ziehen sich die Häuser hin, hohe, dunkle, steinerne Häuser, in denen die einzelnen erhellten Fenster mich sonderbar geheimnißvoll ansahen. Solche einzelne Lichter am späten Abend erzählen mir Wundergeschichten, und sehen Sie, Emy! wenn ich mir den ganzen Tag gepredigt und mich recht in die Vorstellung hineingewickelt hatte, daß die Menschheit nichts so nothwendig zu ihrer Wohlfahrt brauche, als materielle Prosperität, die mir durch Bayonner Schinken herrlichst repräsentirt scheint — und wenn ich dann Abends auf meine Terrasse ging, und die kleinen flimmernden Lichter beobachtete, so mußt' ich sagen: Es ist aber nicht wahr! mit dem Segen der behaglichen leiblichen Existenz ist's nicht genug! den Segen der Arbeit, den Segen der Häuslichkeit, den

Segen mühevoller in Sorg' und Thränen — oder süßer in Freud' und Liebesglück durchwachter Nächte, den Segen rastloser Thätigkeit, den Segen geistiger Entwickelung und Ausbildung — Alles, was jene Lichter bescheinen, braucht der Mensch ebenso nothwendig, als das tägliche Brot, und viel nothwendiger, als Bayonner Schinken; und hat wol Jeder da drüben das, was er braucht? — Mir kommt vor, als erfülle das Schicksal unsre Wünsche häufig so, als ob es in demselben ein Wörtchen mißverstanden hätte, z. B. statt früh, spät; statt jetzt, einst; statt geben, nehmen. Von diesen kleinen Mißverständnissen mit dem Schicksal könnten solche späte einsame Lichter viel erzählen — und das macht sie mir interessant, wie beredte Augen über einem festgeschlossenen Mund.

Jene Häuser sahen übrigens bei Nacht anmuthiger aus, als bei Tage. Außer dem Hôtel de Gontaud — Hôtel nicht in seiner demokratischen Gasthofsbedeutung, sondern in der ursprünglichen aristokratischen, gastfreien, Haus bedeutend — ist mir keines durch irgend eine Originalität aufgefallen, und jenes auch hauptsächlich wegen der Bäume, die eine melancholische Düsterheit im Hof verbreiteten. Die Namen Gontaud, Grammont, Guiche, welche unter Ludwig XIV. zur Blume des Hofadels gehör-

ten, stammen aus der Gascogne, und waren hauptsächlich mit und durch Heinrich IV. an den Hof und nach Paris gekommen.

Die einzigen schönen Tage des Sommers verbrachte ich in Pau. Sie waren so schön, daß ich plötzlich wieder Vertrauen zu ihnen faßte, und in's Gebirg zurückreiste — nach Cauteretz. Ich liebe solche kleine Kreuz- und Querzüge weit mehr, als hintereinanderfort, ohne andre Nothwendigkeit als die der räumlichen Nähe, Exkursionen zu machen. Es ist freilich Zeitverschwendung! aber ich muß gestehen, daß ich die kostbare Veranstaltung Zeit gar nicht gehörig zu würdigen weiß, und mich immer mit oder in ihr benehme, als sei sie ein Stückchen von der Ewigkeit. Und so ging es denn getrost den Weg zurück, den wir gekommen waren. Das war wirklich ein großes Glück! damals sündflutete es dermaßen, daß man nichts sah, als die Häuser und Bäume an der Chaussee — diesmal, eine der herrlichsten Landschaften in den ganzen Pyrenäen! der Weg geht immer die baumbewachsenen Ufer meines geliebten Gave de Pau entlang, bald auf der einen, bald auf der andern, und während man zur Rechten das Gebirg mit seinen höchsten Spitzen, dem Vignemale, dem Marboré, der Brèche de Roland hat, entwickeln sich, durch die vielfachen Wen-

dungen des Gave, neben jenen fernen großartigen Bildern, in der Nähe äußerst liebliche, — von der Wallfahrtkirche zu Betharam mit ihrer kühnen epheubewachsenen Brücke, bis zu dem Schloßberg von Lourdes, von wo man in's Thal von Argelès, und in die Schluchten sieht, in die es sich im Hintergrunde spaltet, und die jede durch einen Schneeberg geschlossen wird. Ich kenne nichts Anmuthigeres, als bei schönem Wetter durch eine schöne Gegend rasch und leicht dahinzurollen! es ist ein Vergnügen, dessen ich nie überdrüssig werde, und das ich in jeder Stimmung wie eine Wohlthat empfange. Manche Personen lesen, schreiben gar im Wagen, ich nicht. Ich denke nicht einmal, ich schreib' auch nicht, ich phantasire nur. Ich fühle mich leicht wie der Vogel, der seine kapriziösen Züge durch die Luft macht, und dabei von einer gewissen besinnungslosen Heiterkeit ist — die sich übrigens viel mehr für den Vogel, als für den Menschen schickt: das geb' ich zu! aber der arme Mensch kann wirklich nur heiter sein, wenn er sich nicht besinnt. Besinnt er sich, so mag er fröhlich werden, wenn er Ursach zur Freude hat, oder lustig, wenn er vergessen und verbergen mögte, daß er sie nicht hat; aber mit der klaren himmelblauen Heiterkeit, mit dieser Aetherfärbung der Seele ist's vorbei. Lieder mach' ich wol zuwei-

len im Fahren — auch wie der Vogel, ohne Worte. — Von Pierrefitte geht die Chaussee nach Cauterets, Anfangs in scharfen Rampen aufwärts, und dann immerfort stark steigend in einer ziemlich engen Felsenschlucht. Doch sie ist freundlicher, milder, als die nach St. Sauveur. Schöne Buchen und Linden beschatten den Weg und schmücken die Felswände. Eilf Brücken sind in kühnen sichern Bogen über den Gave geschlagen, der unten braust. Die eine heißt Pont de Diable, und ein schöner Wasserfall, der von den Gletschern des Pic de Viscoz herabkommt, donnert unter ihr fort. Endlich erweitert sich die Schlucht zu einem Becken, und auf grünen Wiesen, von Wasserfällen umrauscht, von Bächen umrieselt, zwischen zerstreuten Bäumen, 2900 Fuß über dem Meer, liegt der kleine Flecken Cauterets, der jetzt das besuchteste Bad der Pyrenäen ist, und mehr Kranke aufnehmen kann, als Baréges und St. Sauveur zusammen. Zur Zeit der Königin Margarete — der Schwester von Franz I. — hatte es bereits große Berühmtheit, und die Source de la Reine hat von ihr den Namen empfangen. Einmal gerieth sie dort in große Gefahr. Es war im September, als ungeheure Wolkenbrüche dermaßen die Bäche und Ströme schwellten, und das Thal überschwemmten, daß die Badegäste weder in

den Häusern bleiben, die unter Wasser standen, noch aus den Bergen heraus konnten, weil jeder Weg unwegsam, und jeder Bach ein reißender Strom war. Sie mußten Umwege machen, sie verirrten sich in den Wäldern; Einige wurden von Räubern ausgeplündert, Andre von Bären gefressen. Die Spanier kamen noch am schnellsten über das Gebirg nach Haus; aber die Franzosen mußten durch Aragon und dann durch's Roussillon ihren Heimweg suchen. Das erzählt sie selbst. Jetzt ist die Saison in Cauteretz im August zu Ende. Es scheint mir sehr unbequem, daß die sämmtlichen zehn Heilquellen alle mindestens eine halbe Stunde vom Flecken, und zum Theil auf hohen und steilen Bergen liegen. Bei gutem Wetter ist die Beschwerde nicht groß, sich dahin tragen zu lassen; doch wenn es regnet, geben die leichten Tragsessel keinen genügenden Schutz. Das Thal von Cauteretz sieht recht munter aus, hauptsächlich durch die verschiedenen Wasserfälle, die Gruppen von Hügeln und Felsmassen um sich versammeln; doch sie verschwinden alle! alle! vor denen im Thal von Jéret! Da ist der sogenannte Pont d'Espagne, der seine ganze Berühmtheit verdient, und der schönste Wasserfall ist, den ich vielleicht je gesehen habe. Nichts hat mir in den Pyrenäen so gefallen als er. Es war

ein kristallner Morgen am 21. Julius, der Himmel Azur, das Gebirg Diamant, und der Vignemale mit seiner Schneekrone von ich weiß nicht welchem unirdischen Licht bestrahlt. Wer nicht im Hochgebirg gewesen ist, weiß nicht, was für ein reiner Goldglanz um die höchsten Spitzen unsrer grauen Erde schwebt, und welcher Verklärung sie fähig ist, und in welchen stolzen edlen Formen sie zum Himmel aufstrebt. Ja, Alles was zum Himmel aufstrebt wird schön, und verklärt sich eben durch dies Bestreben. So ein Morgen, so ein Anblick, geben mir Flügel und Richtung. Dann bin ich nicht mehr der Vogel, der sich besinnungslos von den Lüften tragen läßt; nein, dann weiß ich sehr gut was und wohin ich will; ich will auch hinauf, o! nur hinauf, sonst nichts, aber das gewiß! — Ich ritt, der Weg ist unausgesetzt sehr steil, und dadurch beschwerlich, doch nicht im mindesten gefahrvoll. Zum Aarfall von der Handeck im Berner Oberland ist zuweilen der Pfad so schmal, daß ich, wenn ich die Augen niederschlug, senkrecht vom Pferd herab in den Abgrund sah, und daß meine Füße immer darüber schwebten. Thut da das Pferd einen Fehltritt, oder macht man eine lebhafte unvorsichtige Bewegung, so kann es einem übel gehen, denn es ist da kein andrer Platz zum fallen, als in die Aar hin-

unter. Doch hier, so extravagante Beschreibungen von den Schrecknissen des Pfades man auch lesen möge, hier müßte man ganz besondres Unglück haben, um in den Gave zu stürzen. Eine halbe Stunde braucht man, um von Cauterets nach la Raillière zu kommen; das ist die berühmteste und wirksamste Quelle, über die ein schönes Badehaus mit Marmor bekleidet und mit 24 Badezimmern erbaut ist. Von der Terrasse präsentirt sich der Wasserfall von Laitour sehr gut, der im Hintergrund das Thal von Cauterets schließt. Nun biegt man mit einer plötzlichen Wendung in den Val de Jéret hinein, und nun stürzt einem dessen Gave in ununterbrochenen Kaskaden über ungeheure Felsblöcke ganz außer sich entgegen. Solche Vehemenz hab' ich nie gesehen! Fall auf Fall, und einer immer senkrechter als der andre! wie der Blitz die Wolke zerspaltet und dann in ihr verschwindet, so reißt sich der Gave durch die Felsblöcke durch, und schießt in die Tiefe hinab, so daß er momentan dem Auge verborgen bleibt. Ach, da muß er untergehen — denkt man. Mit nichten. Da unten faßt er sich, sammelt sich, schickt als Gruß, als Beweis seines Lebens eine flimmernde Wolke von Thau und Nebel herauf, und kommt wie ein Taucher aus der Tiefe, ungebrochen und muthvoll zu neuem Wagniß,

verschaffen, weil wir den unglücklichen Paß vergessen hatten. Wer in aller Welt kann immer an den denken, wenn man friedlich in einem Orte lebt, und nicht über die Grenzen fremder Länder — nur aus einem Kunstgebiet in's andre geht.

Die Manufaktur der Gobelins ist eine Kunstanstalt einzig in ihrer Art, eben so einzig wie die Mosaikstudien zu Rom. Da werden die Gemälde mit Steinen copirt, hier mit Wolle, und Beides in gleicher Vortrefflichkeit. Gobelins heißen diese Tapeten nach ihrem ersten Erfinder. Ludwig XIV. machte auf Colberts Rath aus dieser Privatanstalt eine königliche, weil die Kosten für einen Privatmann zu groß, aber die Kunst zu schön sei, um sie verfallen zu lassen. Ihre Erzeugnisse wurden zu Meubles und Tapeten in den königlichen Schlössern, und zu königlichen Geschenken bestimmt, und der Maler Lebrun wurde 1667 der Direktor dieser Manufaktur. Seitdem hat sie sich immer mehr und mehr vervollkommnet, in Zeichnung und Nuancirung sowol, als in Reichthum und Schönheit der Farben. Jetzt macht man sogar schon Porträts! das lebensgroße des Königs, in ganzer Figur, war vollendet. und genau in Farbe und Ausdruck wie das Original; an dem der Königin wurde gearbeitet. Es ist recht merkwürdig, arbeiten zu sehen. Je nachdem

die feinen Bindfädchen, welche das Grundgewebe bilden, in einem stehenden oder liegenden Rahmen aufgespannt sind, nennt man die Arbeit Hautelisse oder Basselisse, und auf jenen Fäden sind die Contoure des Gemäldes flüchtig mit schwarzer Farbe angegeben. Drei bis vier Arbeiter sitzen an jedem Rahmen, je nachdem er größer und kleiner, und arbeiten zu gleicher Zeit, so daß der eine die rechte Hand macht, und der andre die linke. Hinter ihnen an der Wand hängt das Stück, womit sie sich grade beschäftigen, aber buchstäblich das Stück: Kopf, Hand, Fuß, was es sei! nicht das ganze Gemälde. Das wird copirt und zerschnitten in regelmäßige Theile, und sind sie mit dem einen Vorlegeblatt fertig, so bekommen sie ein andres. Wie es möglich ist Harmonie in das Ganze zu bringen? fragt man sich, wenn man diese seltsame Arbeit sieht, bei der Jeder mit seinen Hunderten von Klöppeln auf seinem Fleck und auch scheinbar ganz auf seine eigne Hand herumwirthschaftet. Daß es am Ende doch ein klares, zusammengeschmolzenes Gemälde ist — darin besteht eben die Kunst. Fontainebleau ist auf's Reichste mit Gobelins ausgestattet, welche der König nach Gemälden der namhaftesten Künstler hat anfertigen lassen.

Auch die Porzellanfabrik zu Sèvres, eine Stunde von Paris, hat ihre Künstler, unter denen Constantin und Madame Jacotot obenan stehen. Die malen auf dem zerbrechlichen grellen Porzellan, mit den fahlen und veränderlichen Farben, welche nach dem Brennen ganz anders aussehen, als vorher, die schönsten Bilder, die vollendetsten Kunstwerke. Da war das Porträt von van Dyk, nach dem von ihm selbst gemalten Original im Louvre — ja, zum Verwechseln! und die Sta. Cécilia von Rafael, welche Madame Jacotot grade copirte, als ich vor ein Paar Jahren in Bologna war, hing nun auch vollendet in diesem kleinen und ganz extraordinären Museum. Ach, es ist ein großes Vergnügen, diese Kunstfertigkeit des menschlichen Kopfes, und diese Geschicklichkeit der menschlichen Hand in all' ihren Richtungen kennen zu lernen. Und wie das bewunderswerth ist, daß, wenn der Mensch nur Talent hat, jeder Stoff ihm recht ist, und er jeden zu verarbeiten weiß: wollne Fäden, kleine Steine, buntes Pulver mit Wasser oder mit Oel präparirt. Auf ein Brett malt dieser, der auf ein Tuch, jener auf einen Teller, und ein Andrer überwebt Bindfaden; und am Ende, wenn's fertig ist, sind's Köstlichkeiten, welche die Könige mit Gold aufwiegen, und welche die Glorie ihrer Schlösser ausmachen —

und doch so schlechtes Material, daß es in tausend Stücke zerbrochen und vom Wurm gefressen werden kann. Ja, vom Wurm! Das ist das Ende aller Dinge. Und die ekeln Würmer, welche die Gobelintapeten und die Hände, welche sie wirkten, zerfressen, sind wie kleine atomistische Symbole des großen, rastlos thätigen Riesenwurmes der Zeit, der an und um uns sein geschäftiges Wesen treibt.

Wir wollen nach dem Gottesacker des Père Lachaise fahren, und uns dort ein wenig ausruhen — sagte ich einmal, ganz übersättigt und gelangweilt von all' den Herrlichkeiten, welche das Leben bunt ausstaffiren, um ihm die Aussicht auf's Grab zu versperren. Denn das ist so mit mir, liebste Emy! wenn das Dasein recht aufgeregt ist oder recht friedenvoll — in Momenten großer Schmerzen oder tiefen Glücks, oder im Gemisch von Beiden; — dann mag ich nichts wissen von Grab und Tod, oder dann hab' ich auch im Grunde nicht Zeit, an sie zu denken, weil mich das Leben ganz in Anspruch nimmt; aber in solchen glatten, charmanten Tagen, voll Gemälde und Monumente und Spazierfahrten und Modistin und Oper und Tortoni — da werd' ich's überdrüssig, da denk' ich leicht: „O Himmel, welch' eine Jammerexistenz! wie lange muß man sich denn die bunte Misere gefallen lassen! es

ist doch ein rechtes Glück, daß man nicht ewig in den Straßen von Paris herum zu fahren braucht!" Goldne Tage erträgt der Mensch; vergoldete nicht, und das Leben in Paris, und Paris selbst, ist so vergoldet! Es macht sich darin ein beklemmendes Ungenügen fühlbar, und doch mag es der Ort sein, wo die meisten materiellen und geistigen Mittel — London ausgenommen — vereinigt sind. Kommt die Spannung und Unruh daher, daß die Zustände immer einer Wendung gewärtig sein müssen, und daß man, weil man die innere und äußere Unsicherheit nicht übermeistern kann, sie zu betäuben, und sich selbst so viel wie möglich fest zu stellen sucht? Das ist eben die Vergoldung, der man, so stark sie auch aufgetragen sein möge, dennoch ansieht, daß sie sich abnutzen wird und weder immer dauern, noch immer blenden kann. Und wenn sie nicht mehr blendet, so wird man sie wegschaffen wollen! aber nicht mit der Feile, sondern mit der Axt. Den Parisern werden ihre charmanten Tage einst grade so zuwider werden, wie mir — allein sie werden schwerlich nach dem Père-Lachaise wandern, um sich davon zu erholen.

Was nun die Erholung betrifft, so kann ich auch warlich nicht sagen, daß ich sie dort gefunden. Ach, sogar auf der Stätte der Todten herrscht in Paris

derselbe Tumult, als zwischen den Lebenden. Da wird gefahren, da wird gebaut, da wird niedergerissen! wer nicht eine concession à perpétuité für sein Grab gekauft hat, der muß wieder hinaus! nach sechs Jahren wird er aufgescharrt, Sarg, Gebeine, Staub, was vorhanden ist, muß Platz machen, wird, weiß Gott wohin, geschafft. In Paris haben nicht einmal die Leichen Frieden! sie müssen Kämmerchen vermiethen spielen. Wie es nun aber möglich ist eine geliebte Leiche dahin zu betten, wo sie nach sechs Jahren ausgewühlt wird? Père-Lachaise, der Gottesacker der guten Gesellschaft, und die concession à perpétuité ist sehr kostbar. Man will beim Begräbniß zeigen, daß man vom bon genre ist, und nach sechs Jahren — guter Himmel! wie lange ist da der Todte vergessen. In Paris ist die höchste Befriedigung die, die Mode des Augenblicks mitzumachen. Der Gottesacker steigt an einem Hügel empor; oben liegt eine Kirche. Von dort hat man einen der berühmten Aussichtspunkte auf Paris, wie von Monte Mario auf Rom, oder von der Estella-Kirche auf Lissabon, oder von St. Elmo auf Neapel. Aber wie verschieden ist der Eindruck, den ich hier empfing. Rom! mit Ruinen durchwebt, von Wüsten zerschnitten, von Einöde umgeben, Sonne der alten Tage, Cenotaph der eigenen Größe —

welch' einen Thron hat dort die Vergangenheit. Erinnerungen machen traurig, o ja, zum sterben traurig, allein sie ängstigen nicht. Lissabon und Neapel! wol ist da die Gegenwart ängstigend genug, wol fühlt man sich beklemmt durch die Unordnung, den Druck, den Mißbrauch, den Mangel an Einsicht, Uebung und gutem Willen, welche wie schwere Dünste am Horizont gelagert sind, aber welchen süßen unwiderstehlichen Zauber hat die Natur über sie gebreitet. Wie glänzend, wie festlich, wie rege, und dennoch wie beschwichtigend durch ihre Schönheitsfülle ist dort die Natur. Wie die Geister der Vergangenheit in Rom — so mischen hier die Geister der Berge, des Meeres, des Stroms, ihre großen Stimmen zwischen die Stimmen der Menschen, und unser Ohr lauscht hin nach den Geistermelodien. Wir meinen wol, wir hätten unsere ganze Aufmerksamkeit und Theilnahme den verschiedenen Modulationen der Menschenstimme zugewendet — da trifft uns ein Ton! weht er aus den Lüften herab? rauscht er vom Gebirg herüber? steigt er aus dem Meer empor? Und noch ein Ton! Wir horchen hin. Terzen folgen, Akkorde, Harmonien, die keiner Tonart angehören, für die es keine Worte giebt; sie ziehen in unsre Seelen, wie das Wiegenlied in's Ohr eines Kindes; das Getöse der Welt

verhallt; die Wirklichkeit bricht sich wie eine matte Welle an dem Rosenufer der Poesie. — Das sind Stätten für den Dichter. Trauern, und die Trauer verklären durch eine Glorie von Kraft und von Schönheit — ist sein Element. Es ist um so reiner, je erhabener, ich meine je unegoistischer seine Trauer ist; darum hat er eine Sehnsucht nach den Stätten, den Orten, den Gedanken, den Thaten, die ihn in die Atmosphäre versetzen, in welcher er sich heimisch fühlt — nicht weil er in ihr geboren ist, oder durch Bande des Blutes und der Gewohnheit auf sie hingewiesen wird — sondern weil seine besten Kräfte in ihr Nahrung finden. — Wähnen Sie nur nicht, daß ich Unthätigkeit wollte. O nein! ich liebe rastlose Thätigkeit. Die Arbeit lieb' ich freilich nicht, weder geistig noch leiblich, weil Mühe und Staub drum und dran hängen, aber ich erkenne das auch für einen Fehler. Thätigkeit will ich immer, Streben und Kampf, für mich, für Andre, für Alle; nur muß eine Verklärung eintreten, momentan wie der Regenbogen, meinetwegen! nur daß sie da ist, da sein kann. Möge sie aus schweren Schicksalen, aus ungeheuren Missethaten, aus unsterblicher Herrlichkeit sich weben, wie um Rom, das seinen Kampf ausgekämpft hat; oder aus der Schönheitsfülle der Natur, wie um Neapel und Lissabon,

die ihrem Kampf entgegen gehen — einerlei! in herben Geschicken und in heitern Sonnenstrahlen waltet göttliche Gnade, und an sie erinnert werden, ist Verklärung, ist der Tabor, auf dem wir gern, wie einst Petrus, Hütten bauen möchten, und von dem wir wieder in die flache Lebensebene hinabsteigen müssen — aber erquickt und durchgeistet. — Nun auf dem Père-Lachaise! Auf einem Gottesacker bin ich immer friedlich gestimmt. Ich sehe das Ende der irdischen Dinge, das Grab; und da es im Leben auch himmlische Dinge giebt, die gar nichts mit Staub und Verwesung gemein haben, also nicht deren Region anheimfallen können: so seh' ich über die Gräber fort und nach einem Platz mich um, wo sie ihre bleibende Stätte haben dürften, diese himmlischen Dinge; und da ich auf der Erde keinen finde, so muß es wol über der Erde sein. Und bei den Gräbern, die so viele geliebte und liebende Herzen zudecken, fällt mir ein, daß dieser Kelch der Schmerzen an mir vorübergegangen, daß Ihr lebt; Ihr, die Meinen, die ich liebe, die mich lieben, daß Euer Blick und Euer Wort mich erreichen, daß dieselbe Sonne zu unsern Häupten, dieselbe Erde zu unsern Füßen ist, daß wir von demselben Weh und demselben Glück wissen — o mein Gott, daß wir leben! — Wie sollt' ich von solchen Ge-

danken nicht zugleich friedlich und freudig gestimmt werden? Doch es half mir nichts. Da vor mir lag die Stadt, etwas tiefer als mein Standpunkt, recht gut zu überblicken, nämlich, um einzelne Gebäude herauszufischen; aber im Ganzen unübersehbar; Haus an Haus, Dach an Dach, Steinmasse an Steinmasse, dicht und fest gedrängt, wie die Beeren an einer Traube; schwarzgrau, compact, langgedehnt, gleich einer Stratus-Wolke; Notre-Dame, mit ihren zwei Thürmen, die Kuppeln des Panthéon, der Invaliden, des Val de Grâce, die übrigen Gebäude zwar überragend, aber ganz von dem brodelnden Qualm verhüllt und gleichsam in ihm begraben, welcher über großen Städten schwebt und ihre Luft so fürchterlich ungesund macht. Landschaft — gar nicht! die Umgegend von Paris ist Paris auf dem Lande, Paris in Schlössern, Gärten, Campagnen, Dörfern — lauter Vergnügungsorte, mehre Meilen im Umkreis; keine Landschaft, so weit das Auge reicht. Himmel — auch nicht! Paris hat seinen eignen Himmel, eben jenen ungeheuren Dunst, Emanation des animalischen Lebens, das in seinem Schooß wühlt und kocht und gährt. Wie ferner Wellenschlag am Ufer, oder ferner Donner eines Wasserfalls, in einzelnen Stößen, vom Winde getragen, kam zuweilen ein großes Getöse, aber ganz

wirr und unbestimmt, von der Stadt zu uns herüber. Es klang recht schauerlich. Ach, in diesem Echo des Lebenstumultes, zwischen Wagengerassel und Pferdetritten, zwischen Maschinenwirbel und Werkzeuglärm, zwischen Opernorchester und eleganter Conversation, meint' ich Angstgeschrei heraus zu hören und Gewimmer, Bitte und Klage, Drohung und Fluch. Damit fast eine Million Menschen so nahe bei einander lebe, sich gegenseitig ertrage, gebrauche, helfe, was ist dazu für ein Verkehr nöthig! wie viel Millionen Worte müssen deshalb gewechselt werden! wie viel Hader und Streit, Begier und Neid, Unersättlichkeit und Uebermuth, Sorge und Verzweiflung muß da aufwachen, geschlichtet oder unterdrückt, befriedigt oder gereizt werden! mit welcher brausenden Donnerstimme und mit welchem unermüdlichen, dem Picken des Todtenwurms ähnlichen Geräusch müssen da die Leidenschaften sich kund geben! Das war dort unten, in der Stadt der Lebenden. Hier oben, auf dem grünen Berge, in der Stadt der Todten, die ihre Straßen von Gräbern, ihre Häuser von Mausoleen, ihre Thürme von Obelisken, ihre Gärten von welken Kränzen und, damit ihr keine Aehnlichkeit fehle, auch ihre Hütten der Armuth in jenen aufgerissenen und verstörten Grüften hat — wenn's hier oben wenigstens still

und ruhig, wenigstens ohne die schauderhaften Contraste gewesen wäre, welche da unten die verschiedenen Stufen der Existenz zerkluften! aber nein! Es herrschte eine ungeheure Verwüstung. Eine ganze Population von Arbeitern war in tumultuarischer Beschäftigung, grub und schaufelte, baute und mauerte, fuhr und karrte. Hier geht's ja zu wie beim Bau von Babylon, dacht' ich. Dies gewaltige Treiben ist nothwendig, um die Todten zu beherbergen; so viel Menschen sterben täglich in Paris. Die Leichenzüge folgten sich ununterbrochen. Ging der eine, so kam der andre. Viele Trauergestalten wandelten zwischen den Monumenten umher, mit Blumen, mit weißen Todtenkränzen, welche sie ihren Dahingeschiedenen brachten; bei Weitem mehr Frauen als Männer, wie das in der Ordnung ist: die Frau betrauert in Thränen, der Mann in der Erinnerung. Ganze Schaaren von Spaziergängern benahmen sich wie auf der Promenade; junge Leute rauchten ihre Cigarre, Grisetten schnatterten mit der näselnden und schnarrenden Aussprache des Pariser Volks durcheinander; zärtliche Paare fanden sich auch, die Jünglinge sahen mir aus, als ob sie dem quartier latin angehörten, denn sie unterhielten ihre schönen Damen in einem gewissen dozirenden Ton. Der Eine erklärte der seinen, wer der General Foy gewesen; der

Andre erzählte die Geschichte von Abailard und Heloise. — Fremde ließen sich vom Custode herumführen und die Kuriositäten seines Museums zeigen. Ach nein! Stille des Friedhofs wohnt hier nicht! — Und wie sie prunken und prangen, die Monumente! eins so geschmacklos als das andre, und eins immer höher als das andre, schwerfällig, prahlerisch, ohne Sinn und ohne Bedeutung. Kein einziges, dem man ansah, daß die Liebe es erdacht hat. Alle, alle, vom Architekten auf Bestellung angefertigt. Himmel! wenn ich ein geliebtes Grab mit etwas Anderm als mit einem Kreuz bezeichnen wollte, so würd' ich dafür doch etwas zu erdenken verstehen, sollt' ich meinen. Kreuze — die giebt's gar nicht! die schicken sich nicht für diesen Salon. Die sind ein unmodisches Meuble. Wären sie wenigstens Rococo, so würden sie vielleicht hie und da ein Plätzchen finden. Auch keine Sprüche aus der Bibel. Statt dessen die Worte „concession à perpétuité" auf dem Eingang, so wie es in einigen Ländern Sitte ist, die Häuser mit einem Blechschild, worauf ein Phönix, zu bezeichnen, welche in einer Feuerversicherungsanstalt eingeschrieben sind. Ein Grab rührte mich; das eines Kindes. Es hatte auch sein kleines Haus, seine Nische — wie soll man's nennen! — in antiker Form, und jene wi-

derlichen Worte am Fries; aber drinnen war's herzig. Ein kleiner weißer Altar, zwei Lilienzweige daneben und das Bild der heiligen Agnes mit dem Lamm darüber; wahrscheinlich die Namensheilige der kleinen Todten. Auf dem Altar die Spielsachen des Kindes, Püppchen von Wachs, winziges Geschirr von Porzellan, Alles weiß und frisch; die Mutter kommt oft her! und das ganze Innere der Nischenwände mit Kränzen weich und freundlich austapezirt. Da waltet die Liebe! all' diese kindlichen Kleinodien hat die arme Mutter über das Grab gestreut. Wer weiß, ob sie nicht heimlich hofft, das Kind einmal wieder mit seinen kleinen irdischen Schätzen spielend zu finden. Das Monument von Casimir Perrier ist — seine eigene Statue, hoch aufgerichtet, grade so, wie man sie etwa in der Pairskammer, oder auf einem öffentlichen Platz, oder wo man sonst Lust hätte, aufstellen könnte. Am andern Abhang des Hügels sind die Begräbnißstellen auf sechs Jahre. Da war eine Geschäftigkeit wie im Frühling in den Gärten, wenn die Gärtner neue Gemüsebeete anlegen. Aber statt der Steine, der Wurzeln und des Unkrauts, welche die Gärtner aus der Erde werfen, schafften die Todtengräber Ueberbleibsel von Särgen und deren Inhalt fort. Auf der einen Seite des Hügels die concession à perpé—

tuité durch Gold aufgewogen: eine Besitznahme für alle Zukunft auf der Stätte, die wie keine andere an die Nichtigkeit des Besitzes mahnt. Auf der andern Seite: die Ausführung der agronomischen Ansicht, den Erdboden nicht brach liegen zu lassen. Auf beiden Seiten: die Weltlichkeit in ihrem treusten Gepräge des Uebermuths und der Unruh, dazwischen auftauchend, phönixselten, die Spur eines Gefühls, eines Gedankens, einer Seele — das ist der berühmte Gottesacker des Père-Lachaise. Wo um den Tod ein solcher Mangel an Pietät schwebt, wie muß es da mit dem Leben beschaffen sein? Ich sah mir die Riesenstadt an, als ob ich eine Antwort von ihr erwarte; doch sie gab keine andre, als ihr surrendes Bienenschwarm-Geräusch. Und nun soll sie noch riesenhafter gemacht werden, soll in den Festungsgürtel hineinwachsen, den man ihr umschnallt! Achtzigtausend Bäume waren bereits im bois de Boulogne geschlagen, um dem Bau Raum zu schaffen. Um das Volk für ihn zu interessiren, bekamen die Arbeiter fünf Franken Tagelohn — so hieß es. Es mag unwahr sein! jede Partei lügt und verleumdet nach besten Kräften auf Kosten der andern. Indessen hat doch wol Jeder die Ueberzeugung, möge er sie nun eingestehen oder nicht, daß durch diesen Festungsbau nur besondre, aber keine allgemeine In=

teressen unterstützt werden sollen. Was halfen dem alten Rom seine Mauern, als Alarich davor stand? Während der Revolution konnten die feindlichen Armeen keinen Fuß breit in Frankreich gewinnen, geschweige bis Paris vordringen; und hätten sie gekonnt, sie wären doch nicht hineingekommen, obgleich es nicht befestigt war. Mir scheint, daß die Franzosen jetzt viel mehr Aehnlichkeit mit jenen alten Römern, als mit ihren eigenen Vätern und Großvätern haben. Und deshalb macht ihre Zukunft mir bange. Sie haben allzusehr gegen sich selbst gewüthet, um nicht dabei ihr bestes Blut verloren zu haben. Sie haben zu heftig alle Säulen der Zuversicht erschüttert, um nicht selbst dabei aus der Haltung gekommen zu sein. Im Zeitraum von vierzig Jahren haben sie einen König hingerichtet, einen Kaiser abgesetzt, einen König verjagt — klingt das nicht wie aus den Annalen des ersterbenden Römerreichs? Außerdem haben sie den lieben Gott abgesetzt, und von der Göttin Vernunft an bis zu den Versuchen der St. Simonisten und des Abbé Chatel, und wie die übrigen Propheten heißen! noch keinen passenden Stellvertreter für ihn gefunden — so wenig wie in den Freiheits- und Gleichheitstheorien, welche gegenwärtig das Juste-milieu nach seinen Interessen zu deuten und anzuwenden sucht, das Ele-

ment der Entwickelung. Vor funfzig Jahren machte der tiers état die Revolution gegen Vorrechte und Mißbräuche; jetzt wird an ihn die Reihe kommen. Damals ging es über die Vornehmen her; jetzt droht den Reichen die Gefahr. St. Simonisten, Fourrieristen, Communisten, Abbé Lamenais, der die Heiligkeit der Volkssouveränität im erhabenen Styl — und der National, der Siècle rc., die sie im niedrigen predigen, wie sollten sie nicht ungeheuern Einfluß auf das Volk gewinnen, das sich durch sie geschmeichelt und geehrt fühlt, und in extravaganten Hoffnungen und Wünschen unterstützt sieht. Diese Phase der Revolution ist gewiß nicht für Frankreich zu vermeiden. Befindet sich einmal ein Volk in einem gründlichen Gährungsprozeß, der die alten Elemente des Lebens zersetzt, um neue daraus zu bilden, so vertheilt sich dieser aufregende Stoff durch alle Stände. Das kann man in Deutschland recht bei der Reformation verfolgen, wo die rein geistige Ablösung vom päpstlichen Stuhl sogleich eine Befugniß zur Ablösung von der Obrigkeit und zur Verwerfung aller bestehenden staatlichen Verhältnisse geben sollte — wie das der Bauernkrieg und das anabaptistische Handwerker-Königreich zu Münster bezeugen. Es waren andre Umstände, andre Veranlassung, andre Zeiten — aber die innere Analogie

eines ungeheuren Mißbehagens, einer Haltungslosigkeit auf dem Boden, der durch ungewöhnliche Erschütterungen bewegt worden, zieht sich durch alle Zeiten, in welchen Revolution oder — wenn das Wort zu erschreckend klingt — Kampf gegen das Bestehende herrscht.

O Himmel! ich bin ja eigentlich in der Rubrik „Kunstsammlungen". Liebste Emy, verzeihen Sie mir's! ich hänge viel mehr meinen Gedanken nach, als den Rubriken an. Allein ich will doch versuchen, mich wieder in ihre Ordnung hinein zu begeben, und Ihnen erzählen von den

Kirchen.

Und zwar gleich von der allerschönsten, die eigentlich nicht in Paris ist, aber doch als die alte Königsgruft wesentlich zu Paris gehört: von St. Denis. Man spricht beständig von Notredame. Ja, was das Aeußere betrifft, diese Portale, diese Gallerien, diese Thürmchen, diese Sculpturen, diese Rosacen — da ist Notredame schöner, und fast so schön als die Kathedrale von Rheims. Das Aeußere hat bei der zu St. Denis durch die Revolution fürchterlich gelitten; und ach, das Innere auch! die Fenster sind zerschmettert, die Kapellen verwüstet, die

Grabmäler zertrümmert; aber das Alles läßt König Louis Philippe mit gewissenhaftem Kunstsinn, Fleiß und Geschmack, und mit einem enormen Aufwand von Kosten getreu wieder herstellen, und dasjenige, was die Revolutionsmänner nicht vernichten konnten, wenn sie nicht die ganze Kirche niederrissen, die unvergleichliche Schönheit ihrer innern Verhältnisse, stellt sie nach meinem Geschmack weit über Notredame. Sie ist, wie alle diese großen Kathedralen in Frankreich, in lateinischer Kreuzform, hat drei Schiffe und Seitenkapellen, und das Querschiff ist um einige Stufen erhöht. König Dagobert, der 638 starb, hat sie gegründet, allein wie sie jetzt ist, ist sie ein Bau des dreizehnten Jahrhunderts, welches das kulminirende für die gothische Architektur ist. Stellen Sie sich Lilien vor, im Maßstab von hundert und mehr Fuß, aber Lilien mit ihren weich und zart geschwungenen, aus tiefem Kelch aufsteigenden Blüten, lassen Sie diese Blüten mit den Spitzen ihrer Blätter sich berühren und reihen Sie sie aneinander — das sind die Pfeiler, die Bogen, die Gewölbe von St. Denis, durch Klarheit, Schwung und Hoheit von wahrhaft himmlischer Schönheit. Aus den Pfeilerbündeln schießen drei Rippen, zart wie Blumenstengel auf, und bilden das Gewölbe, welches zu schweben scheint, frei, kühn und ätherisch wie der Him-

mel — von dem mir auch immer vorkommt, unwissend in der Physik wie ich bin! daß er über meinem Haupt schwebe. Und das ist mir eine sehr angenehme Vorstellung; denn was schwebt, das hält sich durch eigene Kraft, und wird mir nie auf den Kopf fallen, wie das doch sehr leicht bei dem passiren kann, was so recht sicher und fest gestützt und unterbaut aussieht. Zwei Reihen Fenster, obere und untere, ebenso schön gewölbt als die Bogen zwischen den Pfeilern, gießen durch ihre bunten Scheiben ein morgenröthliches Licht, halb freudig und halb gedämpft in die Kirche, und zwischen ihnen läuft, wie eine Arabeske am Fries, eine kleine buntgemalte Fenstergallerie zu beiden Seiten des Mittelschiffs dahin. Dieser Glasstreif unter den hohen Fenstern und unter dem Gewölbe giebt dem Bau eine feenhafte Zierlichkeit. Man glaubt gern, daß dem Baumeister höhere Geister gedient haben, daß feinere und gewandtere Hände als die menschlichen hier thätig gewesen sind, und daß er irgend einen Geisterbau zum Urbild für den seinen gewählt. Unter diesen friedlichen Hallen wurde mir einmal wieder recht klar, wie sehr die Kunst der Religion bedürfe, um sich aus der Sphäre der Bedürftigkeit und des Handwerks herauszuarbeiten. Bei allen Völkern, von den uralten Indiern und Aegyptern an,

sind es die Tempel, bei denen sie ihre ersten Schritte auf der Bahn der Kunst versuchen, und im Bestreben, sie immer mehr und mehr zu schmücken und zu verherrlichen, zu den anbetungswürdigsten Schöpfungen gelangen. Erst nachdem den Tempeln ihr Recht geworden ist, und nachdem die Gotteshäuser prangen, denkt der Mensch daran, auch seine Wohnung zu verzieren. Erst will er huldigen, dann genießen; erst dem Drang der Seele folgen, welche ihre Blüten, ihre schönsten Gaben mit übersinnlichen Ideen in Verbindung zu bringen sucht; dann will er die Welt, in der er lebt, die Räume, in denen sein Dasein ihm verfließt, lieblich und sinnvoll ausstatten. Die Architektur ist die Mutter der bildenden Künste. Sie trat zuerst auf. Die Poesie mag wol noch früher als sie in der Welt gewesen sein, denn ich meine, der erste Mensch war der erste Dichter: was ihm mangelte, das träumte er sich. Aber die Poesie ist mehr Arom und Essenz einer Blume, als die Blume selbst. Ihren Schwesterkünsten die Stätte bereiten, das konnte sie nicht. Sie gleicht dem Winde, der seltene Samenkörner aus fernen unbekannten Landen an fremde Ufer, auf Bergesspitzen, zu einsamen Inseln trägt und sie dort fallen läßt, sorglos, unbekümmert, was daraus wird. Aber die Architektur nahm ordentlich Besitz von dem Boden, und fing an

ihn zu überbauen nach gewissen geheimnißvollen Gesetzen, welche ihr aus der Natur, aus den Bedingungen des Menschenwesens, aus den Aspirationen nach dem Göttlichen und aus dessen Offenbarungen entgegenströmten, und welche sie später zur Basis der Regeln machte. Und als nun der Raum da war, da sollte er nicht in der abgeschiedenen Erhabenheit der Wüste sich darstellen, da sollte sich erweisen, wer ihn erfülle, wem er geweiht sei. Sculptur und Malerei traten herzu und erfüllten ihn mit ihren heiligen Göttern oder ihren göttlichen Heiligen, und die schönsten Gebilde des Meißels und Pinsels sind in dem Schutz und Schirm der Kirche, aus religiösen Ideen und aus dem feurigen Schwung der Seele geboren, welche sich in ihren Begeisterungen zum Höchsten drängt, und es in sinnlichen Formen, nach ihren Mitteln, wiederzugeben und Andern vor die Seele zu führen sucht. Nun standen sie da, die Götter, die Heiligen, und der Mensch lag auf seinem Antlitz, zu ihren Füßen, stumm, überwältigt; denn die Worte genügten seinem Dank, seiner Andacht, seiner Bitte nicht — die gemeinen Worte, welche die Welt gebraucht und tausendmal mißbraucht. Da kam sie wieder, die himmlische Poesie! da erbarmte sie sich der übervollen Brust, welche nach dem Ausdruck unirdischer Gefühle lechzte, da gab sie der Lippe eine

andere höhere Sprache, lieblich cadenzirt, stärker beschwingt, harmonisch und sicher dahin wallend wie die Wellen des Stroms, wie die Gestirne des Himmels; — da erklangen Hymnen und Psalme, und die Musik trat herzu und tauchte sie in das Meer des unendlichen Wohllauts. Nun hatten sie eine Heimat auf Erden, die Künste alle; und welch' eine sichere, schöne Heimat, welch' einen Heerd zur Pflege des himmlischen Feuers! Aber wie denn das geht! die Engel fielen aus dem Himmel, der Mensch aus dem Paradiese — und all' ihr Streben geht dahin, das Verlorne wieder zu erringen. So verloren sich denn auch die Künste aus ihrer Heimat, sie dienten, sie buhlten, sie verkauften sich, sie wurden ganz konfus und betäubt, sie verplemperten sich an den Zeitgeschmack, an die Mode, sie brachten Mißgeburten zur Welt; nicht eine Einzige ist diesem Schicksal entgangen! dann besannen sie sich wieder, rafften sich auf zu neuem Schwung, mit frischem Muth, brachen sich junge Bahnen; — und so steht es mit ihnen bis auf den heutigen Tag. Und so steht es mit uns Allen, mehr oder weniger, die wir uns ihnen gewidmet haben. Das ist recht traurig zu denken. Ach, wie glücklich sind Sie, daß Sie sich mindestens darüber nicht zu grämen brauchen! Ueberhaupt glaub' ich, daß der es besser hat, der nur herzinnige

Liebe zur Kunst hat, als der, welcher sich mit ihrer Ausübung befaßt. Jener hat den reinen Genuß ohne Anstrengung, dieser die Anstrengung und oft ohne Genuß. Ein Echo schöner Melodien klingt immer schön; aber ach Gott! von den selbsterfundenen Melodien darf man das nicht behaupten. Dafür stehen sie denn freilich zu uns im Verhältniß von leiblichen Kindern, und jene — von Pflegekindern.

Der Chor der Kathedrale wird ausgemalt, hellblau mit goldnen Sternen, so wie er zu Zeiten Ludwigs des Heiligen gewesen sein soll. Das mißfällt mir; es sieht grell aus. Die etwanige Nacktheit oder Kälte des Steins erhält ja bereits durch die bunten Fensterscheiben anmuthige Wärme. In dem Querschiff stehen drei Grabmäler, welche mir als Erzeugnisse der Renaissance ganz besonders interessant waren. Sie sind in ihrer Art ohne Gleichen, und wirklich unerhört merkwürdig. Ludwig XII. und Anna von Bretagne, Franz I. und Claudia von Frankreich, Heinrich II. und Catharine von Medici liegen auf den Sarkophagen nach alter Art, lang und gerade ausgestreckt nebeneinander, aber — als nackte Leichen. Es ist nicht zu sagen und nicht zu denken, wie schauderhaft das aussieht! diese hagern, dürren, von Alter und Krankheiten abgezehrten Ge-

stalten, nur Gebeine durch den Ueberzug von Haut zusammen gehalten, alle Kraft, alle Schönheit fort, die Züge verfallen — Bilder des Todes, Leichen, im vollen Umfang, und gar keine Menschen mehr. Das Haar ist ihnen von Stirn und Schläfe zurückgestrichen, und fällt über das kleine Kissen herab, auf dem ihr Kopf ein wenig erhoben liegt; das sieht auch so desperat aus! Sie kamen mir wie Leiber vor, die man für die Anatomie bestimmt hat, und ganz entsetzt prallte ich vor diesen Gerippen zurück. Ich bin überzeugt, daß dieser Wissenschaft ihr volles Recht widerfahren ist, daß diese unseligen Statuen als Modelle oder Präparate bei einem anatomischen Lehrkursus figuriren dürften; allein dergleichen Vorzüge beeinträchtigen die Schönheit zu sehr, um nicht das Auge zu beleidigen, welches nach ihr sucht. Das Monument Ludwigs XII. ist nach Primaticios Zeichnung von Paolo Poncio und Jean Suste in Marmor ausgeführt, schön und zart, eines glücklicher aufgefaßten Gegenstandes würdig. Das von Franz I. ist von Germain Pilon, und wundervoll sind an demselben die Schlachten-Basreliefs von Jean Goujon. Sie gehören zu den allerschönsten modernen Sculpturen, und ich finde in ihnen seinen Meißel bewunderungswürdiger, als bei den Karyatiden im Antikensaal des Louvre und bei sei-

nen Nymphen an der **Fontaine des Innocens.** Nur Canovas Frauengestalten ausgenommen, Thorwaldsen nicht, leiden seit der Renaissance die Statuen an einer Schwere der Formen, an einer irdischen Breite, welche sehr verschieden von Fülle und Frische, und schon der wesentliche Unterschied zwischen griechischer und römischer Sculptur ist. Er muß in der verschiedenen Körperbildung der Völker begründet sein, welche unwillkürlich das Auge des Künstlers beherrscht; denn wenn er auch Marmorvorbilder hat, so behalten das Leben und die lebendige Erscheinung doch immer ihr Recht auf ihn. Jean Goujon ward später ein Opfer der Bartholomäusnacht. Das Monument Heinrichs **II.** endlich ist von Germain Pilon allein, und hat seine ganz eigene Absonderlichkeit: Catharine von Medici hat es ihrem Gemal setzen, und ihre eigene Figur, aber keineswegeß als Leiche, sondern als nackte Schäferin zu ihm auf's Sarkophag legen lassen. Ich muß sagen, dies Alles ist mir passabel gräßlich für's Gefühl und die Phantasie vorgekommen. Ich habe doch schon viel Schönes, viel Häßliches und viel Wunderliches im Bereich der Kunst gesehen, aber noch nie eine so seltsame Verschrobenheit. Ich muß wiederholen, was ich vorhin bei Gelegenheit der Malerei und ihrer Anfänge in Frankreich sagte: es ist übel, wenn

Wissenschaft zur Basis der Kunstausübung gemacht wird. Michel Angelos Einwirkung scheint mir unverkennbar in diesen Producten der französischen Bildhauer des sechszehnten Jahrhunderts, und Paolo Poncio war, wie er, ein Florentiner.

Die Gewölbe unter der Kirche waren ehedem Begräbnißgruft der französischen Könige. Die Revolution verwüstete sie. Die Särge wurden heraus- und aufgerissen, die Gebeine verstreut, die Leichen verstümmelt. Eine Poissarde schnitt Heinrichs IV. kleinen Finger ab. Die unheiligste Entweihung tobte durch diese Katakomben. Man hat jetzt freilich wieder viele Grabmäler, und Statuen von Monumenten, und Sarkophage gesammelt und restaurirt und dort aufgestellt, und Einige sehen aus, als wären sie nie in ihrer Ruhe aufgestört. Allein die untern Räume kamen mir doch irdischer vor, als die obern; der Tod wohnt so ganz und gar darin, und der Tod ist doch immer wie ein großer schwarzer Abgrund im Leben. Es mag sich etwas sehr Herrliches aus ihm entwickeln, es mag eine goldgeflügelte Psyche aus der Verpuppung seiner Leichentücher auffahren, wir hoffen und glauben es; jedoch für uns Lebende bleibt er der verschlingende, unenträthselbare Abgrund, an dessen Rand Alles, Alles, was wir wissen und kennen, wünschen und lieben

zurückbleibt. Im Leben, im schönsten Gefühl und im freisten Bewußtsein des Lebens, find' ich mehr Inhalt für die Ewigkeit, als in allen Mahnungen an den Tod. In solchen kellerhaften Grabgewölben bring' ich's nicht zu Gedanken an die licht- und glanzvolle Ewigkeit; aber wol unterm Himmel voll Sonne oder Sterne, und unter dem Himmel, welchen die majestätischen Hallen der Kathedrale mir über dem Haupt wölbten. Es ist übrigens da unten eine stattliche Gesellschaft versammelt, lauter Könige und Fürsten mit ihren Königinnen und Fürstinnen, mit Kron' und Zepter, mit Helm und Schwert, mit Kruzifix und Gebetbuch, mit Allem, wovor wir Ehrfurcht haben; und Alle so feierlich, stumm und ernst, kalt und leidenschaftlos, gar nicht mehr wie Menschen, aber auch nicht wie Götter, fremd meinem Wesen, ein unheimliches, versteinertes Geschlecht. Statuen sollten nie die todte Gestalt des Menschen darstellen; sie haben ohnehin genug gegen die Kälte des Todes zu ringen. Wenn sie schön bleiben sollen, so werden sie nur schlafen, und die Wendung des Kopfes, die Haltung der Hände und Füße wird es verrathen. Nehmen sie wirklich den Ausdruck des Todes an, so wirken sie mehr erstarrend als friedenbringend. Diesmal liegen Heinrich II. und Catharine von Medici in prachtvollen, schleppenden

Königsgewändern auf dem Paradebett, und Sticke-
reien und Faltenwurf sind vortrefflich im Marmor
ausgeführt. Zu ihren Füßen steht auf einer Con-
sole eine flache weiße Marmorvase, welche das Herz
von Franz I. enthalten hat. Auch sie ist eine gra-
ziöse, blumenumrankte Arbeit von Jean Goujon.
König Dagoberts Grabmal ist nicht unten, sondern
im Seitenschiff, oben, links vom Eingange. Es
wurde restaurirt, und war dermaßen von Gerüsten
umbaut, daß nur die Spitzen seiner zierlichen gothi-
schen Thürmchen darüber hinausragten. Ehedem
war eine große Benedictiner-Abtei mit der Kathe-
drale verbunden, und ihr berühmtester Abt war
Suger, ein Zeitgenoß Abailards. Er schrieb das
Leben von König Ludwig VI., und als dessen Sohn,
König Ludwig VII., an dem unglücklichen zweiten
Kreuzzug Theil nahm, ernannte er in seiner Abwe-
senheit den Abt Suger zum Regenten von Frank-
reich. Mit all' dem Feuer, welches St. Bernhard,
Abt von Clairvaux, verschwendete, um den König
zu diesem Kreuzzug zu bewegen, hatte Suger da-
gegen gesprochen, doch umsonst! 200,000 Franzosen
kamen auf diesem Zuge um, und Ludwig VII. kehrte
ohne Geld und ohne Ruhm nach Frankreich zurück.
Die Oriflamme, das Palladium des französischen
Heeres, war die Fahne, welche der König von

Frankreich, der für eine kleine, dem Kloster zugehörende Meierei, Vasall des Abts von St. Denis war, jedesmal bei einem bevorstehenden wichtigen Kriegszug mit großen Ceremonien aus den Händen seines Lehnsherrn empfing. Uebrigens hat nach einer uralten Sage nicht König Dagobert die Kathedrale gegründet, sondern Ste. Geneviève, die fromme junge Schäferin von Nanterre, einem Dorf bei Paris, deren Gebete die Hunnen bei ihren Invasionen zum Rückzug zwangen, und welche dafür Schutzpatronin von Paris ist.

Die Kirche, welche man jetzt das Panthéon nennt, war einst die ihre, ist es noch insofern, daß die Apothéose de Ste. Geneviève, eine Freske von Gros das Innere der Kuppel verziert; nur aber ist es jetzt keine Kirche mehr. Ludwig XV. ließ 1757 anfangen sie in ihrer gegenwärtigen Gestalt, griechisches Kreuz mit einer Kuppel überwölbt, zu bauen. Die Revolution fand sie unvollendet, und bestimmte sie zugleich zu Monument und Gruft für die großen Männer Frankreichs. Marat wurde darin beigesetzt! Die Restauration gab sie ihrer ersten Bestimmung zurück; und die Juliustage ihrer zweiten. So ist sie denn jetzt ein enormes Gebäude, auf dessen Fries die Worte stehen: Aux grands hommes la patrie reconnaissante. Darüber befindet sich

das berühmte Fronton von David: Frankreich das seinen großen Männern Palmenkränze austheilt. Staatsmänner, Künstler, Gelehrte, Feldherren, hat er sehr geschickt zu gruppiren gewußt; weiß man aber nicht, wer es sein soll, so erkennt man, außer Napoleon, doch keinen Einzigen. Drinnen ist nichts! säulengetragene kalte Hallen. Das Kuppelgewölbe, so ungemein künstlich gemalt es auch sein möge, hat mir einen ganz widerwärtigen Eindruck gemacht. Ste. Geneviève thront in der ewigen Herrlichkeit, umgeben von Clovis und Clotilde, von Carl dem Großen, von Ludwig dem Heiligen, von Ludwig XVI. und Marie Antoinette, und endlich — von Ludwig XVIII. und der Herzogin von Angoulème. Daß ein Hofmaler seinen König bei lebendigem Leibe eine Himmelfahrt halten läßt — nun, Schmeichelei ist sein Amt, und wie die Welt einmal eingerichtet ist, kann der Künstler in seiner Abhängigkeit sie wol kaum vermeiden! Aber ich wundre mich nur, daß der kluge Ludwig XVIII. nicht Geschmack genug gehabt hat, um für sich und seine Nichte diese Apotheose zu verbitten. Es ist doch noch ungewiß, ob alle, die auf Erden einen Ehrenplatz haben, ihn auch im Himmel wiedererhalten. Die Fresken der Pfeiler, welche die Kuppel tragen, sind von Gérard und erst vor zwei Jahren vollendet. Die beziehen

sich auf die gegenwärtige Bestimmung des Panthéons, und werden ganz außerordentlich bewundert. Da ist der Tod, der die Laufbahn desjenigen unterbricht oder beendet, welcher hier zur Ruhe bestattet wird; da ist das Vaterland, das ihn beweint; dann die Gerechtigkeit, welche über ihn urtheilt; und endlich der Ruhm, der ihn der Unsterblichkeit zuführt; vier Bilder, 80 Fuß hoch, wie breit hab' ich vergessen, frostig und buntfarbig — ein rechtes Schaugepränge. In den unterirdischen Gewölben des Panthéons sind die Grabmäler von Rousseau, von Voltaire, vom Marschall Lannes, vom Mathematiker Lagragne, von Senatoren aus der Kaiserzeit, von Deputirten. Sie stehen recht verloren da! der Raum ist so immens, daß das nächste Jahrtausend ihn schwerlich füllen wird. Von den Grabgewölben ging's hinauf zur Kuppel. Die Aussicht von da oben herab, in dies schwarze tiefe Straßengewühl hinein — und die kunstreiche Weise, in welcher der Bau, ich meine das Mauerwerk, ausgeführt ist, haben mich am meisten beim Panthéon interessirt.

Die Kirche der Madelaine ist noch nicht vollendet. Sie sollte unter Napoleon ein Tempel des Ruhmes werden, und ein prächtiger korinthischer Tempel ist sie denn auch wirklich geworden, aber

man hat ihn unter den Schutz einer Heiligen, statt unter den des Genius des Ruhmes gestellt. Daß es eine Kirche sein soll, kann sich kein Mensch vorstellen; obzwar Apostel in den Nischen der herrlichen Säulenhalle stehen, welche rings um das Gebäude läuft. Faßt man die nicht sogleich in's Auge, so darf man ebensowol denken, es sei ein Museum, eine Bibliothek, ein Theater, eine Börse, eine Pairs- oder Deputirtenkammer, als eine Kirche. Ihr gegenüber liegt die wirkliche Deputirtenkammer, — ja, die ist nur klein und unschön, sonst dürfte man sie auch in eine Kirche verwandeln. Im Innern wird gemalt und gebildhauert! aber es hilft Alles nichts, es kommt doch kein Geist hinein. Mit den Gotteshäusern ist's vorbei in Frankreich. Man muß sich an den alten genügen lassen.

Der Ungeschmack feiert seinen Triumph in Notre Dame de Lorette, die ganz neu ist. Dem Baumeister ist die unbestimmte Idee einer Basilika eingefallen. Als ich von einer Basilika hörte, dachte ich gleich an meine geliebte Sta. Maria maggiore zu Rom, mit ihren klaren feierlichen langen Hallen, so voll Frieden und majestätischer Einsamkeit. Ach Gott, was ist dies für ein Machwerk! man hat sehr nette Nachahmungen von antiken Ruinen, vom Coliseum, von den Tempeln zu Pästum in Kork,

fast auf jeder Kunstausstellung sieht man eins oder das andre dieser sauber gearbeiteten Modelle. Ein solches, aber aus bunten Steinen, Säulen, Gemälden, Vergoldungen, mosaikartig zusammengesetzt, ist diese Kirche. Es ist schwer einen solchen Mangel an Sinn und Geschmack zu häufen. Um sie in einen Schauspielsaal zu verwandeln, fehlt ihr nichts, als Gasbeleuchtung. So weit hat sie es noch nicht gebracht; es hängen nur sehr elegante Lampen von grüner Bronce mit Glaskugeln darin.

Die alten Kirchen, und es giebt deren entsetzlich viele, und ich habe sie alle mit großer Gewissenhaftigkeit besucht, sind entweder modernisirt, oder in der Revolution verwüstet, und darauf ein wenig im vernachläßigten Zustand geblieben. Keine ist mit der zu St. Denis zu vergleichen. St. Germain l'Auxerrois gefiel mir am Besten. Vor eilf Jahren, als man darin eine Todtenfeier für den Herzog von Berry, an dessen Todestage beging, fanden sich die Juliushelden dadurch beleidigt, es entstand eine Emeute, und das Volk fing an die Kirche zu zerstören, ja, man sprach davon, sie ganz nieder zu reißen. Allein die Aufregung hat sich seitdem gelegt, und jetzt wird das Beschädigte wieder sorgsam hergestellt. Es ist eine kleine Kirche, aber recht schön, gothisch, mit einem admirablen Altarblatt von

Holzsculpturen; und wäre sie auch in architektonischer Hinsicht weniger bedeutend als sie ist, so müßte sie als ein historisches Monument doch immer gepflegt werden! ihre Glocke gab in der Bartholomäusnacht das schauderhafte Signal zum Anfang der Metzelei. Sie liegt der Colonnade des Louvre grade gegenüber. Ich sah mich nach dem Fenster um, aus welchem Carl IX. nach den Flüchtlingen schoß, welche sich zu retten suchten, indem sie durch die Seine schwammen. Vielleicht ist es ein Fenster, das gegenwärtig eine heilige Familie von Rafael beleuchtet! Der Tod dieses unseligen Königs ist wie ein göttliches Strafgericht. Die Furien, welche er in jener Nacht entfesselte, wandten sich wider ihn, und peinigten ihn todt. Er starb bei 24 Jahren, am 30. Mai 1574, nach dreimonatlicher fürchterlicher Krankheit, geängstigt von namenlosen Gewissensqualen und von blutigen Phantasien. „Depuis la St. Barthélémy son sommeil était souvent interrompu par un frisson d'horreur. Pour le rendormir on faisait chanter ses pages" — sagt de Thou. Und d'Aubigné: „Je reviens à ce que j'ai vu; c'est qu'aux extrêmes douleurs il sortait du sang par les pores de sa peau presque en tous endroits."

In St. Etienne du Mont ist das Grabmal von Ste. Geneviève, und ein großes Gemälde von Abel

de Pujol, die Predigt des St. Stephanus, die den Ruhm dieses Malers begründet hat. Die Kirche selbst ist recht merkwürdig zierlich, und hat schöne Glasfenster — und auf dem einen den ekelhaftest heiligen Gegenstand, den je geschmacklose Frömmigkeit ersonnen. Das Kreuz liegt mit dem Leichnam Christi auf der Erde, und aus dessen Wunde in der Seite fließt das Blut in eine Tonne. Geistliche mit Kelchen stehen daneben, und werden es als den Abendmalswein in Empfang nehmen. Ist es nicht eine horrende Vorstellung, Blut aus einer Leiche in eine Tonne zu zapfen? davon kann einem übel werden. Nein, weder in den Jammer noch in die Lust der Fleischlichkeit darf sich die Kunst vertiefen.

St. Roch, die Parochialkirche vom Palais Royal, enthält einige Grabmäler berühmter Männer: von Mignard, Lenôtre, Corneille, dem Marschall von Créqui, dem Abbé de l'Epée; aber die Monumente entsprechen nicht dem Ruhm. St. Eustache ist ganz possierlich: man hat gothisch bauen wollen, aber mit griechischen Formen, und korinthische Säulen mit ihrem Blumenkorb-Knauf tragen den Spitzbogen, der keine andere Verbindung mit ihnen hat, als die Willkürlichkeit des Baumeisters. Ueberall, überall fehlt ein innerer Zusammenhang, und sinnlos und abgerissen steht die Erscheinung da. — Ach, es ist

langweilig, davon zu erzählen! — Notredame hab' ich gleich zuerst bei St. Denis genannt, und ihr dadurch ihren Platz angewiesen. Ihre Orgel und Glocken sind prachtvoll, und die Ersteigung ihrer Thürme ist nicht beschwerlich. Und jetzt nur zwei Worte noch vom Dom der Invaliden, den Mansard unter Ludwig **XIV.** gebaut hat. Die Asche von Turenne und Vauban ruhet darin, und jetzt auch die von Napoleon. Man hat seinen Sarg in einer Seitenkapelle provisorisch aufgestellt. Sie ist mit bienenbesäetem violettem Sammet ausgeschlagen, und sonderbar beleuchtet, ich weiß nicht, ob durch buntes Glas oder Lampen, und sein Hut und sein Schwert liegen zu Füßen des Sarges. Ein Gitter schließt die Kapelle und Stufen führen zu ihr empor. Es wallfahrteten noch immer sehr viele Menschen dahin, so viele, daß es mir schlecht ging. Ich mußte Queue machen. Haben Sie das je gemacht? ich sonst noch nie. Stellen Sie sich ein Regiment von Neugierigen vor, die langsamen Schrittes hinter einander, rechts — die Stufen zur Kapelle hinauf, und links wieder herab ziehen müssen, und im Vorbeigehen eine Sekunde vor dem Gitter verweilen dürfen. Als ich oben war, wollt' ich gern ein wenig länger bleiben, und machte mich dünn, um Andere vorbei zu lassen; doch das wurde nicht gelitten, und ich mußte

fort. So hab' ich denn die ganze Einrichtung der Kapelle nur höchst flüchtig gesehen, und obgleich ich mir vornahm, zu einer Stunde wiederzukehren, in welcher ich der Disziplin weniger unterworfen sein würde, so kam es doch nicht dazu — und am Ende ist's ja auch nur eine provisorische Veranstaltung. Hätte man ihn doch auf seiner einsamen Insel gelassen! Vauban und Turenne sind große Genies und berühmte Leute — allein gar keine Gesellschaft für ihn; denn er machte sich überhaupt nichts aus solcher Gesellschaft. Er wollte überall, wo er war, herrschen und dominiren; von Gefährten und Genossen wußte er nichts. Sein Geist war ein einsiedlerischer König, wie jene Herrscher des Orients, die nichts von sich offenbaren als ihren Willen. Mit der ganzen Gewalt seiner zugleich schöpferischen und despotischen Thatkräftigkeit dominirte er die Richtung Aller, die neben ihm standen, und stellte sich dadurch über sie. Und nun bringt man ihn gar zu den Invaliden, zu den alten, grauen, lahmen Krüppeln: ist denn das ein Platz für ihn? Wozu steht denn das Pantheon da, wenn Napoleon zu den Invaliden wandert? Das ist wahr! diese alten morschen Krieger widmen seiner Erinnerung einen Kultus, den er nur bei ihnen finden kann, denn sie verbinden damit das Gedächtniß ihrer bessern Tage voll Jugend, voll

Sieg, voll Kraft und Zuversicht. Für sie ist er der Heros, der ihnen auf glorreicher Bahn voranging und ihnen die Wege wies. Unter den Flügeln seiner Adler fühlten sie sich geschirmt und triumphesgewiß. Aber der Mensch liebt den Menschen, der ihm Vertrauen zu sich selbst giebt und ihm ein Gefühl eigner Tüchtigkeit einflößt. Wer zu ihm spricht: kämpfe, blute, leide, stirb — aber siege vorher, du kannst es und es bringt dir Ruhm! — der beweist ihm Zutrauen, und durch Zutrauen kommt man sich immer geadelt vor. Die alten Invaliden lieben in ihrem großen Kaiser die Chimäre ihrer eigenen Größe, das Ideal ihrer Jugend, und es mag wol traurig sein, weil's ein bischen wahnsinnig aussieht, aber wahr ist es doch: der Mensch liebt nichts so als seine Chimären. Zwischen den pompejanischen Wandgemälden zu Neapel sind ein Paar wunderschöne: ein seltsam fabelhaftes, geflügeltes, doch nicht schauderhaftes Ungethüm, eine Chimäre, schwebt in den Lüften, und auf ihrem Rücken liegt eine schöne Frau, hat sie mit dem einen Arm umschlungen, und reicht ihr mit dem andern aus einer goldnen Schaale zu trinken, damit der Flug nicht erlahmen, sondern immer höher und weiter gehen möge. Haben wir nicht Alle so eine goldne, unversiegende Schaale für die geliebte Chimäre, die uns über die Erde von dan=

nen trägt, und uns der Gegenwart entführt, um uns der Vergangenheit oder der Zukunft näher zu bringen? und werfen wir uns nicht ach, wie oft! solchem phantastischen Gebilde in die Arme, blos um die Wonne zu haben, über die Welt emporgerissen zu werden und, wie ein Stern, auf unsre eigenen Schicksale herabsehen zu dürfen? und um, wenigstens momentan, von diesen Schicksalen unberührt und unverfinstert zu bleiben? So werfen sich die alten Invaliden in ihre Kaiserzeit hinein, und je mehr Blut und Schmerzen und Wunden und Narben sie dabei eingesetzt und erhalten haben, desto herrlichere Leckerbissen machen sie daraus für ihre Chimäre, und desto glücklicher fühlen sie sich in deren Bereich. — Ich mein', es müsse ein tiefer Schmerz für Napoleon sein, wenn er wüßte, daß im Grunde nur noch seine alten Invaliden sein Andenken heilig halten, daß es nur noch zwischen diesen Ruinen eine Strahlenkrone trägt. Schmerzen müßt' es ihn, weil es ihm zeigt, daß er sich trotz seines Genies dennoch irrte über die Wege, die das Menschengeschlecht zu wandeln hat. Wie es jetzt ist, so wird ein Napoleon ihm immer mehr eine Last sein, als ein Hebel. Nun so habe er denn geirrt! dafür hat er auch viel gelitten, und viel, ungeheuer viel gethan, indem er die Fürsten ein wenig aus ihrem königlichen Schlaf auf den

Thronen aufrüttelte. Ich will doch schon lieber, daß der Mensch irre — denn das zeugt für streben und wagen, — als daß er nichts thue. — Ich bin gespannt auf das Monument, welches man über seinem Sarge aufstellen will. Mir gefielen die kleinen sehr gut, die in den winzigen Gärtchen des Invalidenhauses die alten Leute ihrem Kaiser gesetzt. Sie waren in der Art des „Sic itur ad astra" im Garten der Invaliden zu Avignon. Hier Napoleons Büste zwischen Blumen, dort seine Statue, lang wie meine Hand, auf einem Sockel von Rasen. Einer hatte von Erde, Steinen, Muscheln und was weiß ich! den großen Bernhardsberg gemacht, und darauf mit kleinen Soldaten den Uebergang der großen Armee dargestellt. Ein Anderer pflegte sorgsam einen Absenker der Thränenweide, welche auf Ste. Hélène das Grab Napoleons beschattet. Alle huldigen ihm aus voller Seele, und der Ausdruck dieser Huldigung kann, durch die Aeußerlichkeiten bedingt, armselig und winzig sein; aber dennoch pulsirt ein andrer Herzschlag drin, als in den hergebrachten und conventionellen Formen einer Huldigung, der das Beste fehlt — ein warmes Herz. Und darum versprech' ich mir nicht viel von dem Monument, dessen Modell jetzt manchen Bildhauer in Frankreich beschäftigt. Dem talentvollsten und

genialsten muß es ohnehin am wenigsten gelingen; der muß durch die Einsicht gelähmt werden, daß Ste. Hélène das beste Grabmal für ihn war. — Das Invalidenhaus ist immens. Es mag wol sehr schwer sein, ein Haus gut zu halten, welches von mehren tausend Personen bewohnt wird; aber hier scheint es auch nicht eben gelungen zu sein. Die Gänge, die Refectorien sehen gar nicht sauber aus, und was mich ungemein frappirte, waren die hölzernen Plafonds der Corridors. Aus Spanien her weiß ich, wie sehr sich das Ungeziefer in die Balken nistet.

Von Bicêtre sprach ich schon neulich, wie entsetzlich unreinlich das gehalten ist. Es machte mir einen ganz trostlosen Eindruck von Vernachlässigung. Wir waren in einigen Magazinen der Straßen Castiglione und de la Paix gewesen, hübsche Sachen, zierlich und geschmackvoll aufgestellt; dann auf der place de la Concorde, die freilich gar nicht geschmackvoll, allein dafür magnifique ist: in der Mitte der Obelisk von Luxor, rechts und links Fontainen von vergoldeter Bronce, rund herum zwanzig ebenfalls vergoldete Rostralsäulen und vierzig Candelaber von Eisen zum Behuf der Erleuchtung, und endlich in den Ecken acht ungeheure Statuen, welche die größten Städte Frankreichs vorstellen, und von

Marmor sind; — so daß aller Pomp des Materials hier verschwendet ist. Dann hatten wir die Tuilerien besehen, denen es natürlich nicht an aller möglichen königlichen Herrlichkeit fehlt; und darauf fuhren wir nach Bicêtre. Es war ein grauenvoller Contrast, so mitten aus der höchsten Elegance von Paris in dies Elend hinein zu treten. Die dreitausend Greise, welche hier ein Unterkommen finden, könnten freilich noch viel elender sein; sie verhungern nicht, sie kommen nicht um aus Mangel, sie erfrieren auch nicht: aber daß sie nur grade vor diesem Alleräußersten geschützt sind, und daß man es gewahrt — das eben macht ja das Elend aus. Sie gehen schmutzig und zerlumpt einher; stehlen und sich betrinken dürfen sie nicht. Verstehen sie ein Handwerk und haben sie noch Kraft, um es zu treiben, so arbeiten sie in den Werkstätten. Das sind nun zwar durchaus keine mühseligen Arbeiten, und sie werden nicht gezwungen, Körbe zu flechten und Schuhe zu machen: dennoch waren die hinfälligen, gebeugten Gestalten recht jämmerlich anzusehen. Die Küche war übernatürlich schmutzig, sah aus wie die Straße, und duftete auch ungefähr so. Hingegen ganz wohlgehalten war der Saal, in welchem die Vorräthe an Wäsche aufbewahrt werden — und ich vermuthe deshalb, weil Frauen darüber zu walten

14*

haben. Oder kam es mir nur so vor, weil die Wäsche weiß aussah? — Ehedem ist ein Theil von Bicêtre Gefängniß für die zum Bagno Verurtheilten gewesen, und von ihrer Verurtheilung bis zur Anschmiedung an die Kette haben sie da gesessen. Das hat aufgehört; die Galeerensclaven fahren zum Bagno, und das Gefängniß ist eingerissen und in einen Hof verwandelt. Das Irrenhaus ist von dem Hospiz getrennt, doch kann man Erlaubniß erhalten, es zu besuchen. Mir fehlte Lust und Muth dazu. Ich habe noch nie das Herz gehabt, ein Irrenhaus zu betreten. Allzu entsetzliche Orte vermeid' ich, denn sie ätzen sich in mein Gedächtniß, und ängstigen mich in Krankheit oder in schlaflosen Nächten durch grauenvolle Bilder — und so ganz nutzlos! Was uns zum Nachdenken anregt, oder zur Einkehr in uns selbst, das, so bang und traurig es uns auch berühren möge, sollen wir gewiß nicht fliehen; aber wo nur die Phantasie erschüttert und zerwühlt wird, wo Zustände sich darstellen, deren Geheimnisse nur von der Wissenschaft ergründet werden können — was sollen wir uns da halb neugierig, halb geängstigt umhertreiben? In Bicêtre war mein Hauptgedanke der: Wenn doch von der place de la Concorde nicht das Gold — ach nein! nur das Wasser hieher geschafft werden könnte.

Die Salpétrière ist ein ähnliches Hospiz für Frauen, nur größer noch, beherbergt fünftausend Personen, hat förmlich Straßen wie ein Städtchen, und ist etwas besser gehalten. Noch besser das Hôtel-Dieu, das Krankenhaus, obgleich lange nicht so gut wie z. B. das in Hamburg. Es sind immer funfzig Kranke in jedem Saal, und da er auf beiden Seiten Fenster hat, so müssen die unglücklichen Menschen immer ins Licht hineinsehen, was beständig sehr unbehaglich, aber in Krankheit eine wahre Folter ist. All' die verschiedenen Hospize und Hospitäler haben früher ihre großen Güter und unabhängiges Einkommen gehabt. Doch das hat aufgehört; die Aufsicht soll zu schwierig und die vorfallende Willkür zu groß gewesen sein; der Staat erhält sie, und sie stehen sämmtlich unter einem allgemeinen Verwaltungsrath, haben eine Pharmacie centrale, eine Boulangerie und Cave générale. Die Willkür mag aufgehört haben — um der Indifferenz Platz zu machen, d. h. da, wo nicht Ordensschwestern die besondre Leitung haben. Unter den heiligen Händen dieser Frauen steht alles wohl. Das konnte man recht sehen im Findelhaus, wo sie allein walten. Im Hôtel-Dieu sind auch männliche Krankenpfleger, hier nur sie. Da gehen sie herum in ihren schwarzen Kleidern, mit dem Rosenkranz am Gürtel, mit der weißen

schleierhaften Haube, und Kinder, Ammen, Wärterinnen, die Küche, die Rechnungsführung — Alles ist ihnen übergeben. Wie geht es auch so still und ruhig her, wie sauber sind die kleinen Bettchen, welche hübsche Blumen schmücken das Bild der heiligen Jungfrau und den Altar am obern Ende der Zimmer! Hier waltet die Barmherzigkeit, die mit der Erde ihre Rechnung geschlossen hat, und weder auf Lohn noch auf Lob rechnet; die nur auf die Welt blickt, um ihrer Bedürftigkeit entgegenzukommen, aber ihren Leiden und Freuden unzugänglich bleibt, und sich mit ihrem niedrigen Treiben nicht befleckt. Und ist es nicht schön und eine liebliche rührende Sühne, daß heilige Frauen, die nie Mutter waren noch sein werden, an diesen Verlassenen gut machen, was unheilige gegen sie fehlten? daß sie wie Engel, die sie auch sind, sich derjenigen annehmen, von denen die Menschen sich lossagen? — Ich sage zuweilen im Scherz: man muß aus Eitelkeit gute Gedanken denken, denn davon wird man schön. Sehe ich die barmherzigen Schwestern, so sag' ich es im vollen Ernst. Ich habe nie eine häßliche gesehen. Ich meine nicht, daß ihr Gesicht nach griechischem Schnitt ist, oder daß sie alle feine Züge haben; doch wenn man sie genau ansieht, muß man sagen: welch schönes Antlitz! Ihr mühseliger Beruf giebt ihnen

ein farbloses Colorit, und ihr einfaches und geschäftiges Leben macht es klar und rein. Die Züge sind wie überschattet von Ruhe und Stille, und doch so gar nicht hart. Draußen in der Welt, wenn man da einmal ein stilles Antlitz sieht, das über sechszehn Jahr alt ist, ach, wie ist es so kalt! erstarrt scheint es, nicht still. Draußen in der Welt mag ich schon lieber ein ruinirtes Gesicht, dem man's ansieht, was für Stürme durch Herz und Seele gebraust sind; nur aber schön find' ich's nicht. Bei diesen Frauen ist mit der Stille die größte Milde verbunden, und gar keine Apathie noch Erstarrung. Immer müssen sie lindern, trösten, helfen, sorgen, immer Gedanken haben, die sich auf fremdes Wohl beziehen. Nie dürfen sie an sich selbst denken, als nur etwa im Gebet! Von dieser innern Verklärung werden sie so schön. Vier- bis fünftausend Kinder werden im Durchschnitt jährlich ins Findelhaus gebracht. Sie werden so genau einregistrirt, daß es möglich sein soll, sie heraus zu finden, wenn je von den Eltern Nachfrage geschehen sollte. In der Nacht, ehe ich da war, hatte man drei gebracht, ganz kleine Würmer. Zum Theil behält man sie, allein die meisten werden auf dem Lande aufgezogen, und die sollen besser gedeihen. — In der Kapelle ist eine Statue von St. Vincent

de Paule, dessen Namen sich an alle Anstalten der Barmherzigkeit knüpft. Er hat die erste Idee des Findelhauses gehabt, und die Frauen von Paris zur thätigen und wirksamen Beihülfe enthusiasmirt. Als deren Begeisterung sich allmälig verlor, war die Anstalt bereits ins Leben getreten und die Ordensfrauen standen an der Spitze, und ersetzten durch unauslöschliche Liebe die flüchtige Begeisterung. Das war unter Ludwig XIV. Man will beobachtet haben, daß die Zahl der Findlinge immer steige und steige, je besser und sorgsamer das Haus eingerichtet werde.

An demselben Tage besuchte ich das Blinden- und das Taubstummeninstitut. Gott! welch ein Unterschied! was für stupide Physiognomien haben die jungen Blinden, was für intelligente die Taubstummen. Die Blinden sitzen da in ihrer ewigen Nacht, trübe, farblos, unentwickelt wie Blumen, die man im Keller aufgezogen hätte. Nie haben sie die Sonne gesehen, nie das Menschenantlitz. Als sie in ihrer Wiege die Augen aufthaten, starrten sie hinein in die undurchdringliche Finsterniß, welche das Grab nicht dunkler um sie hüllen kann, und von den Gestalten, die sich um sie bewegen, haben sie keine andre Vorstellung, als die schwere dicke, welche sie durch die Berührung in sich aufnehmen. Aber wie leicht werden sinnliche Vorstellungen, welche der Blick

nicht lichtet, konfus und monströs! Sie lernen; o ja! mit den Händen lernen sie lesen, rechnen, Geographie recht geschickt; auch Musik und Mathematik lernen sie und haben häufig Talent dazu; dann stricken und weben. Aber es ist Alles wie in der Dämmerung. Was sie thun und treiben mögen, die Züge bleiben unbeweglich, die Bewegungen schleppend und schwer, immer tappend, immer unfrei. Sie sehen traurig aus; ach, Herz! ich mögte sagen, traurig wie die Thiere, die auch gar nicht recht wissen, was ihnen eigentlich fehlt. Finster ist auch ihr Haus, schwarz und eng, so recht eine Wohnung für Blinde, die kein Licht brauchen, und denen kleine Räume bequem sind. Aber ich hörte, sie sollten in ein neues und sehr prächtiges Lokal versetzt werden. Keine milde barmherzige Schwestern waren Aufseherinnen und Lehrerinnen der jungen Mädchen, sondern Frauenzimmer mit harten Stimmen, mit brüsken Manieren, die keine andere Vocation für ihren schweren Beruf haben mögen, als den, ihr Brot zu verdienen. Die Kraft zu solchem Beruf muß aus religiösen Ideen geschöpft werden; was sie thun, müssen sie aus Liebe zu Gott thun, und daher glaub' ich, daß nur Ordensfrauen, welche gar keine persönliche und weltliche Interessen mehr haben, sich auf diesem Standpunkte erhalten können. Jene Aufseherinnen

mögen sehr brav sein, sehr pflichtgetreu; allein es sind doch immer Menschen! sie denken an die Zukunft, sie wollen etwas erwerben, für sich sorgen, sie haben Freunde, Angehörige; man hängt ja durch so viel tausend Fäden mit dem Leben zusammen, daß es unmöglich ist, sein Herz ganz und ausschließlich bei dem Beruf zu haben, ehe man sie nicht vollkommen abgestreift hat. Die Ordensfrauen haben es gethan. Ihre Gegenwart und ihre Zukunft gehört Gott, dem sie in den Armen und Kranken dienen. Was sie erwerben, gehört nicht ihnen. Sie sind und bleiben blutarm, aber sie haben das Allernothwendigste: Schutz und Brot. Ja, blutarm sind sie! und stellen Sie sich vor, was das für begnadigte Geschöpfe sind: sie werden nicht verachtet! in unsrer Welt, wo Hab und Gut Ehre giebt, Reichthum Würde und Gold eine Glorie — ist die Soeur grise die einzige Creatur, vor der in ihrer tiefen Armuth der Bettler wie der König Respect hat. Unter ihren linden Händen wären die Blinden so wohl behütet! Das junge Mädchen, welches uns ihre Künste zeigen mußte, stieß ein wenig an einen Stuhl, und dafür zankte die Aufseherin sie. Wie mir das leid that! Unter zehn und über vierzehn Jahre werden keine Zöglinge angenommen, und acht Jahre währt ihr Erziehungskursus.

Bei den Taubstummen sah es ganz anders aus, viel hübscher und freundlicher. Sie haben ein prächtiges Haus, das ehemalige Seminar von St. Magloire; im Hof steht der schönste Baum in Paris, eine herrliche riesenhafte Ulme. Das Modell zur Statue des Abbé de l'Epée stand auch da. Wenn so ein Journalist stirbt, der tüchtig geschrieben und gesprochen hat, so ist im Nu eine Subscription gemacht, um ihm ein Monument zu errichten. Wenn so ein Wohlthäter des Menschengeschlechts, so ein frommer segnender Genius stirbt, ja, da dauert es Jahre lang, bis die Beiträge zusammen kommen. Die Statue gefiel mir; obwol sie natürlich in dem langen geistlichen Gewande keinen Anspruch auf Schönheit machen kann. Der Abbé hält in der Linken ein Buch und darauf steht **Dieu**, und unter diesem Wort befinden sich die vier Buchstaben der Fingersprache, die er erfunden hat, welche **Dieu** bedeuten. Zehn Jahre lang mußte der arme Abbé mit seinem kleinen Einkommen von zweitausend Franken seine geliebten Pfleglinge erhalten, bis es ihm endlich gelang, Ludwig **XVI.** für sie zu interessiren. Nun scheint es ihnen sehr gut zu gehen! sechsundneunzig werden auf Kosten des Staates erzogen; Pensionaire nimmt man so viel ihrer den Zutritt begehren. Binnen sechs Jahren wird ihre Erziehung gemacht. Die

Knaben waren sehr beschäftigt in der Tischlerwerkstatt, in der Druckerei, mit Lithographiren, mit Zeichnen, und alle sehen munter und aufgeweckt aus, und blickten einen mit Augen an, als ob sie die Seele durch und durch erkennen wollten. Allerdings, auch ihre Existenz ist unvollständig; es fehlt ein sänftigendes Element darin, der Ton, der Klang, die Musik; allein dem Blinden fehlt das verklärende: Licht. Gegen die schweren scheuen Bewegungen der Blinden, welche immer fürchten müssen, sich weh oder etwas Ungeschicktes zu thun, nehmen sich die lebhaften der Taubstummen ungemein graziös aus. Die Art und Weise, wie sie sich unter einander verständigten, machte mir den Eindruck, als ob sich intelligentere und feinere Naturen aussprächen. Eine leichte Bewegung der Hand, wobei sich die Finger, dem Laien unbemerklich, so oder so regen — das ist eine ganze Phrase, und das Auge, das unbestechliche Auge haftet dabei auf des Andern Auge, und forscht nach der Wahrheit; das sieht so klug aus, so auf den Grund der Dinge gehend, so gar nicht oberflächlich; und doch auch nicht neugierig! Dazu macht ihnen die Verständigung zu viel Mühe. Ich weiß nicht, wie mir einfiel, das Krankenzimmer sehen zu wollen. Man sagte mir, es sei leer; allein ich bat doch darum, und wir gingen hin. Das war

in der That erfreulich: so nett, so sauber, schneeweiße Vorhänge und Decken, nichts Hospitalmäßiges, Dürftiges. Wenn Jemand zwölf Söhne hätte, könnte deren Schlafzimmer genau so aussehen. Und nun wirklich nicht ein einziger Kranker drin! — In dieser Anstalt war mir ordentlich wohl zu Muth! — Was muß es für eine himmlische Befriedigung geben, ein Abbé de l'Epée zu sein! Da fällt mir Montaigne wieder ein: „Il n'y a de satisfaction ça bas que pour les ames divines ....” — Ja, wer auf solchen Wegen geht, für den ist das Leben geschaffen!

Für Alles, was ich Ihnen bisher erzählte, interessirte ich mich lebhaft. Jetzt muß ich von etwas erzählen, was mich persönlich wenig interessirt, und was doch als Glanzseite von Paris betrachtet wird, vom

Schauspiel.

Ich weiß nicht, woher es kommt; ich bin doch nichts weniger als redselig, sondern eher still — aber wenn ich einige Stunden im Schauspiel sitzen, und fort und fort zuhören muß, was sie mir da erzählen, so überfällt mich zuletzt eine brennende Sehnsucht, auch ein Wörtchen drein zu mischen. Vorle-

sungen, Conzerte, Schauspiel halt' ich mit großer Mühe aus. Die Spannung kann unmöglich von Anfang bis zu Ende sich halten, geschweige gar gesteigert werden; es treten matte und langweilige Momente ein, in denen ich alsbald die Aufmerksamkeit verliere, schläfrig oder nervos werde, und mich dann nicht wieder zurecht finden und nicht dem Gang der Handlung folgen kann. Ferner ist selten Einheit in dem Spiel; einer spielt vortrefflich, drei spielen schlecht. Und hauptsächlich! ich glaube, ich verlange Unmögliches, nämlich: man soll mir ein Lust- oder Trauerspiel vorleben, nicht vorspielen. Bei einem Trauerspiel ist mir das nun nie geschehen, aber nie auch nur annäherungsweise! Lustspiel schon eher. Darum hab' ich eine große Vorliebe für das Lustspiel, und die allergrößte — verzeihen Sie mir's! — für die Lustspiele der Volkstheater. Noch jetzt denk' ich mit Wonne an die Wiener Vorstadttheater. Ach, wie hab' ich da gelacht, und wie angenehm ist's, über solche kolossale Dummheiten lachen zu dürfen! Ich schäme mich ein wenig wegen dieses gemeinen Geschmacks, aber was ist da zu machen? ich amüsire mich. Wenn das Trauerspiel mir das Herz so erschütterte, wie das Lustspiel das Zwerchfell, so ist keine Frage, daß ich jenes eben so lieb, und in gewissen Stimmungen noch lieber haben

würde; allein das ist mir noch nie geschehen. Immer machte mir die Tragödie, die ich las, einen edleren und harmonischeren Eindruck als ihre Darstellung. Ich glaube gern, daß es an mir liegt, und daß ich entweder ein nicht zu realisirendes Ideal dafür in mir herumtrage, oder auch, daß mir der Sinn dafür fehlt, so wie er Andern für Musik, Sculptur ꝛc. abgeht; denn wenn ich drei oder vier Lustspiele hinter einander gesehen habe, so bin ich auch ihrer überdrüssig. Ich geh' also sehr wenig ins Schauspiel, und mußte wirklich ganz aus meiner Natur heraustreten, um es in den drei Wochen, die ich in Paris zubrachte, sechszehn Mal zu thun. Aber ich war nun einmal da, um zu sehen, und so sah ich denn. Es ist schwer, sich in dieser Menge von Theatern, die alle ihren besonderen Zweig der Kunst cultiviren, zurecht zu finden. In dem Théatre français wird die klassische Tragödie gespielt, in der Porte St. Martin die romantische — jene repräsentirt durch Voltaire und Racine, diese durch Victor Hugo und Alexandre Dumas. In der Oper — mit ihrem vollen Titel: Académie royale de musique — werden große Opern und Ballets gegeben, in der Opéra comique kleine, und ohne Tanz, aber auch Vaudevilles. Außerdem ist im Winter noch die italienische Oper, welche nach Ostern, wenn

sie in Paris geschlossen wird, zur Saison nach London zu gehen pflegt. Das höhere Lustspiel gehört auch dem Théatre français; darin hat die Mars excellirt. Jetzt spielt sie nicht mehr, Gottlob! man hätte sonst am Ende von mir begehrt, ich solle mich für eine siebenzigjährige jeune première enthusiasmiren. Alle Variationen des Lustspiels, das Vaudeville, die Posse, die Farce, werden in den Theatern du Palais royal, du Vaudeville, du Gymnase dramatique, des Variétés, ohne andern Unterschied als den des feineren oder gemeineren Spiels gegeben, wonach sich denn auch einigermaßen das Publikum beurtheilen läßt. Ich habe nur im Vaudeville das Spiel so gefunden, als ob es darauf rechne, ein Publikum aus der guten Gesellschaft zu haben. In Wien sind die Lustspiele ganz anders; sie bewegen sich in der Sphäre des Volks, des Handwerkers, des Krämers; die vornehmen Leute kommen nur darin vor, um mit ihrem Thun und Treiben ein wenig lächerlich gemacht zu werden, was sie denn auch reichlich verdienen; aber wenn's auch Leute aus den untersten Classen sind — sie werden nicht so frech, so gemein gespielt, wie man hier Personen darstellt, die noch gar nicht dazu gehören. Daher find' ich auch die Possen gar nicht komisch, sondern gezwungen brutal, und absichtlich ordinär. Außer

jenen Theatern, die ich genannt, mögen wol noch ein halbes Dutzend existiren; aber hiermit hatte ich ganz genug! sie gaben mir einen Ueberblick, und mehr begehrte ich nicht. Im Théatre français war ich zweimal, und sah Mahomet und Phädra. Das ist so eine Kunst, von der ich neulich sagte: man muß bei ihr und in ihren Traditionen aufgenährt worden sein — ich sage nicht, um sie zu bewundern, nur um nicht von ihr abgestoßen zu werden. Mahomet ist freilich eine widerwärtige Tragödie. Voltaire hat aus dem Propheten, dem Fanatiker, dem Schwärmer einen nichtswürdigen Betrüger gemacht. Aber Phädra ist schön! der lange Trauermantel, welcher der Liebe nachschleppt, ihre goldnen Flügel überhüllt, und bald Schwäche, Sünde, Schuld, bald Schmerz heißt: der liegt auf der Phädra und man fragt sich beklommen, ob solche Liebe nicht ein Fluch ist, den göttliche Mächte verhängen und den der Mensch erleidet. Mit diesem Bewußtsein muß die Phädra gespielt werden. Sie muß fühlen, daß die Hand des Schicksals eisern auf ihr liegt. Das muß ihre Verzweiflung und ihren Trost ausmachen. Sie muß sich bewußt werden, daß sie rettungslos untergeht, aber daß es so der Wille der hohen Götter ist. Dies Bewußtsein prägt überhaupt den Thaten der Griechen

etwas Grauenhaftes, etwas Ueber- oder Unterirdisches auf; allein es schützt sie vor Gemeinheit. Hilf Himmel! davon wußte diese Phädra nichts! Sie stellte nichts dar, als die Brutalität einer nicht nur unerlaubten, sondern unerwiderten Leidenschaft, und nicht wie eine Griechin und eine Königin, nein, wie eine Poissarde. Vom ersten Moment ihres Auftretens bis zum letzten verblieb sie in einer fortwährenden zitternden Bewegung, welche den unangenehmen Eindruck von Krämpfen oder fallender Sucht machte. Ja, es giebt so eine Bewegung, und zwar in der Ekstase namenloser Freuden oder Schmerzen, wenn die Seele sich vom Körper losreißen mögte und gleichsam sich aufzuschwingen versucht; allein sie währt keine Viertelminute! sie ist nur ein Uebergang; mit ihr sinkt man entweder auf die Knie, oder an ein geliebtes Herz, oder in sich selbst zusammen. Dauert sie zwei Stunden, so ist die Leidenschaft in einen Krampf übergegangen — und der rührt mich mittelmäßig. Vielleicht wurde das Publikum durch die große körperliche Anstrengung gerührt, welche Mademoiselle Maxime — so hieß dies unholde Frauenzimmer — sichtbar anwendete; denn es warf ihr Blumen und Kränze zu, während ich mich wunderte, daß man sie überhaupt die Rolle zu Ende spielen ließ. Ich hätte gern Mademoiselle Rachel

gesehen; sie war auf einer Kunstreise begriffen. Manche Künstler sind Repräsentanten und Organ einer gewissen Richtung der Kunst: ihre Darstellung erklärt sie, macht sie uns verständlich und zugänglich, indem sie das Menschlichwahre, das alle Völker, alle Zeiten, alle Individuen mit einander gemein haben, hervorhebt, und die Zufälligkeit der Regel in den Hintergrund treten läßt. Vielleicht besitzt sie diese Gabe. So fremd mir die Tragödie in den Français geblieben ist, so sehr hat mir die Comödie gefallen. Der Figaro von Beaumarchais z. B. war ein großes Vergnügen, rollte sich leicht, rasch, fein und natürlich ab.

Mir schien, als verstehe man hier zu individualisiren, während man auf den andern Theatern mehr nach einem gewissen Typus spielt. Ich meine so: man spielt die Gräfin; aber nicht Gräfin Emy oder Gräfin Ida, nicht die Nuancen der Persönlichkeit, und daher unglaublich monoton. — In der Porte St. Martin werden die neuen grausigen Tragödien und Melodramen aufgeführt, bei denen sich einem das Haar über der Stirn lüpft. In der Beziehung hab' ich gute Nerven! solche Enormitäten rühren mich wenig. Das Stück, welches grade ungeheure Vogue hatte, hieß les deux serruriers, und stellte die Schicksale eines tugendhaften und eines spitzbü-

bischen Schlossers dar, welche Verlockungen sie in ihrem Handwerk finden, wie die Welt immer bereit ist den Bösewicht zu unterstützen, weil sie ihn brauchen kann, und den Guten zu zertreten, weil er ihr lästig oder ein heimlicher Vorwurf ist, und wie die Liebe gut macht, wo die Gesellschaft sich versündigt. Das ist im Grunde schön und wahr, nur wird es so unerhört bis auf die alleräußerste Spitze getrieben. Der Vorhang geht über einer Art von Stall auf, in welchem ein sterbender Greis und ein hungerndes Kind liegen, und sinkt über zwei Kerkern, in denen die beiden Schlosser bis zum letzten Moment mit einander gerungen haben, und wo allendlichst der Bösewicht stirbt. Während fünf Akte liegt man auf der Folter, denn der tugendhafte Schlosser ist in einem beständigen Todeskampf durch Gram, Hunger, Liebe, Angst und Verzweiflung — und er spielte so gut, daß ich nicht anders konnte, als tiefen Antheil an seinem Schicksal zu nehmen. Ja, der spielte gut, ganz natürlich! er war ein schlichter, einfacher, guter, unglücklicher Mensch, so ging, stand, sprach und benahm er sich. Er hatte ein außerordentliches Minenspiel, so außerordentlich, daß es mir ganz unangenehm war. Den Blick voll Innigkeit, Andacht und tiefer Freude, womit er das Mädchen, das er liebt, ansah, sollte man nicht nach Willkür annehmen

dürfen. Man spricht hier im gewöhnlichen Conversationston, und bei gewissen Phrasen oder Tiraden, von denen jede Hauptrolle eine hat, wird auf einmal ein gehobener, cadenzirter Ton angenommen, der hohl und fremd ist, als ob sie plötzlich eine Larve vor's Gesicht hielten. Eine solche Phrase war in der Rolle des jungen Mädchens: „Mon père, un ouvrier qu'on aime vaut mieux qu'un lord qu'on n'aime pas." Wüthender Beifall bewies, daß der Effect nicht verfehlt war. Die Gesellschaft ist einzig in der Porte St. Martin! der Saal hat sechs Reihen Logen. Von dem dritten Rang an sitzen nur blaue Blousen drin und Frauen, die dazu gehören, und noch höher hinauf Hemdärmel; aber sie benehmen sich vollkommen anständig. Im „Ruy Blas" von Victor Hugo, den man nach einer Pause von mehren Jahren wieder hervorgeholt hatte, war es gedrängt voll, und der erste Rang war der einzige, den das Volk nicht überschwemmt hatte; doch es fiel weder Lärm noch irgend etwas Anstößiges vor, nur wurde ein Bischen zu sehr kreuz und quer applaudirt. Das ist so recht ein Stück für's Volk: nicht die geringste innere Wahrheit, daher auch kein Zusammenhang, aber ein Theatercoup nach dem andern, und der Ruy Blas ein erhabener Mensch,. eine göttliche Natur — ein La-

kay und — der Liebhaber der Königin von Spanien, kurz, eine Figur, die dem Volk so recht kolossal schmeichelt. Dies ist die letzte Tragödie von Victor Hugo, und wenn er fortfährt, wie bisher, immer mehr abwärts zu gehen, so thäte er wol besser für seinen Ruhm, nicht mehr mit dem Drama sich zu befassen.

Die Opéra comique war charmant, hatte gute Sänger, ein vortreffliches Orchester, und die wunderschöne Salle Favart, welche eigentlich für die italienische Oper eingerichtet, und bei weitem der geschmackvollste Schauspielsaal in Paris ist. Da war ich mehrmals mit großem Vergnügen. Es herrschte darin ein äußerst wolthätiger guter Ton, nämlich durchgehends nicht die geringste Uebertreibung: nicht in der Musik, nicht in der Dekoration, Alles ist so ruhig, so glatt, man fühlt sich so zu Hause. Das ist mir angenehm! muß ich mehre Stunden auf demselben Fleck sitzen und zuhören, so mag ich gern bequem sitzen. In der großen Oper ist der Lärm zu heftig, um noch musikalischer Genuß genännt werden zu können. In den Hugenotten wurde buchstäblich mit Holz auf Holz geschlagen, um ein Getöse zu bewirken, welches eilf Cantrabässe und zahllose Blechinstrumente denn doch nicht bewerkstelligen konnten. Schickt sich aber solcher barbari-

scher Lärm zur Begleitung für die zarte Menschenstimme? Dazu müssen Löwen und Bären brüllen, aber keine Menschen singen. Duprez wird auch bald mit seiner lieblichen Stimme fertig sein, und daran ist bloß diese wahnsinnige Instrumentirung Schuld. In der Stummen von Portici, in Donizettis Favorite war es schon arg, in den Hugenotten überstieg es alle Schranken. Die Instrumente rasten förmlich durch einander und wider einander. Meierbeer hat recht klar durch diese Oper bewiesen, daß die außerordentlichsten Mittel nichts zu Stande bringen, als eine unerhörte Confusion, sobald kein Grundgedanke lichtend und ordnend durch das Ganze zieht; sie ist kolossales Flickwerk, Robert der Teufel hingegen ist aus einem Guß. Ich konnte es kaum bis zum Schluß der Oper ertragen. Ganz betäubt und erschöpft fiel ich im Wagen zusammen und fragte mich, ob ich nicht etwa auch zu den massacrirten Hugenotten gehöre.

Entzückt hat mich das Ballet, nämlich Carlota Grisi und die Dekorationen. Die Venus victrix und Carlota Grisi haben mir, jede in ihrer Art, so außerordentlich gefallen, wie sonst nichts in Paris. Dies ist eine allerliebste kleine Tänzerin, ätherisch wie ein Schmetterling! Beim Tanz ist die Hauptsache, daß man schwebe. Nur um's Himmels wil-

len nicht springen! Aber zum springen gehört nur Kraft, zum schweben Anmuth und unendlich viel mehr Kraft, denn nie darf ein Schwanken oder Wackeln verrathen, welche Anstrengung dazu gehört, sonst ist's gleich vorbei mit dem Eindruck des Schwebens. Carlota Grisi springt nie, sie macht Pirouetten und ganz unglaubliche Sätze, aber mit schwebender Bewegung. Sie steht auf der äußersten Fußspitze und mit rückwärts gebogenem Körper fest wie eine Statue, und leicht, hingehaucht, wie ein Schmetterling, der sich auf ein Blumenblatt niederläßt. Wie sie zuerst auftritt, als fröhliches, tanzlustiges Mädchen, und einmal rund um die Bühne flattert, auf ihre eigene Hand, sorglos und munter, so recht wie ein junges Mädchen, das ist ganz wunderniedlich. Hernach stirbt sie aus Gram über einen treulosen Prinzen, und dann geht's eigentlich aus dem Tragischen in's Komische über, doch das nimmt man nicht so genau im Ballet: dann erscheint sie ihm als Geist, und ängstigt und tanzt ihn zu Tode mit ihren Geistergefährtinnen. Das Ballet hieß Giselle, und ich sah es zweimal und amüsirte mich sehr. Ich bin wieder ganz beschämt über meinen schlechten Geschmack! Ballets sind sehr geistlos, das geb' ich zu; aber ihre bunten Bilder gleiten an dem Auge vorüber, ohne die Seele zu beschäftigen, die

sich während der Zeit ausruht und auf sie hinblickt, wie auf einen Traum. Ab und an lieb' ich das, besonders wenn's so anmuthige Gestalten sind, wie Carlota Grisi. Nur daß auch Männer darin figuriren, mißfällt mir. So ein tanzender Mann im Röckchen von Tafft und beflittert, sieht doch übernatürlich albern aus! Bei Franconi — da machen sich die Männer gut! — Das théâtre Comte muß ich doch erwähnen, wo Schauspiele für Kinder und von Kindern gegeben werden. Ich sah le petit Chaperon rouge, Kinder spielten, sangen, tanzten, es war zuweilen ganz nett, und oft recht drollig, aber ich hatte doch keine rechte Freude dran. Es war mehr Dressur als Kunst, und die Dressur, welche ich bei Franconis Pferden bewundernswerth finde, thut mir leid, auf Kinder angewendet. Die kleinen Zuschauer waren ergötzlich, wie sie sich über die Logenbrüstung legten, und die Augen immer glänzender, die Wangen immer röther wurden, und wie sie jauchzten und aus Leibeskräften applaudirten, und ein gewisses Exercitium von zwölf winzigen Trommelschlägern wiederholen ließen. — Was die Schaulust betrifft, die findet Nahrung in Paris! und es ist ganz gewiß, daß man manche Dinge zu sehen bekommt, die man nur da sehen kann.

So brachte ich die Abende hin, und nur einige wenige, als ich den Tag in Versailles und in St. Germain gewesen, oder wirklich ganz des gezwungenen Sehens überdrüssig war, machte ich mir ein Vergnügen — und ging herum. Der Wagen fuhr hinterdrein; wurde das Gewühl zu groß, so schlüpft' ich hinein. Aber so groß wird es nicht, oder selten. Etwa vor den Theatern. O wie mich die Pariser Gleichheit dort amüsirte! Kein Fiaker darf vor der großen Oper oder vor dem Théatre français vorfahren; fein demüthig muß er an der Ecke halten bleiben, damit beileibe nicht die eigenen Wagen durch den Contact mit so einem plebejischen Fuhrwerk eingebildeten oder wirklichen Schaden erleiden. Eben so wenig darf der Fiaker in den Hof irgend eines Hauses hinein fahren; er muß vor dem Thor halten bleiben. Diese Etikette der Kutscher ist nun freilich sehr angenehm; sie vermindert das Gedränge der Wagen; aber ich sah ganz wohlgekleidete Frauen an der Straßenecke ihren Fiaker verlassen, und in vollem Regen ihren Weg ins Theater fortsetzen. Es ist possierlich, von Kutschern die Privilegien der Vornehmheit aufrecht gehalten zu sehen.

Eine solche abendliche Promenade, aus meiner Straße Rivoli durch die Castiglione, über den Ven-

dôme=Platz, durch die Straße de la Pair, immer schnurgrade auf den Boulevard des Italiens zu, bei glänzender Gasbeleuchtung, an den reichen bunten Magazinen vorbei, zwischen Strömen von Menschen, auf breiten bequemen Trottoirs von Asphalt, zu Tortoni — o das ist hübsch! da wird man ganz leichtsinnig lustig. Und doch giebt's da Dinge, die einen nachdenklich genug machen könnten. Wir kamen einmal gegen Mitternacht aus der Oper zu Tortoni. Es führen Stufen zum Café hinauf, und ich sah wol auf der letzten ein dunkles Paquet liegen, aber ich beachtete es nicht, bis der Saum meines Kleides hängen blieb. Ich wollt' es los machen, der Diener kam herzu, und so fanden wir denn, daß dies Paquet ein kleiner schlafender Knabe war, an dessen Gürtelschnalle glaub' ich das Kleid sich gehäkelt. Es kamen ein Paar Kellner heraus, der Knabe wurde gerüttelt und geschüttelt, wurde gefragt wohin und woher, wurde ermahnt nach Hause zu gehen, wenigstens nicht hier auf den Stufen zu liegen und die Eintretenden zu geniren; er war aber viel zu schlaftrunken, um Red' und Antwort geben zu können, und fiel zusammen, als sie ihn auf die Füße stellten. Da nahmen sie ihn, und legten ihn seitwärts von den Stufen auf das Steinpflaster. Dort könne ihm nichts Leides geschehen, meinten sie.

Und das ist wahr — vor Pferden und Wagen lag er gesichert! aber ist's nicht grausig, ein Kind von acht oder zehn Jahren in tiefer Nacht in einer tumultuarischen Straße von Paris verlassen und schlafend liegen zu sehen? In welcher Todesangst mögen die Eltern diese Nacht durchwacht haben. Da kommen denn so schauderhafte Unglücksfälle wie der: daß auf der Morgue ein Knabe ausgestellt lag, über den Wagen und Pferde fortgegangen waren und ihm den Kopf ganz zerschmettert hatten. Gesehen hab' ich's nicht; doch alle Morgen beim Frühstück las ich mit großer Aufmerksamkeit das Journal de Paris, in welchem Theateranzeigen gemacht, und alle möglichen traurigen und schreckenvollen Vorfälle erzählt werden, die sich Tages zuvor begeben haben; und da stand es drin. Lüg' ich, so ist das die Schuld des Journals, und meine Strafe dafür, daß ich mich mit so unnützer Lectüre befaßt habe. Die Morgue liegt an der Brücke St. Michel, und ich fuhr unzählige Mal an ihr vorbei. Immer hob ich die Hand nach der Zugschnur auf, um halten zu lassen, und immer ließ ich sie entmuthigt sinken. Monsieur Hypolite, der Lohnlakay, versicherte, ich dürfe hingehen, die Leichen wären sehr anständig; aber der Mangel an Anstand ist wol das letzte, was man bei diesen unseligen Leichen fürchtet. Ich

konnte mich nicht überwinden, sie anzusehen. Dabei fiel mir Madame Guyon ein, was die Alles thut, um Auge und Gefühl und alle Sinne stumpf und gleichgültig zu machen; sie ging in die Hospitäler, und wenn der Verband von den Wunden der Kranken abgenommen wurde, so berührte sie ihn mit ihren Lippen. Das that sie, weil sie glaubte, durch diese Ueberwindung der Natur Gott wohlgefällig zu sein, und es mag wol sehr heroisch sein, aber es ist allzu widerlich. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß der liebe Gott ein besondres Vergnügen davon haben würde, wenn ich die Morgue besuchte, und da weder ich noch sonst ein Mensch es hatte, so unterließ ich es.

Ins Palais Royal führten uns auch die Abendpromenaden. Das hab' ich ganz unter meiner Erwartung gefunden. Erstens hat es gar keine schönen Magazine, wenigstens keine, welche mit denen auf den Boulevards und in der Straße Vivienne zu vergleichen wären; und zweitens hat es keine Menschen. In den Cafés und Restaurants sind deren freilich immer genug, aber außerdem, sowol in dem Garten als in den langen Hallen vor den Boutiquen, ist es Morgens und Mittags und Abends leer. Als früher die Spielsäle in den obern Räumen des riesenhaften Gebäudes waren, mag es wol

viel besuchter und glänzender gewesen sein; doch die jetzige Regierung duldet nicht das Spiel, obgleich die Verpachtung der Räume immenses Geld eingebracht haben soll. Das Palais Royal hat etwas Todtes; ja, Abends, wenn die Sterne so hell über dem Garten flimmerten, und der Mond sich in der zerflatternden Garbe der wunderschönen Fontäne in dessen Mitte, zu goldnen Flittern zerbrach, da hatte es gar etwas Melancholisches. Die Hallen, und die obern Fenster waren strahlend erleuchtet, und so Manches war ausgestellt und aufgeputzt, um zu locken, und so Viele warteten darauf, daß es nur recht lebendig hergehen und daß ein großes Treiben anheben möge, und es blieb still. Nie hab' ich Käufer in den Magazinen gesehen, nur Verkäufer. Die Production muß zehnfach größer als die Consumtion in Paris sein, denn nicht blos das Palais Royal, und jene Straßen, die ich genannt, und zahllose, die ich nicht genannt, sind ein Bazar; sondern die unendliche Straße von St. Denis, und viele andre, ihr ähnliche, vom Volk und von den niedern Ständen bewohnte, sind es ebenfalls, nur freilich im andern Maßstab, ohne Pracht und ohne jenen raffinirten Luxus, der aus einer Bonbonschachtel von Pappe nicht etwas Elegantes, wol aber etwas Kostbares zu machen weiß. Paris soll großen Handel

nach den Provinzen mit allen Gegenständen des Luxus treiben; das beruhigte mich ein wenig, denn so groß immerhin Verkehr und Bedürfniß des Reichthums, gar der Verschwendung, hier sein mögen, so wird man doch leicht gewahr, daß sie unmöglich verbrauchen können, was hier erzeugt und zusammengehäuft wird. Wenn es in Frankreich noch Uebriggebliebene oder Nachkömmlinge der Republikaner giebt, so mein' ich, müßten sie gründlich von dem Glauben an die Verwirklichung ihrer Idee geheilt werden, wenn sie einmal mit offnen Augen an den goldnen Magazinen und Schauspielsälen und Cafés von Paris vorbei gingen. Da würde ihnen klar und deutlich werden: die Tage einer Republik eignen sich nicht für ein Volk, das solche Bedürfnisse hat und solche Genüsse kennt.

Die place de la Concorde war mir immer ganz schauerlich bei Nacht. Im Grund' auch bei Tage! aber die Sonne, die gute liebe versöhnende Sonne, die Gott scheinen läßt über Gerechte und Ungerechte, macht Vieles gut. Hier ist die Guillotine funfzehn Monat hindurch aufgeschlagen gewesen und hat Arbeit vollauf gehabt. Hier ist der arme König hingerichtet, hier die schöne unglückselige Königin, hier Madame Elisabeth, die Heilige der Familie. Diese Frauen — das ist beispiellos in der Geschichte! Die

Engländer haben auch ihren König hingerichtet; aber keine Königin! — Ludwig XVIII. hat auf der Stelle, wo die Gebeine seiner Geschwister damals eingescharrt worden sind, eine Chapelle expiatoire bauen, und in ihr die Ueberreste derjenigen sammeln lassen, welche in der Schreckenszeit umgekommen und noch aufzufinden gewesen sind. Neben dem Altar steht die Statue des Königs Ludwigs XVI. von einem Engel — und der Königin, von der Religion unterstützt. Auf einer schwarzen Marmorplatte am Sockel steht sein Testament, vom 25. Dezember 1790 datirt, ganz voll seiner bekannten resignirten Gesinnung. Eine Phrase frappirte mich recht darin. „Dites à mon fils, *s'il a le malheur d'être roi*" etc. Glauben Sie, daß Carl I. so etwas gesagt hätte? Niemals! er trug die Bürde der Krone wie eine Würde, und bis zum letzten Augenblick. Der arme Ludwig XVI., der sich die schmutzige Jakobinermütze aufs Haupt drücken ließ, hätte sich auch gefallen lassen, als Privatmann, und vielleicht ganz zufrieden, zu leben. Carl I. wollte König sein, weil er das war, was in den letzten Zeiten des morgenländischen Kaiserreichs für die höchste und seltenste Ehre galt: der im Purpur geborne Sohn eines im Purpur gebornen Vaters; und nur mit seinem stolzen unbeugsamen Haupt ließ er zugleich die Krone fallen.

Nicht eine Secunde hat er aufgehört, König zu sein; Ludwig XVI. lange zuvor, ehe er starb. Im Medaillenkabinet sah ich eine, die ihm zu Ehren geschlagen war in dem harten Winter von 1787 — mein' ich — wo er zwischen dem Volk umherging und Geld und Almosen austheilte, und so froh war, Dank- und Segenswünsche zu hören. Und daneben lag eine andre: die stellte Marie Antoinette vor, wie sie vom Volk umtobt und umdroht vier Jahre später im Karren nach dem Richtplatz geschleppt wird. Und drunter lag noch eine: darauf war Marats ekles Haupt mit der Umschrift: „Au martyr de la liberté". Das Alles wurde mir so ungeheuer lebendig Abends auf dem Concorde-Platz, wenn die Fontänen rauschten, und das Gold funkelte, und die Lampen flammten, und der Obelisk wie ein Ausrufungszeichen so recht in der Mitte stand, und der Abendwind kühl und frostig durch die Bäume des Tuileriengartens und der Champs élysées wehte, zwischen denen der Platz liegt. Das Wagengerassel abgerechnet, war es dann ziemlich einsam auf dem Platz, und ich weiß nicht, wie's kam: ich mußte immer an Lady Macbeth denken, die sich nachtwandelnd so angstvoll die Hände wäscht. Hier kamen sie Alle zum sterben, Könige und Priester, Frauen und Greise; die elende Dubarry, die philosophische Roland, die

edle Corday, die Girondisten, die mit ihren Theorien in einen amerikanischen Urwald oder nach einer öden Insel der Südsee hätten gehen müssen, so wie William Penn nach Pennsylvanien ging; und die in Blut gebadeten Terroristen, welche uns einige französische Geschichtschreiber gern als große Männer hinstellen mögten. Talente haben, gewandt reden und glänzend schreiben können, genügt nicht, um einen großen Mann zu machen — das sehen wir bis zum heutigen Tage in Frankreich; oder wenn man für jene monströse Erscheinungen auch ähnliche Parallelen begehrt: Nero hatte manche Talente, er sang, er dichtete, er tanzte, er schauspielerte; das hat Tacitus nicht geleugnet, aber ihn deswegen doch nie einen großen Mann genannt. Ich hab' einmal gelesen, Wahnsinnige könnten ein tieferes Bewußtsein von der Unwahrheit ihrer Einbildungen nicht übermeistern, und daher träte oft etwas wie Spott, wie Ironie ihrer selbst und ihres Treibens in dasselbe hinein. Mir däucht, dies unüberwindliche Bewußtsein der innern Unwahrheit offenbart sich an allen Terroristen, St. Just, Danton, Robespierre — von den brutalen Menschenschlächtern nicht zu reden! — und macht ihnen den Rausch zum Bedürfniß, in welchem sie sich nur durch ungeheure Schreckensthaten zu erhalten vermogten. In Blut und in großen

hochtönenden Phrasen machten sie sich selbst und gegenseitig trunken, und hielten ihr Werk der Extermination für eins der Regeneration. Nun sind sie todt, Würger wie Gewürgte. Da in der Ferne, auf der Vendômesäule steht der Mann, und blickt ganz grade auf den Concordeplatz hin, der die letzten Athemzüge der Republik mit dem Kaisermantel erstickte. Das geschah zu St. Cloud. Eins der

Schlösser

um Paris, die geschichtlich am interessantesten sind, ist St. Cloud. Der schönen Räume, der prächtigen Meubles, der geschmackvollen Ausstattung unübersehbarer Zimmerreihen und Gallerien werd' ich sehr bald müde. In der Beziehung sieht Fontainebleau ungefähr so aus wie die Tuilerien, und die Tuilerien wie St. Cloud, und von dem Allen bleibt mir nichts im Gedächtniß als eine gewisse goldne Confusion. Was diese Orte individualisirt, sind die in ihnen vorgefallenen wichtigen Ereignisse. St. Cloud soll das älteste königliche Lustschloß sein. Ein Enkel des Clovis hat's gegründet, aber nicht als Schloß, sondern als Kloster. „Mieux morts que tondus!" rief die stolze Königin Clotilde mit wahrhaft königlichem Bewußtsein, als man ihr für ihre Enkel die Wahl

zwischen dem Tode und dem Kloster ließ. Aber Clodoald war nicht der Meinung; er fand es schon besser, Mönch zu sein, als gar nicht zu sein. Von seinem verstümmelten Namen wird St. Cloud hergeleitet. Schloß und Park liegen anmuthig auf einem Hügel an der Seine, und von der Terrasse und aus den Fenstern hat man eine sehr hübsche Ansicht von Paris, die ich bei Weitem der vom Père-Lachaise vorziehe, denn man sieht hier im Vorgrund die Dörfer Passy, Auteuil, Sèvres mit ihren Gärten und freundlichen Anlagen, das Boulogner Holz, die Champs élysées, und mit dem Tuileriengarten dringt man erst allmälig in die Stadt selbst hinein. Sie wälzt einem hier nicht ihre Steinmassen so petrifizirend entgegen wie dort. Der Fluß, die Bäume, die Abwechselung, das Grün lassen einen Luft schöpfen. Sollten die Festungswerke je beendigt werden, Mauern und Gräben das Boulogner Holz zerschneiden, ein Fort im Park von Neuilly stehen, so geht diese liebliche Ansicht verloren. — Von hier aus bedrohte König Heinrich III. mit einem Heer von 42,000 Mann das aufrührerische Paris, als er am Morgen des 1. August 1589 ermordet wurde, und seine Krone auf den ersten Bourbon überging; und von hier aus wanderten am 2. August 1830 die letzten Bourbons in die Verbannung. Seit den

Tagen der Ligue ist Paris stets gefährlich für seine Könige gewesen. Gegen Heinrich III. Aufruhr; gegen Heinrich IV. fünfjähriger Kampf; gegen Ludwigs XIV. Minderjährigkeit die Aufstände der Fronde; gegen Ludwig XVI. die Guillotine; gegen Napoleon die Capitulation vom 31. März; gegen Carl X. die Juliustage; gegen Louis Philippe Emeute, Höllenmaschine, Mordanschläge und Journalisten; Alles das hat Paris ausgebrütet. Ludwig XIV. konnte den Aufenthalt im Schloß von St. Germain nicht ausstehen, weil er dort die Aussicht auf die Thürme von St. Denis hatte und nicht an seine Gruft erinnert sein mogte. Ich würde mich nicht wundern, wenn der Aufenthalt in St. Cloud den Königen von Frankreich verleidet würde durch die Aussicht auf Paris. Weil alle Kräfte und Mittel Frankreichs dahin drängen und treiben, wird es in gährenden Zeiten, wie ein Vulkan, aus all' dem Feuer und all' dem Brennstoff immer Lava zusammenschmelzen und verheerend ausströmen, und das werden die Fortifikationen nicht verhindern; und es muß sehr unbequem warnend für einen König sein, solchen Vulkan beständig vor Augen zu haben. Zwischen dem Anfang und dem Ende der Bourbons auf dem Thron liegt das Zwischenspiel der Republik, deren vorletzter Akt in St. Cloud vorfiel, als der

General Bonaparte am 18. Brumaire dem Directorium ein Ende machte, indem er seine Grenadiere unter Trommelwirbel mit gesenktem Bajonet im Sturmschritt in den Saal einrücken ließ, worin die Abgeordneten des souveränen Volkes sich aufhielten, die schleunigst aus den Fenstern entsprangen. Nur 10 Jahre trennen diesen Moment von jenem 23. Junius 1789, wo Ludwig **XVI.** der Nationalversammlung zu Versailles befahl, den Saal zu verlassen, wo der tiers-état unerschütterlich sitzen blieb, und wo Mirabeau erklärte, man möge die Gewalt der Bajonette gegen sie versuchen. Ist's nicht wie eine Ironie des Schicksals, daß es nach zehn Jahren nicht ermangelte, diese Herausfoderung anzunehmen? Nur zehn Jahr! aber die Begeisterung war längst erloschen, seitdem man sah, daß man, mit ihren vollen Segeln gehend, nirgends landete als auf der Guillotine. Und wie nach einem Sturm auf dem Meer die Wellen noch lange, lange, in wilder heftiger Aufwühlung bleiben, welche den Lauf der Schiffe außerordentlich hemmt, so war dort eine Aufregung zurückgeblieben, die unter Bonaparte's Leitung zur Berserkerwuth ward. Wie jene alten mit ihr behafteten Nordlandsrecken mußte Frankreich Kämpfe und Kriege nach Außen haben, um nicht gegen sich selbst zu wüthen. Und wie sich seitdem die Umwälzungen

so rasch folgen! Nach fünfzehn Jahren war's vorbei mit dem Kaiserreich, und nach abermals fünfzehn Jahren mit der Restauration. Wer weiß, was die dritte Wiederkehr dieser Zahl bringen wird! Je näher dem Abgrund, desto rascher wird ein Sturz. — — Uebrigens war es höchst munter in St. Cloud; die Wasser sprangen, es wimmelte von Menschen. Eilf Zwölftel derselben waren endimanchirt, denn der August ist der Monat, wo die ganze elegante Gesellschaft darnach strebt, Paris zu verlassen; doch eben jene sind unterhaltender anzusehen. Die angeborne Munterkeit geht zuweilen mit ihnen durch, was den wohlerzogenen Leuten nicht geschieht; und die kleinen plebejischen Manieren und Gewohnheiten kommen zum Vorschein trotz der modischen Toiletten. Das hatte mich auch schon sehr ergötzt auf einem Ball in Ranelagh, im Boulogner Holz, welches wie Dommeiers Casino in Hietzing bei Wien von der guten Gesellschaft besucht wird, um dem Tanz der Uebrigen zuzusehen. Nur ist Dommeiers Casino viel größer und hübscher als Ranelagh. Die Pariserinnen sind aber keine Schönheiten! klein und hager von Gestalt, kommen mir ihre Köpfe zu groß, wenigstens die Züge viel zu stark vor. Die ganze Person sieht unvollkommen aus, und wenn sie sich in norddeutscher Weise, nämlich ein wenig geschmack-

los kleideten, so würden sie ungemein garstig aus-
sehen. Doch das thun sie nicht. Wer in Paris
auf der Straße erscheint, ist nett gekleidet. Sie se-
hen nicht geputzt aus, aber es steht ihnen Alles;
man wird nicht das ängstliche Bestreben in ihnen
gewahr, um jeden Preis nach der Mode gekleidet zu
sein, wenn auch ein wenig plunderhaft. Ferner hal-
ten sie sich gut, wie das kleine Figuren fast immer
thun, während große häufig genirt durch ihre Größe
sind. Und sie sind sehr klein, so klein, daß ich für
groß galt. „Oh qu'elle est grande!" hatte ich
schon öfter gehört, ohne zu ahnen, daß dieser Aus-
ruf mir folgen könne. Aber die Blumenmädchen be-
lehrten mich darüber, sie, die auf allen Promenaden
ihre Sträuße mit der Anrede: „ma belle dame!"
anbieten, setzten immer das grande bei mir hinzu,
und so sah ich denn, daß es ein schmeichelhaftes
Compliment sein sollte. So wird man groß zwi-
schen Kleinen! aber ich mach' mir nichts daraus.
Ich wollt', ich stände immer neben Ihnen, Herzens-
Emy, da seh' ich ganz klein aus, und das ist mir
weit lieber.

Nach dem Schloß von Neuilly führt eine präch-
tige Avenue, schnurgrade durch die Champs élysées
und den Arc de l'Etoile. Diesen Triumphbogen
fing man schon unter Napoleon an, aber vor einigen

Jahren ist er erst beendet. Er macht sich süperb, 152 Fuß hoch, von weißem Quaderstein, mit reichen Basreliefs von Schlachten und Ruhm, von Siegen und Frieden. Auf inwendigen Treppen steigt man zur Platteforme hinauf. Stellen Sie sich vor! dies edle schöne Monument dient den Selbstmördern zuweilen, um ihr klägliches Leben zu enden. Sie schmettern sich von oben hinunter! Drei haben es bis jetzt gethan. Mir fiel der Aquaeduct von Alcantara bei Lissabon ein, wo ähnliche aber unfreiwillige Morde geschehen. Vom Selbstmord hört man im Süden selten. Er steigert sich mit der Civilisation, welche unvermeidlich das zweischneidige Schwert der Contraste mit sich führt: brennende Lockung zu ihren Genüssen, Unmöglichkeit der Befriedigung für Alle. O was für Entmuthigungen, was für namenlose Verzweiflungen mögen hier durch Tausende von Seelen gehen! In so einer Stadt, wo der Glanz der Welt sich auf einem Fleck, überwältigend für die Fantasie zusammendrängt — wie muß da der Drang zum Leben so reizend, und die Angst um's Leben so groß sein. Wenn sie denn zu heftig werden, so daß jener nicht zu befriedigen und diese nicht zu stillen ist, wenn die Wünsche die Kräfte aufgerieben haben — dann gehen sie auf den Triumphbogen oder auf eine Seine-Brücke und stürzen sich in

die Tiefe hinab. Als ich da oben stand, wünscht' ich mit dem **Diable boiteux**, die Dächer von Paris abdecken und ins Innere der Häuser blicken zu können. Aber am Ende hätt' ich Bilder gewahrt, die schreckenvoller als die Morgue und das Irrenhaus sind, und mir hätte der Muth gefehlt, sie ins Auge zu fassen.

Der König war mit seiner ganzen Familie in Eu; daher konnten wir Neuilly sehen. Ich kenne manche königliche Schlösser; die prächtigen sind frostig, die einfachen sind todt. Meistens spricht sich gar keine Eigenthümlichkeit der Bewohner in ihnen aus, und wenn's geschieht, so fühlt man sich auch nicht immer angenehm durch sie berührt. In Neuilly sagt' ich: Hier könnt' ich schon einen Sommer zubringen. Das Schloß besteht nur aus einem rezde chaussée und einer Attika darüber. Die langen Fenster führen auf breite Stufen, die rund umher laufen, und in den Park hineingehen. Mit einem Schritt ist man im Freien, die frische Luft weht in alle Zimmer, und aus allen fällt der Blick auf anmuthige Baumgruppen, die über große Pelousen und Blumenpartien und Bassins verstreut sind. Es sind nicht die graden ernsten Linien, welche in den Gärten der Tuilerien und des Luxembourg, von Versailles und Fontainebleau herrschen, und auch recht

gut mit der Majestät dieser Paläste harmoniren; hier ist freiere Bewegung in den Anlagen, und nicht imponiren wollen sie, nur gefallen. Jedes Mitglied der königlichen Familie, den Herzog von Orléans und seine Gemalin ausgenommen, welche im Sommer Trianon bewohnen, hat in Neuilly ein Appartement, das aus einem Salon, einem Schlafzimmer und einem Schreib- oder Toilettenkabinet besteht. Der König hat ein größeres, mit einer Bibliothek, einem Arbeitszimmer und einem Saal für die Adjutanten. All' diese Gemächer sind sehr zierlich, aber höchst einfach in buntem Zitz möblirt, nur das Schlafzimmer der Königin ist's in weißer — und der große Empfangsaal in rother Seide. Außer dem sehr prächtigen Speisesaal ist kein andrer Luxus in Neuilly, als der wahrhaft königliche der allerschönsten Gemälde. Da hab' ich Marinen von Gudin gesehen, bei denen ich den Wellenschlag am Ufer und das ferne Brausen des Windes vernahm; da Faust und Gretchens melancholische Bilder von Henri Scheffer. Es wohnte ein milder, wolthuender Geist in diesem Hause, der Jeden, welcher ohne Vorurtheil hineintritt, angenehm berühren muß; denn es ist ein Gemisch von einfachen Gewohnheiten, von gebildetem Sinn, von innigem Familienleben und von fürstlichem Anstand. Ich freute mich des Ge-

dankens, daß es der Herzogin Helene recht wohl gehen müsse in diesem Kreise. Sonst, mein' ich, würd' es einem deutschen Herzen schwer sein, in Frankreich zu leben, wenigstens in dieser unvertrauensvollen, mißgestimmten Zeit, wo man auf einen König wie auf einen tollen Hund schießt. Das Toilettenkabinet der Königin ist auf ganz eigenthümliche Weise decorirt. Es hängen darin hinter Glas und in Rahmen von Bronce die Lorbeerkränze, welche die Prinzen bei den öffentlichen Prüfungen im Collège, wo ihre Erziehung gemacht wurde, als Preise davongetragen haben. Unter jedem steht der Name, wahrscheinlich so, wie ihn der Lehrer hingeschrieben hat: L'élève Orléans, l'élève Montpensier, und Tag und Jahreszahl. Dies gefiel mir wundervoll, und mehr noch, als daß sie die Kränze aufbewahrt, daß sie in dies einsame Zimmer sie gehängt hat, welches niemand betritt als sie allein. Und freilich — neugierige Fremde auch, so wie ich! Aber ich habe mich gefreut über diese kleinen von der Mutterliebe gehegten und doch gleichsam verschleierten Trophäen, und wen's freut, der darf sie sehen. Welch ein Wechsel für diesen König: aus der heitern sorglosen Anmuth von Neuilly in die frostigen sorgenvollen Tuilerien, wo man ihm das Parterre mißgönnte, welches er vom Garten abthei-

len ließ, damit man nicht in die untern Fenster hineinsehe, und welches sich zum Ganzen verhält wie die Finger zum Körper. Und welchen magnetischen, bezaubernden Reiz hat denn eine Krone, um so viel Glück und Friede entbehrlich zu machen, und so manche Sorgen und Aengsten verschmerzen zu lassen. Es macht mich zuweilen ganz traurig, daß es mir völlig unmöglich ist, mir eine Krone zu erringen. Ich würde doch für mein Leben gern wissen, nein! empfinden mögen, was für eine Magie sie umschwebt, und ob überhaupt eine.

In Versailles kann man darüber nachdenken, und ihre Wetter- und Sonnenseite gegen einander abwägen. Nicht in dem gegenwärtigen Versailles, das halb Museum und halb Polterkammer — halb ein Tempel des Ruhmes „A toutes les gloires de la France" gewidmet, und halb eine Agglomeration von Kuriositäten, Monstrositäten und einigen wenigen schönen Werken der bildenden Kunst ist. Nein, in diesem Versailles mußt' ich immer an Frau von Genlis denken, und daß König Louis Philippe recht von ihrer Erziehung profitirt habe. Sie ließ für den Geographieunterricht ein Zimmer mit Landkarten austapeziren, und für die Historie eins mit französischen Königsporträts, und für die Naturgeschichte wurden Bilder von Vögeln und Käfern und

was weiß ich! ihnen beständig vor Augen gebracht, und damit die Prinzen eine Idee über Handwerke bekämen, ließ sie kleine Werkstätten in Miniatur vom Schlosser, Tischler, Töpfer, ein chemisches Laboratorium anfertigen, was Alles man noch jetzt im Conservatoire des arts et métiers neben der Drechselbank Ludwigs XVI. sieht. Genug, sie machte ihnen alle ihre Studien so viel wie möglich anschaulich, um ihnen Daten und Thaten, Namen und Begriffe durch Bilder einzuprägen. Und so kommt mir vor, als habe König Louis Philippe Versailles zu einem anschaulichen historischen Kursus für seine Pariser einrichten lassen, welche vermittelst der Eisenbahn mit großer Leichtigkeit, wenn sie sonst dazu Lust haben, hier geschichtliche Studien treiben können. Bewundernswerth sind die Massen von Gemälden und Statuen, die er in einem Zeitraum von fünf oder sechs Jahren hat anfertigen, anschaffen, ansammeln und aufstellen lassen. Wenn man durch die endlosen Räume, Zimmer, Gallerien, Treppen, Hallen und Säle gewandert ist, so hat man grade zwei Lieues gemacht. Stellen Sie sich vor! eine Strecke von zwei Lieues zwischen einem Spalier von Kunstwerken! ich muß aufrichtig gestehen, daß mir da eine Obstbaumallee schon lieber ist. Auf der Eisenbahn soll man in einer halben Stunde von

Paris nach Versailles fahren. Ich dachte, wenn's dabei eben so konfus und wild hergeht wie auf den Posten, so ist's höchst unbehaglich, und wir fuhren im eigenen Wagen in kaum zwei Stunden dahin. Um zehn Uhr Morgens waren wir in Versailles, gingen gleich in den Garten, in die Orangerie, nach Trianon, bis Mittag 12 Uhr, wo täglich das Schloß geöffnet wird; und dann vier Stunden darin herum. Punkt vier Uhr wird's geschlossen, so daß man grade Zeit gehabt hat, langsam hindurch zu promeniren; sehr aufhalten darf man sich nirgends, sonst wird man nicht fertig mit seinem Kursus. Zum Diner, um sechs Uhr, waren wir wieder in Paris; aber ich versichre Sie, die Strapaze war groß, und ohne eine liebe kleine Reisegefährtin, deren treuer Zuspruch sich in manchem mühseligen Tage bewährt hat, ohne meine Bonboniere mit Chocoladenpastillen hätte ich sie gar nicht ertragen. Es ist gar zu lästig, wenn man seinen Tag eingetheilt und über jede Minute verfügt hat, daß man die ganze Einrichtung stören soll, weil man Hunger hat, und frühstücken oder diniren mögte. Dagegen sind die Chocoladenpastillen vortrefflich, denn sie haben etwas Ermunterndes, und ich hab' in Paris eine unglaubliche Consumtion von ihnen gemacht. Die beste Chocolade zum essen, die ich kenne, ist übrigens weder in Paris, noch in

Spanien, noch in Italien, sondern in Bagnères de Luchon bei Herrn Seube Aîné. Neben ihr schmeckt alle andre fad'e oder grob. Sie ist der Champagner der Chocolade. Wenn Sie etwa keine essen sollten, so bitte ich um Verzeihung, daß ich Sie davon unterhalte! — Erwarten Sie keine Beschreibung des Museums zu Versailles. Ich bin ganz zerstreut hindurch gegangen. Vor der Statue der Jeanne d'Arc blieb ich stehen, wie ich Ihnen neulich sagte, dann vor einigen Porträts, von denen ich gar nicht begriff, wie sie zwischen toutes les gloires de la France geriethen, z. B. Margareta Maultasch, Luther, Carl **XII.**, Rafael; und vor andern, weil sie mir gut gefielen, wie Frau von Genlis, die in einer Art von Reitanzug, im schwarzen Filzhut, die Harfe spielte, aber mit prachtvollen Adleraugen aus ihrem wunderlichen Habit herausschaut. Und vor einem, unter welchem geschrieben war: Carl Johann Bernadotte, 1792 Lieutenant im 36. Linienregiment, 1818 König von Schweden. Die Franzosen lieben solche Antithesen, aber diese macht auch wirklich Effect. — Vor mir auf dem Schreibtisch liegt ein dickes Buch, ein Guide für's Museum. Blätterte ich darin nach, so würd' ich wol an ein oder das andre Gemälde erinnert werden, oder mich auf dies oder jenes besinnen. Allein ich halte nicht gern so

eine Aehrenlese, weil sie immer mager ausfällt, und weil ich lieber bei dem bleibe, was mir frisch aus meinem Gedächtniß entgegenspringt. Die Masse der Gegenstände wird freilich dadurch verringert. Indessen ich denke, an einer Nomenclatur liegt Ihnen nichts — wenigstens nicht von mir. Was mich in Versailles so zerstreute, war, daß ich in Gedanken das ganze Schloß ausräumte, um mir vorzustellen, wie es unter Ludwig XIV. und seinen beiden Nachfolgern ausgesehen haben mögte. Die Bilder genirten mich, denn ich war heimlich mit andern Gestalten beschäftigt. Der große König wandelte einher mit seinem ganzen Gefolge von Staatsmännern, von Feldherren, von Gelehrten, Künstlern, Dichtern, umgeben von einem Kranz schöner und geistreicher Frauen, und von der Bewunderung von ganz Europa. Damals mag hier das Leben doch einen wundersamen Zauber gehabt haben. Wenn's auch kein Edelstein war, so war es doch so brillant facettirt durch Glanz und Glück, durch Geist und Grazie, ja, durch Kraft und Schwung, welche die größten Männer und tiefsten Denker Frankreichs erzeugten, daß es eine gewisse poetische Färbung, und zugleich eine Glorie von Ueberlegenheit, Bildung und Würde empfing, die, wenn sie auch nicht von dem König ausgingen, doch auf ihn zurückstrahlten und ihm für

immer einen goldnen Rahmen gaben, dessen Mittelpunkt er im Gemälde seiner Zeit ist. Es war viel Verkehrtheit da, Thorheit, Uebermuth, Ueppigkeit, alle Fehler der Jugend, aber auch aller Reiz der Jugend. Dazu hohe Leidenschaften, die das Herz brechen oder stählen. Die tiefe Liebe von Frau von la Vallière zum großen König giebt ihm die letzte Verklärung: er ist geliebt worden. Das dauert denn freilich nicht immer! Er verstand nicht, sich selbst Schranken zu setzen, und daher verließ ihn das Glück. Er wollte es nicht merken lassen, er verfolgte es dennoch; da kehrte es sich erbittert wider ihn, und offenbar. Das kränkte ihn. Den Ehrenplatz, den er auf der Erde verlor, wollte er nun im Himmel erringen. Der große König, der das Herz der Königin zermartert, und der Frau von la Vallière geknickt hatte, entschloß sich, heimlich der Gemal der Wittwe Scarron zu werden, und zwischen den Religionskriegen im Languedoc, den biblischen Tragödien zu St. Cyr, und unglücklichen Feldzügen zu Gunsten des vertriebenen Königs Jakob II. von England — gedrückt von der Mißstimmung des Volks, von schmerzlichen und unberechenbar unheilvollen Todesfällen in seiner Familie, vielleicht auch von dem geheimen, durch keine Beicht' und Absolution zu unterdrückenden Bewußtsein, durch seine Verschwendung Frankreich untermi-

nirt zu haben — ging sein Leben in trüben Wolken zu Ende, in Wolken, welche während des ganzen Jahrhunderts unbeweglich am Horizont standen, immer schwärzer und drohender wurden, und endlich als Ungewitter losbrachen, hier in Versailles, als der Enkel seines Urenkels im Frühling 1789 die États-Généraux herbeirief. Ein Wort des Königs in seinen späten Jahren hat mich immer gerührt, weil es zugleich voll liebenswürdiger Güte und voll jener Trauer ist, die ich mir unzertrennbar vom Alter vorstelle. Der Marschall Villeroi kehrte von einem sehr unglücklichen Feldzug zurück, und versuchte bekümmert und niedergeschlagen sich beim König zu entschuldigen, bei dem er in großer Gunst stand. „Monsieur le maréchal," unterbrach ihn der König gütig, „à notre age on n'a plus de bonheur." Er starb in Versailles, das er wie seine Schöpfung, und vielleicht wie eine Reliquie seiner Größe liebte, 1715, Septbr. 1.

Andre Gestalten erfüllten jetzt die Räume, wüstes Gesindel, ohne Sinn, ohne Seele, ohne Ueberlegung. Dazwischen wuchs der Knabe Ludwig XV. auf. Statt des edlen Fénélon, welcher die Erziehung seines Vaters einst geleitet, ward die seine vom Cardinal Fleury gemacht. Ludwig XIV. hatte noch Traditionen von Heinrich IV., dem „bon roi" und

vom gewaltigen Herrschertalent des Cardinal Richelieu. Ludwig XV. hatte Traditionen der Regentschaft. Uebermüthig wie Frau von Montespan und herrschsüchtig wie Frau von Maintenon gewesen sein mögen — sie erschienen wie vornehme Naturen neben der Pompadour und der Dubarry. Ich weiß nicht was für eine zersetzende, lähmende Schwüle über der Zeit brütet. Nicht blos alle Sitte — auch aller Anstand geht zu Grunde. Die Charaktere werden matt und farblos. Die Leidenschaften hören auf, die Liaisons beginnen. Tüchtige Staatsmänner und Feldherren sucht man umsonst, umsonst kriegerischen Ruhm und Sieg, oder innern Wohlstand, oder irgend etwas, das einer Regierung Würde und Ansehen verleiht. Nichts, gar nichts! — Gescheite Männer giebt's, feine Köpfe, scharfe Denker, denen ist der Zustand, in welchem man vegetirt, diese eingenistete Schwäche und Verderbniß, wie ein Gift, welches man um jeden Preis aus dem Körper entfernen muß. Alles, was besteht, ist so nichtswürdig, daß sie meinen, in dem, was bestehen könnte, den Gegensatz der Vollkommenheit zu finden. In diesem Sinn sprechen sie, schreiben sie, besonders Rousseau, dessen düsterglühende Feuerseele sich fürchterlich beengt in dieser Schaum- und Flitterwelt fand. Ich weiß Alles, was man gegen Rousseau

sagen kann: Wort und That wären nicht Eins bei ihm, seine Bitterkeit gegen die Menschen entspränge aus Kränkung seines übertriebenen Selbstgefühls, er habe durch seine unanwendbaren Theorien mehr geschadet als genützt. Ich leugne das auch nicht. Er hatte große Schwächen, und er beging große Fehler; aber ich lieb' ihn, denn er ist der Alleinzige unter seinen Zeitgenossen, der Respect vor der Menschenseele hat, und an die Gotteskraft glaubt, die fort und fort in ihr wirkt. Und dieser Kraft Raum zu schaffen — dahin ging sein Streben. Er begnügte sich nicht, wie Voltaire, die bunten Lampen zu löschen, in deren flackerndem Schimmer man forttaumelte; er löschte sie, um zu zeigen, daß die Sonne scheine, und daß in ihrem Strahl reinere Luft und helleres Licht wären. Er glaubte und liebte. Durch all' seine Desolationen, durch seine namenlosen Entmuthigungen, durch die Selbstquälereien seiner allzu verletzlichen überreizbaren Seele, zieht sich die unerschütterliche Zuversicht, daß der Mensch eine höhere Bestimmung habe, als auf der Erde zu vegetiren, und unter der Erde zu vermodern, und um ihn in diesem Sinne heranzubilden, nimmt er im Emile das Kind in der Wiege, und in der Nouvelle Heloise das Weib, und im Contrat social die Zustände der menschlichen Vergesellschaftung. Ja, das ist wahr,

er schreibt als ein leidenschaftlicher Mensch, der er ist, zuweilen mit Grimm und mit falschem Raisonnement, zuweilen einseitig und daher ungerecht; aber was er auch schreibt, ist überrieselt von seinem Herzblut, und durchlodert von den Liebesfunken, welche die Berührung mit den Menschen gewaltsam fast aus seiner Seele schlägt, die er verhärten mögte — um weniger zu leiden. Wenn der Genius seine Apostel in die Welt sendet, um sie mit einem Reich der Wahrheit und der Freiheit zu überwölben, so hat er selten einen gehabt, der mehr mit Flammenzungen gesprochen hätte und tiefer begeistert gewesen wäre, als Rousseau. An dem Feuer seiner Gedanken und der Macht seiner Ideen, wärmen und stützen jetzt alle diejenigen die ihren auf, welche nachahmen mögten, was er erfunden hat. Aber einen zweiten Emile hat doch noch Keiner geschrieben, und darum kommen die Kinder von Genf auch immer an seinem Geburtstag zu seiner Statue, auf seine Insel im Leman, und danken ihm mit Blumen und Kränzen, daß er, der große Mann, der Freund der Kleinen gewesen ist. Ludwig XIV. war der Mittelpunkt aller Größe seiner Zeit; die großen Autoren schrieben für ihn, huldigten ihm und verherrlichten ihn — nicht aus gemeiner Schmeichelei, wenigstens nicht Alle und nicht immer; allein es ging nun einmal

von seinem Thron ein solches Licht aus, daß Jeder meinte dessen zu bedürfen, um sein Werk in der gehörigen Beleuchtung zu sehen. Der König besaß Verstand genug, um einen ernsten und feinen Geschmack an den Tag zu legen, und das war von großem Einfluß auf die Literatur. Unter Ludwig XV. hörte dieser gänzlich auf, und in der Literatur zeigte sich eine entschiedene Opposition gegen das Bestehende. Als er 1770 starb, und der junge Ludwig XVI. mit seiner eben so jungen Gemalin den Thron bestieg, wurde es wieder ganz anders in Versailles. Die widerlich wüsten Bacchanalien eines Greises hörten auf, und es begann eine fröhliche unbedachtsame Existenz, deren Gedankenlosigkeit doppelt schauerlich ist, weil sie dem blutigen Ernst der Revolution vorhergeht. Der König ging auf die Jagd, führte darüber ein Tagebuch, und trieb kleine unschuldige Handwerkskünste. Die Königin richtete eine Schweizer-Milchwirthschaft in Trianon ein, verlebte ihre Tage mit einem Cirkel von vertrauten Freunden, ohne Ceremonie, ohne Etikette, ging im Strohhut und im Musselinkleid spazieren, verzauberte die Männer, beherrschte die Frauen ihres Hofes, und verschwendete in idyllischen Liebhabereien mehr als in königlichen. Als die Zerrüttung der Finanzen so groß geworden war, daß Niemand aus noch ein

wußte, — weil man damals noch nicht die Erfindung gemacht hatte, Kammern einzurichten, um bis ins Unendliche Millionen votiren zu lassen — berief der König die États-Généraux, um Rath und Hülfe von ihnen zu fordern. Zum ersten Mal und um derselben Ursache willen erscheinen sie in der französischen Geschichte unter König Johann dem Guten, im Jahr 1355, und der tiers-état hatte auch damals schon einen feurigen Redner an seiner Spitze, Etienne Marcel, den prévôt des marchands von Paris. Seitdem wurden die États-Généraux unter jeder Regierung ein, auch mehre Male gehalten, je nachdem die Könige die Stimmung und Meinung der Nation kennen lernen wollten und Steuerbewilligung begehrten; auf Letztere läuft es immer hinaus. Hat die Geldnoth, durch Unordnung und Verschwendung erzeugt, ihren höchsten Grad erreicht, dann werden die États-Généraux berufen um Hülfsquellen zu erfinden oder zu eröffnen. Marie von Medici versammelte sie in großer Bedrängniß während der Minorität Ludwigs XIII., im Jahr 1614—15. Das waren die letzten bis 1789. Weder Richelieu noch Ludwig XIV. hielten es für nöthig sich um Wunsch und Wille, Einstimmung und Zustand der Nation zu kümmern, und unter Ludwig XV. waren sie gleichsam nicht mehr Mode.

Nach dieser Pause von 174 Jahren treten die Etats-Généraux wie mit Posaunenschall auf, und wirklich schienen sie das jüngste Gericht über Frankreich heraufzuführen. Am 1. Oktober fand hier im Opernsaal das berühmte Bankett statt, welches die Gardes-du-Corps dem Regiment Flandern gaben, wobei König und Königin mit dem Dauphin erschienen und zu unerhörter Begeisterung fanatisirten — während das Volk von Paris in fakticer oder wirklicher Hungersnoth war, und darin übermüthige Verhöhnung seiner Bedrängniß sehen wollte. Am 5. Oktober stürmte es nach Versailles — eine Horde von vielen Tausenden, brüllend nach Brot und nach den „Menschenrechten," lechzend nach Unfug und Zerstörung, berauscht durch die Erinnerung seines Sieges bei der Erstürmung der Bastille. Die Nationalgarde sah zu. Die Gardes-du-Corps wurden umgebracht. Ludwig XVI. verbot jeden kriegerischen Widerstand. Er willigte in alle Forderungen. Er erniedrigte die Majestät so weit, daß er die wortführenden Poissarden umarmte. Er ließ sich und die Seinen am andern Tage willenlos vom Pöbel nach Paris führen, während die Köpfe der treuen Gardes-du-Corps auf Piken seinem Wagen vorgetragen wurden. Er hatte aufgehört König zu sein. Das war das Ende des Königthums von Gottes

Gnaden in Frankreich, und dadurch ist mir Versailles so merkwürdig — so viel tausendmal merkwürdiger als sein ganzes Museum. Eine große Epoche der Geschichte ist hier zu Grabe getragen, nachdem sie eben hier in ihrer höchsten Blüte geprangt hat.

Das Schloß von St. Germain bietet gar kein Interesse dar. Unter Franz I. war es seine glänzendste Residenz. Ludwig XIV. wies es dem entthronten König Jakob II. zum Aufenthalt an, und dort wurde sein Sohn geboren, der Prätendent, wie ihn die Engländer — der Chevalier de St. Georges, wie ihn die Franzosen nannten, der Vater der letzten Stuarts. Es sieht auch ganz so melancholisch aus, wie es sich für einen Zufluchtsort der melancholischen Stuarts schickt, und ich denke, die schönen Augen der Königin Anna von Modena, von denen Frau von Sévigné sagt, es seien die lieblichsten, die sie je gesehen, „des yeux noirs, qui ont pleuré" — werden sich hier nicht sehr aufgelichtet haben. Jetzt ist es eine Caserne und wird nicht gezeigt. Der Garten ist mehr ein Wald zu nennen, und die Aussicht von der Terrasse auf die Windungen der Seine ist freundlich. In der kläglichen Kirche des öden Städtchens St. Germain ist das klägliche Grabmal König Jakobs II., so fern von Westminster, der Gruft seiner Ahnen, so fern von

St. Peter zu Rom, wo seine letzten Enkel ihr Grabmal haben. — Auch nach St. Germain kann man auf einer Eisenbahn fahren; allein ich wünschte Malmaison zu sehen — wo es indessen buchstäblich gar nichts zu sehen giebt. Ich meinte, es müsse noch irgend eine Erinnerung an die anmuthige Kreolin aufbewahren, welche Napoleons Liebe mit der Kaiserkrone schmückte, und welche sein Ehrgeiz grausam und nutzlos verstieß. Aber Napoleon ist verschollen, Josephine ist vergessen, und la Malmaison, wie es zu ihrer Zeit war, existirt nicht mehr, ist zerrissen, zertheilt, und an verschiedene Besitzer verkauft, die sich Campagnen darin eingerichtet haben. Unser Kutscher hatte es noch in den Tagen des kaiserlichen Glanzes als junger Bursche gesehen. Er beschrieb, wie es damals gewesen sei, und endete mit der beim Volk von Paris gebräuchlichen Phrase: „C'était joli comme tout." Und von der Josephine sagte er: „C'était une bien bonne dame, bonne pour tout le monde." Die Güte ist das, was beim Volk die längste Erinnerung zurückläßt. Diesen Kutscher muß ich überhaupt loben, obgleich er nur ein Kutscher ist! Ich gesteh' es, ich hab' ihn sehr bewundert, denn Tag für Tag, von früh bis spät, war er auf seinem Kutschensitz die Pünktlichkeit und Freundlichkeit selbst, wurde nie verdrüßlich

über die zahllosen Kreuz- und Querfahrten, wußte besser Bescheid in Paris als der Lohnbediente selbst, konnte Auskunft geben über Straßen und Gebäude, welche diesem mangelte, machte nie Schwierigkeit, weder für sich noch für seine Pferde, vom Morgen acht Uhr bis Mitternacht, wenn ich's begehrte, im Dienst zu sein. An einem andern Ort wär' es mir wol nicht so aufgefallen, aber ich hatte gelesen, wenn ich nicht irre in Lady Morgans Buch über Frankreich, daß die Fremden unerhörte Noth mit den Dienstboten in Paris hätten, und das war nun ganz und gar nicht der Fall. Darum geschieht meinem Kutscher die Ehre, daß ich seiner erwähne, denn nichts ist lästiger für den Fremden, der immer Eile und alle Hände voll zu thun hat, als wenn die Domestiken widerwillig und unbeholfen sind.

Das Schloß von Vincennes ist Staatsgefängniß, und der Eintritt nicht erlaubt; nicht einmal in den Hof. Die Kirche und ein Paar Thürme blickten so alterthümlich ehrenhaft und streng über die Mauer, daß sie mich sehr lockten; doch Niemand darf über die Brücke.

Und nun, da ich doch schon außerhalb Paris bin, will ich auch nicht mehr dahin zurückkehren. Was ich noch sagen könnte, würde mehr oder weniger ins Fach der Beschreibung übergehen, und das ist nicht

mehr das meine. Die lesen Sie tausendmal besser in tausend andern Büchern, liebste Emy. Ich hab' Ihnen nur den Eindruck skizziren wollen, den es auf mich gemacht; und wenn ich ihn in zwei Worten zusammenfassen soll, und wenn Sie mir versprechen, mich deswegen nicht ungerecht und parteiisch verblendet zu nennen, so sag' ich Ihnen: es ist der Eindruck einer galvanisirten und geschminkten Riesenleiche.

An den Rhein.

— Das ist eine insipide Fahrt nach Rheims! Land, Leute, Städte, Geschichte, nichts bot mir Stoff, um ihn mit meinen Gedanken zu durchweben. Daß ich hier im alten Austrasien der fränkischen Monarchie war, daß ein Zweig der merowingischen Könige nach ihrer Residenz „Könige von Soissons" hießen, das ist doch schon so urlange her, daß ich mir nichts Rechtes mehr dabei aufdenken konnte. Hauptsächlich kam es daher: ich war abgespannt. Ich war fünf Monate umhergestreift, von Nizza nach Lissabon, von Lissabon nach Paris; und wenn man eben aus so merkwürdigen Orten und von so schönen Stätten kommt, so hält es schwer sich für ein Land zu fanatisiren, möge es nun Austrasien oder die

Champagne heißen, das so trist und unfreundlich aussieht. Um Villers Cotteretz sind wunderschöne Forsten, lauter Eichen und Buchen, durch die man auf breiten, schnurgraden, aber leider nur gepflasterten, nicht chaussirten Wegen, immer gradeaus fährt. Sie gehörten dem letzten Prinzen von Condé, der sich so wundersam vor einigen Jahren erhenkte. Soissons liegt still und breit da. Was halfen ihm jetzt die Römer, die Franken, die Throne und Schlachten der karolingischen Könige, die liguistischen Kriegszüge, die sich einst drin und drum bewegt haben? Jetzt ist's doch nur ein armes Nest, und sieht auch ganz so aus. Seine alte stattliche Kathedrale hat's aber doch. Die fehlt selten einer Stadt im nördlichen Frankreich, und giebt ihr einen schönen und ernsten Schmuck. Noch schöner mag zu ihrer Zeit die Kirche von St. Jean gewesen sein, welche die Preußen im Jahre 1815 zu einer prächtigen Ruine zerschossen haben, die wie ein Triumphthor im gothischen Styl außerhalb der Stadt liegt. Wir gingen so herum; es gab zwar nichts zu sehen, allein im Gasthof war's noch unbehaglicher. Ein eisiger Wind wehte; von den Kastanienbäumen auf der Promenade rieselte das gelbe Laub klappernd herunter, und huschte an der Erde gespenstisch hin, wie zum Todtentanz. Es war doch erst der 24. August,

aber so kalt, daß ich mich in meine Mantille wikkelte, und im Sturmschritt ging, und mit einiger Beklommenheit an Deutschland dachte, wie kalt es da wol sein möge. Am andern Morgen, auf der Weiterfahrt nach Rheims, sahen wir auf einem Hügel am Wege erfrornes Kartoffelkraut, das schwarz und welk die Blätter hängen ließ. Grade vier Monat früher, am 25. April, hatten wir bei Alicante reife Gerste gesehen und die Hitze zu drückend gefunden, um lange spazieren zu gehen. Solche Verschiedenheit des Climas giebt's in dem alten Europa, das mir immer wie über einen Leisten geschlagen vorkommt! Ich glaube, nichts ist der Gesundheit so zuträglich, als eben sie — nur muß man zuvor gesund sein; dann ist's wie wenn der Stahl gehärtet wird, indem man ihn aus dem Feuer ins Wasser taucht. Und wie der Leib des Menschen, so auch sein Geist. Immer dieselbe Beschäftigung und Umgebung, derselbe Kreis der Gedanken und des Umgangs, erschöpfen ihn, machen ihn gegen das Gute seiner Verhältnisse gleichgültig, und stumpfen ihn gegen das Schmerzliche in denselben ab. Glück und Leid, wenn er sie erkennen soll, müssen ihm nicht zur Gewohnheit werden, ihm nicht erlauben, sich in ihnen einzunisten, so viel Lust er auch aus Liebe zur Bequemlichkeit dazu haben möge. Immer

muß er ein bischen aufgerüttelt und munter gemacht werden, sonst schlummert er ein. Ich sage nicht, daß die Art der Ermunterung, und überhaupt beständig in Athem gehalten zu werden, sehr angenehm sei und genau unsern Wünschen entspräche, aber besser ist es doch, als im halbwachen Zustand zu vegetiren, wo man von seinen Gewohnheiten wie von tiefen innerlichsten Nothwendigkeiten spricht, und wo man sich den alten Schlendrian zum Grundsatz ausbildet. Sagen Sie mir ehrlich, halten Sie etwas von den Grundsätzen? Ich hab' schon oft gedacht, kein Mensch hätte Grundsätze. Vorsätze hat man, und an denen hält man und führt sie aus bis zu einem gewissen Punkt, und darüber hinaus — ist man in Gottes Hand. Ich komme deshalb zum Mißtrauen gegen die Grundsätze, weil ich immer nur dann von ihnen höre, wenn sie gar keine Gefahr laufen, erschüttert zu werden, sowol im allgemeinen als im individuellen Leben, und weil ich noch nie gesehen, gehört oder gelesen habe, daß man kraft seiner Grundsätze von der Gefahr erlöst oder über den bedenklichen Moment hinweg gekommen wäre. Dazu gehört die Plötzlichkeit der Erkenntniß und die Energie der That, und die liegen eben über jenen Punkt hinaus, bis zu dem uns die Vorsätze führen, und wenn auch nicht auf sie rechnen — so dürfen

wir doch auf sie hoffen, und glauben Sie nicht, daß wir mit dieser Hoffnung eben so weit kommen als mit den Grundsätzen, die nur auf die ihnen inwohnende Kraft rechnen? — Es ist ein wahres Unglück, liebe Seele! Wenn ich nicht von einem ganz bestimmten Gegenstand zu erzählen habe, so vagabondiren die Gedanken auf eine erschreckende Weise umher. Und dazu hab' ich doch gar keine Zeit mehr, für diesmal. Der Winter geht zu Ende, wenigstens nach dem Kalender, in den Frühling mag ich diese Blätter nicht hinüber nehmen und jetzt, während des Aequinoctiums, ist schlecht arbeiten. Alfieri und Milton konnten es gar nicht, und ich hab' auch immer erschrecklich viel zu thun, bis ich den alten Winter hab' zurücktreiben helfen in seine Eishöle am Nordpol. — —

Eben jetzt legte ich eine ganze Weile die Feder fort und die Hand über die Augen, um mich recht genau zu besinnen, wie die Kathedrale von Rheims aussieht, welche mir, vielleicht weil sie die letzte ist, die ich gesehen, schöner und erhabener als irgend eine, wo es auch sei, zu sein scheint. Wenn ich so still dasitze, und die Augen schließe, und nach Innen sehe, komm' ich mir vor wie Aladdin, der mit seiner Wunderlampe unermeßliche Schätze gewahr wird, nur mit dem Unterschied, daß sie ihn reich machten,

und mich nicht. Reich ist, wer geben kann, und was kann ich geben? ich kann Ihnen nicht die Kathedrale von Rheims hinbauen, nicht die Venus von Milo hinstellen, nicht die Pyrenäen hinmalen. Stände mir ein Wort zu Gebot, um diese Bilder aus meiner Seele in die Ihre hinein zu blitzen — o, da sollt' es schon gesprochen werden! aber mit der dürren Ausmalung und Aufzählung ist ja nichts gesagt. So sind denn diese Schätze in mir für Sie — todt, und es macht mich traurig, Schönes zu besitzen, ohne es mit Ihnen theilen zu können, meine Herzeinzige, traurig, daß der Mensch so bänglich auf sich selbst angewiesen und dazu bestimmt ist, inmitten seiner Reichthümer seine Dürftigkeit zu fühlen. Aber ich versichre Sie, ich kann oft wer weiß wie lange unbeweglich mit geschlossenen Augen sitzen, und Bilder an mir vorübergleiten lassen, so zahlreich wie das Museum zu Versailles und unendlich viel schöner! architektonische, historische, landschaftliche Bilder, Szenen aus der Natur, aus dem Leben, aus der Kunst, bunte wechselnde Gruppen, bald fröhlich, bald tragisch; einsame Statuen, von Göttern, von Helden und — von Menschen; dann eine Art von Elgin'scher Sammlung, lauter Bruchstücke: ein Lächeln, ein Augenpaar, ein Antlitz, ein Blick, ein Moment — o, eine unbeschreibliche

Schönheitswelt, schöner als die Wirklichkeit, weil deren Mangelhaftigkeit und Unschönheit nicht in sie hineinragt, und schöner als der Traum, weil sie das selige Bewußtsein der Wahrhaftigkeit in sich trägt. Thue ich dann die Augen auf, so sieht mir die Welt kahl und nüchtern aus, und ich hab' oft große Lust, die Wunderlampe alsbald wieder anzuzünden und in den diamantenen Schacht zurück zu kehren. Aber daß ich da so allein sitzen muß — das halt' ich nicht aus! da will ich es schon lieber etwas weniger schön haben, und mit Andern theilen, und so komm' ich immer auf die Oberwelt und zu Ihnen zurück.

Die Kathedrale von Rheims hat im Innern die wundervollen Verhältnisse von der zu St. Denis, und auch wie jene die kleine graziöse Fenstergallerie zwischen ihren zwei Reihen von Fenstern. Daß Notre-Dame zu Paris statt derselben ordentliche kleine Fenster, gleichsam einen Entresol zwischen dem ersten und zweiten Stockwerk hat, sieht nicht nur ganz gemein aus, sondern es kommt auch dadurch eine übertriebene Gerecktheit in sie hinein. Der Chor in der Kathedrale von Rheims hat fünf Schiffe, die Kirche selbst drei. Diese Erweiterung um das Allerheiligste herum macht sich sehr gut. Nicht eine Scheibe fehlt in den prachtvollen bunten Fenstern,

aber übrigens ist die Kirche zu meiner herzinnigen Freude von grauem Stein und farblos. Von Außen ist sie ausgearbeitet — etwa wie ein Reliquienkasten von Elfenbein, oder was man im Goldschmidtsausdruck ouvragirt nennt. Bei Notre-Dame sind die eilf Stufen, welche früher zu dem Portale hinaufführten, verschwunden: so hat sich allmälig der Erdboden von Paris erhöht, und man tritt jetzt unmittelbar vom Steinpflaster in die Thüren, wie in jedes andere Haus; aber hier sind die Stufen frei, und der Vorplatz vor dem Portal breit, so daß schon das Aeußere ankündigt, daß man eine höhere Region betritt. Und nun, von den Stufen an bis zu den beiden Thürmen empor, welche sich rechts und links über die Façade erheben, ist das ganze Gemäuer eine Tapete von Steinstickerei. Es wurden uns hernach die köstlichen Meßgewänder gezeigt, welche bei der Krönungsceremonie getragen worden sind — lauter Gold- und Silberstoff und überstickt mit Gold und Silber — ich meinte, sie hätten die Muster dazu von den Mauern der Kathedrale abgesehen. Rafael'sche Arabesken sind nicht zarter und weicher als diese Steinmetzarbeit. Dort keimen Genien und Amorinen aus Laub und Blumen empor, hier Engel und Heilige. Ich weiß nicht, welch' eine tiefe, ernste, süße Liebeswelt sich in diesem schwarzen Ge-

stein offenbart, das mit so unglaublicher Anmuth geschmückt ist. Mir fielen Fra Angelico's Gemälde vom Paradiese ein. Es ist auch eine solche Innigkeit darin, solche vollkommne Hingebung der Seele an ihren Gegenstand, solche Liebe! Dadurch wird es eben bezaubernd. Was ohne Liebe gemacht ist, so eine Magdalenenkirche z. B., kann mir nie ans Herz kommen, denn sie ist und bleibt mir das Product eines ungemein geschickten Handwerkers, und der Athem des Lebens weht nicht durch sie hin. Aber hier ist's, als wäre jeder Handwerker ein Künstler gewesen, durchstrahlt von einer schönen Idee und sie nachbildend; und daher ist es warm und lebendig, wenn auch nur ein schwärzliches Gestein, denn das, was das Leben zum Leben macht, die Liebe athmet darin. Einer der Thürme wurde restaurirt. Ach, daß solche Werke nicht unvergänglich sein dürfen wie die Elemente! — Ich trank ein Glas Champagner auf Wohlergehen und langes Leben der Herrlichen. Dann fuhren wir fort, ohne uns um die Monumente aus der römischen Zeit zu bekümmern, welche wenig mehr als Schutthaufen sind.

Rheims liegt an der Marne, und die fließt in die Seine. Jetzt kam ich in ein andres Flußgebiet, durch die Ardennen, an die Maas, an die Mosel, und die fließen in den Rhein. Das Land wimmelt

von kleinen Festungen. Mézières, Sedan, Montmédy, Longwy sind lauter Festungen, und es ist recht gut, daß ich wenigstens das von ihnen sagen kann, denn sonst wüßt' ich nichts. In Sedan ist freilich im Jahr 1611 Heinrich von Bouillon, Graf von Turenne geboren, und an seiner Statue fuhr ich vorüber; aber ich sah nicht ein, wie mich die Erinnerung an ihn sehr erfreuen sollte, da er geholfen hat, das Elsaß von Deutschland loszureißen, und er in der Pfalz wie ein Mordbrenner gehaust hat. Weil sie das Elsaß erobert haben, bilden sich die Franzosen steif und fest ein, der ganze Rhein gehöre ihnen. Mit demselben Recht dürften sie sich einbilden, das Vorgebirge der guten Hoffnung gehöre ihnen, weil sie Algier erobert haben. Uebrigens kann ich ihnen ihre Sehnsucht, den Rhein zu besitzen, gar nicht verdenken: sie würden denn doch wissen, wie ein kultivirtes und gesittetes Land aussieht — denn das erblickt man nicht zwischen Paris und Trier. Doch daß ich keine Unwahrheit sage! die Dörfer um Mézières und Sedan sahen ungemein sauber aus, die Häuschen hatten helle reine Fensterscheiben, und dahinter hingen schneeweiße Vorhänge und standen Blumentöpfe. Ich geb' Ihnen mein Wort: im ganzen übrigen Frankreich hab' ich das nicht gesehen; daher schreib' ich es der belgischen Nachbarschaft und

Einwirkung zu. Die Champagne hat mir, wie die Provence, einen desolaten Eindruck gemacht! sie hat ihren Wein — jene hat ihren Oelbau; damit kommen sie mir vor wie Menschen, die sich auf irgend ein Brotstudium geworfen haben, um zu leben, und es wie taub und blind treiben, und sich übrigens um nichts kümmern. Ich weiß wol, daß es vom Boden, von der Lage, von vielen ganz unerschütterlichen Umständen abhängt, welchen Zweig der Industrie ein Land ergriffen hat, und daß diese Einseitigkeit nicht immer den Wohlstand ausschließt; dennoch hat sie etwas Unerfreuliches, Spärliches. Ich denke doch immer: da muß viel Land und Kraft brach liegen. Dazu kommt, daß der gemeine Mann in der Champagne besonders arm und roh aussieht, die Dörfer schmutzig, die kleinen Städte finster. Schaaren von Bettlern umlagerten den Wagen. Als auf der ersten deutschen Post ein Kinderschwarm sich herandrängte, ohne zu betteln, nur aus Neugier, wurde mir ganz leicht ums Herz. Die Ardennen sind wie all' die kleinen Gebirgszüge steril und unmalerisch. Dafür übersteigt man sie mit der größten Leichtigkeit, und auch die Chaussee ist gut. Bis Rheims ist der Weg gepflastert, und wirklich zerschmetternd für den Kopf und die Nerven. Longwy ist die letzte französische Stadt, wo Ludwig XIV. ge-

baut und nach Vaubans Fortifikationssystem befestigt — von dem ich nichts verstehe. Ich weiß nur, daß all' diese kleinen Festungen höchst lästig sind, weil man sie nicht in der Nacht passiren darf, und daher zu sehr schlechten und schmutzigen Nachtquartieren gezwungen wird.

In Luxemburg hört' ich zum ersten Mal deutsch sprechen, grade eilf Monate, nachdem ich es oben auf dem Wormser Joch zum letzten Mal gehört. Dazwischen hatte ich das cadenzirte italienisch, das glockenvolle spanisch, das näselnde portugiesisch, das glatte französisch und zwar in allen möglichen Mundarten und Patois gehört, und mitunter klang es mir lieblich und angenehm ins Ohr — lieblicher als deutsch, das leugne ich nicht. Aber was will das sagen! mein Herz jauchzte dieser Sprache entgegen; denn die Sprache, in welcher der Mensch betet und dichtet und zu seiner Liebe spricht — das ist *seine* Sprache, und sie macht ihm die Seele vibriren, wenn sie auch nicht dem Trommelfell schmeichelt. Ich sehe eben, daß ich auf dieser Seite zweimal schon das Wort Herz gebraucht habe. Das kommt daher, weil ich nun in Deutschland angelangt bin; in Frankreich wird's mir nicht so oft passirt sein. Sie stellen sich nicht vor, mit welcher Freude ich mich dem wüsten konfusen Frankreich entronnen und auf

festem deutschem Boden fühlte. Daß ich durch die Rebhügel der Mosel wie durch ein heitres Triumph-thor in Deutschland hineinzog — daß auf einmal wunderschönes Sommerwetter mit Sonnenglut und Mondscheinabenden eintrat — mag wesentlich dazu beigetragen haben, denn ich glaube, die Lüneburger Haide im Spätherbst hätte mir weniger gefallen; aber da es sich nun grade so lieblich traf, so warf ich mich mit offnen Armen in die Freudigkeit hinein. Mir war, als würde mir die Hand gedrückt, als schauten ein Paar liebe tiefsinnige Augen mich freund-lich und gedankenvoll an, als hießen sie mich herz-lich willkommen; und der Blick und die Sprache er-quickten mich! Ich kannte keine Seele in Trier, aber die Leute auf der Straße kamen mir alle wie meine guten Freunde vor. Im Gasthof war ein preußi-scher General aus Coblenz angekommen; dem brachte die Militärmusik ein Ständchen, da hört' ich auch gleich deutsche Musik, nämlich reine Töne. In Trier giebt's die Porta nigra und die Porta alba, die Liebfrauenkirche und die Kathedrale, den Constanti-nischen Palast und römische Bäder — und die rö-mischen Monumente sind hier in dieser ernsthaft mit-telalterlichen Stadt, voll Kirchen und Klöster und Erinnerungen an den geistlichen Churfürstensitz dop-pelt interessant. Der Präfect von Gallien und der

deutsche Reichsfürst gehörten beide dem römischen Kaiserreich an und folgten durch achtzehn Jahrhunderte den Phasen seiner Umbildung, und jetzt ist ihre stolze Residenz nur noch eine Provinzialstadt, und trägt auch darin zurückgekommnes Gepräge. Heutzutag giebt's nur zwei Sorten von Städten, die aussehen, als ob sich die Lebensthätigkeit nicht von ihnen zurückgezogen habe: Handelsstädte und die Hauptstädte einiger Staaten, nicht aller, z. B. Berlin sieht sehr leb- und charakterlos aus, doch freilich weniger, als ob sich die Lebensthätigkeit davon zurückgezogen habe, sondern mehr, als ob sie nie da gewesen sei. Es kann auch mit jener Physiognomie der Städte nicht wol anders beschaffen sein; denn merkantilische und Centralisationstendenzen beherrschen zu gewaltig die Zeit, um nicht ihren Stapelplätzen von kaufmännischem oder politischem Verkehr jenes glänzende Uebergewicht zu verschaffen, das keinem Ort fehlt, aus welchem, wie aus einem großen Bassin, die Kanäle ausgehen, die den Bedürfnissen und Foderungen der Zeit entsprechen. Es ist recht merkwürdig zu verfolgen, wie das dominirende Prinzip jeder Epoche auch die Stätte zur dominirenden machte, in der es seine Repräsentanten fand. Zur Römerzeit war es die Stadt, Rom! und ihre Kinder, die Sitze der Präfecten in den Provin-

zen. Die Idee der Herrschaft der Stadt ist dort noch jetzt so mächtig, daß der Papst am Ostermorgen „die Stadt und die Welt" segnet. — Dann, zum Beginn der Feudalzeit, wurde es die Burg. Im spätern Mittelalter wurden es neben der Burg die Städte. Darauf die Residenzen, welche gegenwärtig als Rivale Handelsstädte neben sich haben. Trier ist weder das eine noch das andre. Es muß sich genügen lassen, in zwei wichtigen Epochen der Geschichte den Sternen erster Ordnung beigezählt worden zu sein, und zweimal einen großen Moment gehabt zu haben. Darin ähnelt es Rom, und das ist höchst selten in der Geschichte. Nach einem Ort, der einmal seine Bedeutung und Wichtigkeit gehabt und verloren, und somit seinen Zweck erfüllt hat, kehren sie fast nie zurück — weder zu Orten, noch zu Individuen, noch zu Völkern, noch zu Ländern. Es ist, als ob sie Alle nur einmal dem großen Haushalt des Weltlebens vorstehen sollten, damit Jeder an die Reihe komme und seinen Theil dazu beitrage an Mühe, an Arbeit, an Größe und Ehren. Die Porta nigra sieht ganz majestätisch aus, wie ein großer Palast, mit drei Reihen Arkaden über einander. Man weiß nicht recht, was es zur Römerzeit gewesen; ob eine Befestigung? ob ein Stadthaus? Ich hab' wenigstens nichts darüber ge-

hört. Ich denke mir, daß der Bau aus dem Ende des vierten oder Anfang des fünften Jahrhunderts sein mag; er trägt den Stempel der nach-constantinischen Zeit, eine gewisse Formlosigkeit, einen Mangel an Schwung, der ihn hinsichtlich der Schönheit tief unter das Coliseum und das Amphitheater zu Nimes stellt. Man sieht es ihm an: die kühne, stolze, unerschütterliche Idee vom ewigen Rom ist gebrochen. Der Bogen hat nicht mehr den Schwung, als ob er in die Ewigkeit hineintreten wollte. Die Begeisterung ist fort; aber Kraft und Erinnerung sind geblieben. Seit 1818 ist die Porta nigra ein Stadtthor. Bis dahin waren ihre untern Arkaden dermaßen verschüttet, daß sie einen kleinen Berg bildeten, auf dem die obere Reihe zu einer Kirche umgeschaffen lag, zu der eine Treppe von hundert und vier Stufen führte. Die Porta alba, die bis 1816 als Stadtthor diente, wurde ebenfalls von ihrer Umschüttung befreit, und erwies sich als einen der Bogen, welcher zu den schönen alten Bädern gehört. Die Thermen des Titus und Caracalla zu Rom sind voll melancholischer Abgeschiedenheit zwischen ihren Krautgärten; aber hier, an den Rebenhügeln der Mosel, zwischen Nuß- und Kastanienbäumen, in dem freundlich stillen und gesegneten Lande, kamen sie mir wundersam fremd und wundersam an-

genehm vor; ganz wie ein ehedem mächtiger Zauber, der von einer höhern Macht gebrochen und dann in ihren Schutz und Schirm genommen ward. Und die Germanen haben die Allmacht der Römerwelt gebrochen, und das ist mein Volk! — — Und die Fahrt auf der Mosel — wie unsäglich reizend. Das war Sonntag, August 29, von sechs Uhr früh bis Abends sieben Uhr, wo wir in Coblenz ankamen! Ja, die Einfahrt in den Tajo, in den Golf von Neapel, die Säulen des Hercules, Venedig, der Leman, sind überraschender, reicher, blendender — o ja, um Vieles! damit hält die kleine Moselfahrt keinen Vergleich aus. Aber, Emy, wenn Sie das Alles gesehen haben und kennen, und kommen dann auf die kleine Mosel, so sagen Sie wie ich: „O du herziges Land!" — Das Große muß man kennen, um das Kleine zu lieben, um zu verstehen, wie es in seiner Kleinheit so rund, so vollkommen, wie ein Stern oder wie eine Rose sein kann. Sonntag war's, und ein rechter Sommersonnentag. Wie ein Baldachin war der Himmel über uns ausgespannt, und sein Blau glitzerte als wär' es mit Goldflittern durchwebt. Die Mosel macht die capriziösesten Krümmungen, wie ein Kind, das hier und dort hin springt, und nie werden ihre Ufer matt. Es ist die Fülle und Frische der Jugend darin. Sie ist die ächte

und rechte Liebste des Rheins. Sie hat all' seinen romantischen Zauber, all' seine glänzende Schönheit, und nur nicht seine Majestät; dafür ist sie graziös — und was will man mehr von einer Frau? — Nie ziehen sich die Rebenhügel lange genug am Ufer hin, um den Blick zu ermüden. Sie werden von kleinen grünen Ebenen unterbrochen, die mit Nuß- und Obstbäumen überstreut sind, zwischen denen in der Ferne schlanke Dorfkirchthürme hervorragen; oder plötzlich treten Felsen schroff in sie hinein, und heben eine malerische Ruine von Schloß, Festung oder Kloster, mahnend, wehmüthig, sinnend, in das heitre Leben der Gegenwart hinein. Alte Städte, alte Dorfschaften, alte Familienschlösser, z. B. das Stammhaus der von der Leyen, lehnen sich an die Berge, und sehen einen ernsthaft und traulich an, unter dem duftenden Schatten des Nußbaumes. Unter diesen spitzen dunkeln Dächern wohnt ein ehrenhaftes, betriebsames Geschlecht, und der hohe Giebel hat vom Vater auf den Sohn die Generationen beschützt. Auf den Blumenbrettern vor den Fenstern stehen Nelken, ach, was schöne dunkelrothe Nelken! und duftende Erbsblüte, und vor gar vielen der gewölbten Hausthüren hängt ein kleiner Tannenbaum: das sind Schenken, und es geht lustig darin her. Das ist der Vortheil der ernsten, arbeitsamen und tüchtigen Menschen, daß sie

heiter sein können. Nichts macht das Blut so leicht und das Herz so frisch, als die innere Tüchtigkeit. In den Gärten, auf den Bergen, am Ufer, überall waren Menschen, sie gingen spazieren, sie saßen in Lauben, sie freuten sich des Sonntags, sie grüßten das vorüberrauschende Dampfboot, die Männer mit freundlichem Zuruf, die Frauen mit wehenden Tüchern, so, aus hellem Wohlwollen — denn sie kannten die Reisenden ja nicht. Mir fiel das Languedoc ein, wo die Buben an der Chaussee mit Steinen nach den vorüberfahrenden Wagen werfen. Welch' ein Unterschied! und wo meinen Sie, daß die allgemein menschliche Gesittung höher stehe, hier oder dort?

Auf dem Dampfboot war es sehr voll. Ich hatte keine Zeit, mich mit meinen Reisegefährten abzugeben; aber einer derselben frappirte mich doch so, daß ich ihn unwillkürlich all' Augenblick ansehen mußte. Es war ein winzig kleiner ältlicher Herr, mit einem guten dürren Gesicht, in einem braunen Rock, der ihm fast bis zu den Fersen herabhing, und mit einer Reisemütze, deren Troddel ihm im Nacken spielte, während ihr ungeheuer breiter Schirm sein Gesicht wie unter ein Dach stellte. Am letzten Knopf seiner Weste waren die Schnüre eines riesenhaften Tabacksbeutels von gelbem Leder befestigt, welcher ihm zwischen den Füßen, drei Zoll über dem Fußboden,

baumelte, und in der Hand hielt er eine Pfeife mit Porzellankopf, auf die er sich stützte wie auf einen Stock. Diese auffallende Figur stand den ganzen Tag mitten auf dem Verdeck, und drehte sich um seine eigne Axe rundum auf seinen Fersen, um keinen Punkt, kein Bild, keine Veränderung der Szenerie zu verlieren. Er ging nicht einmal zum Speisen hinunter, sondern ließ sich Brot, Wein und Früchte aufs Verdeck bringen, damit er nur nichts versäume. Ich ging übrigens auch nicht hinab, weil es unten zum Ersticken heiß war. Sollte dieser gewissenhafte Reisende, der wie eine Schildwache nicht von seinem Posten geht, und mit seiner Tabacksbagage so überladen ist, wol ein Deutscher sein? dacht' ich immerfort heimlich. Aber ich brachte es nicht zu dem Entschluß, ihn anzureden! es kommt mir so unbescheiden vor, einen Unbekannten, dem ich doch im Grunde nichts zu sagen habe, zu einem Gespräch zu zwingen. Endlich, am Abend, kam es doch dazu: er redete nämlich mich an, und da erfuhr ich, daß er ein Holländer, und dermaßen entzückt von unsrer Tagereise sei, daß er übermorgen die zweitägige Rückfahrt stromaufwärts machen wolle, um Alles recht gründlich zu genießen; und dann erst wolle er seine beabsichtigte Reise nach der Schweiz fortsetzen. Ich finde nun grade in der Schnelligkeit, womit das

Dampfboot uns entführt, den höchsten Reiz, weil Aug' und Phantasie nie Zeit haben, um matt zu werden.

Und nun, herzliebe Emy, bin ich wieder am Rhein und mit meiner Erzählung, dem Zeitabschnitt, nicht dem Stoff nach — zu Ende. Nur einen kleinen Zug noch! Wir fuhren im Nachen von Stolzenfels, das der König von Preußen gar schön ausbauen läßt — erinnern Sie sich noch, wie es vor vierzehn Jahren aussah, als wir zum erstenmal dort waren? — nach Coblenz zurück. Als wir landeten, bekam der Schiffer außer der Taxe für die Fahrt ein kleines Trinkgeld. „Ich danke Ihnen", sprach der junge Mensch freundlich; „ich wünsche Ihnen glückliche Reise." Sehen Sie — um den Hals hätt' ich ihm fallen mögen vor Freude, daß er dankte, daß ein wohlwollendes Gefühl in seiner Seele war, daß er einen Begriff von Reciprocität beim Nehmen und Geben hatte. Das kleine Wort: ich danke Ihnen — habe ich unter ähnlichen Verhältnissen in Frankreich nicht gehört.

Ach, Herz, ich weiß nicht — ist der Rhein wirklich so schön, oder ist's der Zauber der frühlingsgrünen Erinnerungen aus meinem Leben, oder repräsentirt er so herrlich Deutschlands Lichtseite von würdiger Kraft und ernster Schönheit, genug, wenn

ich all' die schönen Stellen der Erde, die ich gesehen habe, an meiner Seele vorübergleiten lasse und mich frage: Und wo mögtest du zum letzten Mal die Sonne untergehen sehen? — so antwort' ich, ohne mich zu besinnen: Hinter Stolzenfels am Rhein.

Greifswald, März 19. 1842.

Druck von Eduard Haenel in Berlin.

Verbesserungen.

I. Band.

Seite 20. Zeile 5. lies Kogel statt Kegel.
„ 27. „ 6. „ König „ Königin.
„ 45. „ 2. fehlt „que“ vor Sigalon.
„ 47. „ 6. lies die statt das Impériale.
„ 48. „ 12. „ Alpen statt Aplen.
„ 60. „ 8. v. u. l. Crabioules st. Chabioules.
„ 64. „ 9. von unten lies nein statt naiv.
„ 191. „ 4. „ „ „ où statt ou.

II. Band.

Seite 7. Zeile 9. lies digne statt signe.
„ 13. „ 2. „ Rotrou statt Botrou.
„ 20. „ 4. „ abpralle statt abprelle.
„ 23. „ 12. von unten lies Schatten st. Schollen.
„ 26. „ 4. „ „ „ Ruinen statt Ruine.
„ 38. „ 12. „ „ „ Kämpfen st. Kriegen.
„ 44. „ 2. „ „ „ können statt könne.
„ 48. „ 1. „ „ fehlt „Alle“ hinter müssen.
„ 49. „ 6. „ „ lies diesen statt dieser.
„ 52. „ 2. lies ist statt sieht.
„ 70. „ 7. „ wallen statt wollen.
„ 81. „ 5. „ nun statt nur.
, 134. „ 10. „ einem statt einen.
„ 230. „ 3. „ Contrabässe statt Cantrabässe.
„ 250. „ 11. von unten lies rez de statt rezde.
„ 259. „ 12. lies unglücklichen st. ünglücklichen.
„ 263. „ 9. „ 1774 statt 1770.

Die vorläufige Anzeige über dies Unternehmen, in der die Herausgeber nicht zu viel versprechen wollten, hat im Publikum eine so lebendige Theilnahme gefunden, daß sich die Unterzeichneten ermuthigt und angefeuert sehen, alle Kräfte aufzubieten, den gehegten Erwartungen auf das Beste zu entsprechen. Es gereicht ihnen daher zur besondern Freude, nunmehr folgende der geachtetsten literarischen Notabilitäten, als dem Taschenbuche ihre Mittheilungen zuwendend, nennen zu dürfen:

Achim von Arnim, aus dessen Nachlasse mitgetheilt von Baronin Bettina von Arnim. — Böckh. — Freiherr von Eichendorff. — Ferrand. — F. Förster. — Freiherr de la Motte Fouqué. — Geibel. — W. Grimm. — Gruppe. — Häring (Willibald Alexis). — Gräfin Hahn-Hahn. — Hitzig, Mittheilungen über und von Immermann. — Kopisch. — Kugler. — Mügge. — Mühlbach. — Mundt. — Rellstab. — C. Ritter. — F. Rückert. — Adelheid von Stolterfoth. — Streckfuß. — Varnhagen von Ense. — Verfasserin von Godwie-Castle.

Die literarische Mitwirkung von Link, Steffens, so wie die anderer berühmter Schriftsteller ist freundlichst in Aussicht gestellt.

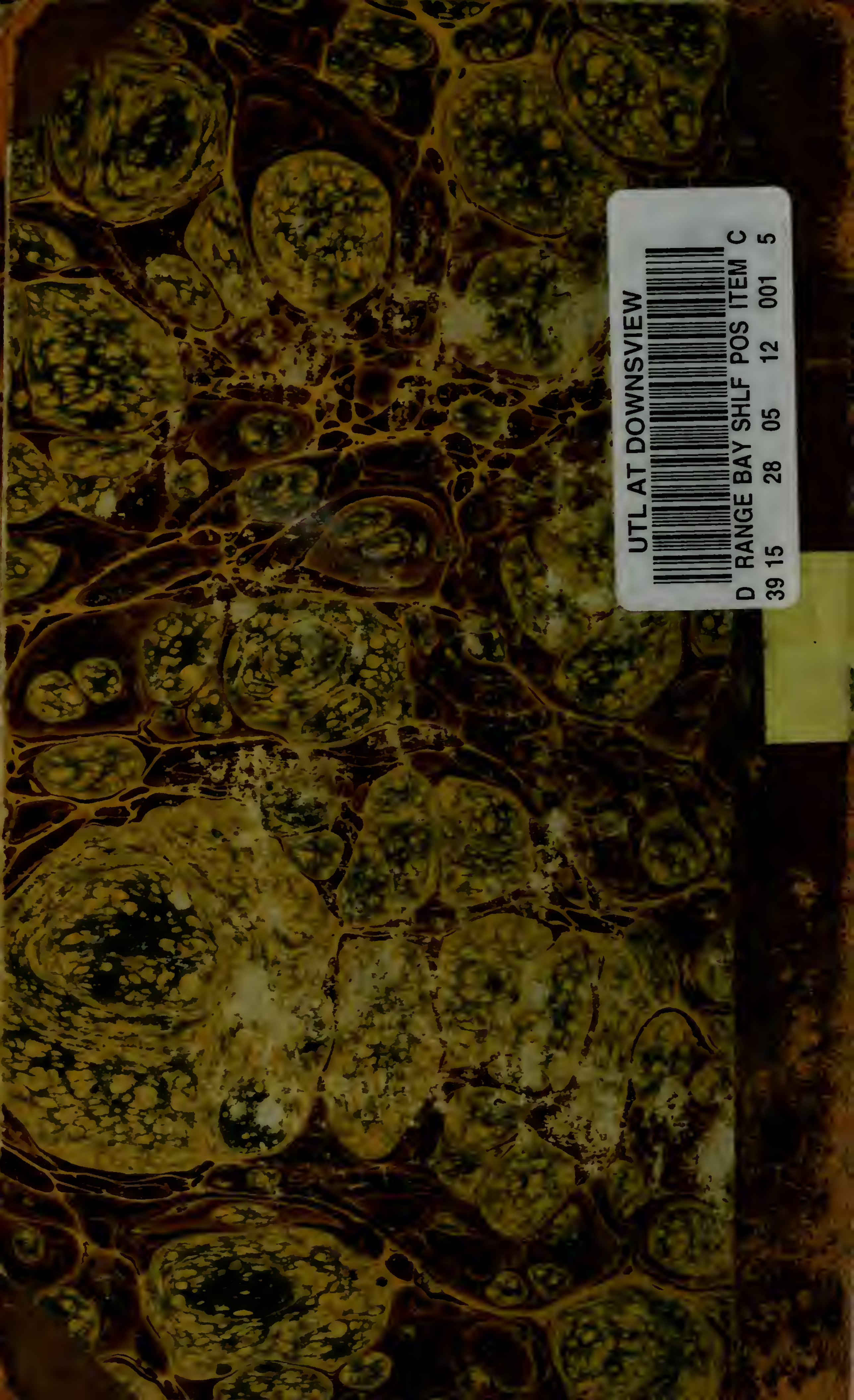
Das Ganze ist auf 15 Oktavbogen berechnet und wird zu Ende des Juli erscheinen. Für die Unterzeichner ist der überaus billige Preis von **1 Thlr.** festgestellt. Da die ganze Auflage dieses Taschenbuches **nur** für die gedachten Zwecke bestimmt ist, dürfte es zweifelhaft sein, ob für Nicht-Unterzeichner später noch Exemplare zu haben sein werden, jedenfalls aber würde dann der Preis **1½ Thlr.** betragen. Das Verzeichniß der geehrten Subscribenten wird dem Buche beigegeben und deshalb um schnelle und deutliche Angabe von Stand und Namen gebeten.

Berlin, im Juni 1842.

Dr. H. Kletke. Alexander Duncker. Eduard Hänel.
Königl. Hofbuchhändler.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 15 28 05 12 001 5